

Gehörlose im Wandel der Zeit

Inaugural-Dissertation

zur Erlangung des Doktorgrades

der Philosophie an der Ludwig-Maximilians-Universität

München

vorgelegt von

Rauthgundis Kurrer

Erstgutachter: Prof. Dr. Matthias Laubscher

Zweitgutachter: Prof. Dr. Manfred Heim

Tag der mündlichen Prüfung: 20.Juni 2013

Vorwort	5
1 Einleitung	6
2 Gehörlose im Wandel der Zeit	12
2.1 Gehörlose in Gesellschaften des Alten Orients	12
2.2 Gehörlose in Gesellschaften der Antike	23
2.3 Gehörlose in europäischen Gesellschaften des Mittelalters	30
2.4 Gehörlose in europäischen Gesellschaften der Frühen Neuzeit	33
2.5 Gehörlose in europäischen Gesellschaften der Aufklärung	40
2.5.1 Gehörlose in der französischen Gesellschaft	40
2.5.2 Gehörlose in der deutschen Gesellschaft	53
2.6 Gehörlose in der deutschen Gesellschaft des 19. Jahrhunderts	59
2.7 Gehörlose in der deutschen Gesellschaft zu Beginn des 20. Jahrhunderts	62
2.8 Gehörlose im Dritten Reich	65
2.9 Jüdische Gehörlose während der nationalsozialistischen Herrschaft	74
3 Die gegenwärtige Situation Gehörloser in Deutschland	79
3.1 Gehörlose als „Behinderte“	79
3.1.1 Die Stereotypisierung Gehörloser	83
3.1.2 Vorurteile gegenüber Gehörlosen	85
3.1.3 Die Stigmatisierung Gehörloser	87
3.1.3.1 Psychische Probleme als Folge sozialer Ausgrenzung	88
3.1.3.2 Psychische Probleme als Folge sexueller Gewalt	90
3.2 Exkurs: Heilungsversuche der Taubheit von der Frühzeit bis zur Gegenwart	92
3.3 Die Pränataldiagnostik	96
3.4 Das Cochlea Implantat	99
3.4.1 Das Cochlea Implantat und hörende Eltern	100
3.4.1.1 Identitätsfindung gehörloser Jugendlicher hörender Eltern	103

3.4.2	Das Cochlea Implantat und gehörlose Eltern	104
3.4.2.1	Diglossives Verhältnis: Gebärdensprache versus Lautsprache	108
3.5	Berufliche Erfahrungen der älteren und mittleren Gehörlosengeneration	110
3.6	Berufliche Perspektiven junger Gehörloser	112
4	Charakteristische Merkmale der deutschen Gehörlosengemeinschaft	118
4.1	Gehörlosenschulen	118
4.2	Gehörloseninternate	123
4.3	Gehörlosenvereine	124
4.4	Technik und Medien	127
4.4.1	Ältere Gehörlose	128
4.4.2	Junge Gehörlose	129
4.5	Soziale Netzwerke	130
4.5.1	Junge Gehörlose	131
4.5.2	Ältere Gehörlose	132
4.6	Reisen	133
4.7	Kommunikationsstil und Körperkontakt	134
4.8	Klatsch und Tratsch	135
4.9	Zeit	137
4.10	Gebärdennamen	138
4.11	CODA	139
5	Gehörlose, eine „ethnische Minderheit“ in Deutschland?	143
5.1	Ethnizitätsmerkmale	150
5.1.1	Sprache	151
5.1.1.1	Die Deutsche Gebärdensprache	152
5.1.2	Rituale	157
5.1.3	Partnerwahl und Ehe	158

5.2	Sorben und Gehörlose in Deutschland – ein Vergleich	159
6	Gehörlose in außereuropäischen Gesellschaften früher und heute	163
6.1	Gehörlose in „primitiven“ Stammesgesellschaften	163
6.2	Gehörlose in autarken Gemeinschaften	169
6.2.1	Martha's Vineyard	169
6.2.2	Cayman Islands	171
6.2.3	Al-Sayyid im Negev	172
6.2.4	Ban Khor in Thailand	173
6.3	Gegenwärtige Situation Gehörloser in Entwicklungsländern	174
6.3.1	Gehörlose in Indien	174
6.3.2	Gehörlose in Nepal	179
6.3.3	Gehörlose in Pakistan	180
6.3.4	Gehörlose in Bangladesch	182
6.3.5	Gehörlose in der Dominikanischen Republik	183
6.3.6	Gehörlose in Haiti	185
6.3.7	Gehörlose in Afrika	186
6.3.8	Gebärdensprachgemeinschaften in lateinamerikanischen Ländern	189
6.3.8.1	Honduras	189
6.3.8.2	Guatemala	190
6.3.8.3	Peru	192
6.3.8.4	Bolivien	193
6.3.8.5	Resümee	194
7	Ausblick	195
8	Literaturverzeichnis	197
9	Anhang	240

Vorwort

Mit dem Beginn meiner Feldforschung über die sich wandelnde Lebenswelt der Gehörlosen habe ich mich auf eine emotionale Reise begeben. Ich hatte das Glück, in vier Jahren auf viele außergewöhnliche, rührende, aber auch heitere Menschen zu treffen. Eindrucksvoll und abwechslungsreich war es für mich, dabei vielen Personen unterschiedlicher Altersstufen, Geschlechter und Einstellungen zu begegnen und sie erleben zu können. Mit ihrer offenen Art gelang es ihnen, mir meine Angst vor oftmals ungewohnten Situationen zu nehmen.

Vor allem aber fühle ich mich jenen gehörlosen Personen dankbar verbunden, die mich auf diesem langen Weg als Helfer, Berater und Freunde begleitet haben. Sie schenkten mir ihre Zeit und ihr Vertrauen und ließen mich an ihrem Leben teilhaben. Dadurch konnte ich ihre Persönlichkeiten kennen und verstehen lernen, was meine Arbeit bereicherte und dazu beitrug, ein lebendiges und realitätsnahes Bild von ihnen zu gewinnen. Hinzu trat ein Wissensgewinn, den ich auch hörenden Gesprächspartnern zu verdanken habe

Diese nachhaltigen Begegnungen wären nicht zustande gekommen, hätte sich Herr Professor Dr. Matthias Laubscher nicht bereit erklärt, dieses am Rand der Ethnologie angesiedelte Thema zu betreuen. Von Anfang an gab er mir bei der Bildung der inhaltlichen Schwerpunkte und ihrer Ausarbeitung freie Hand. Geduldig nahm er Rücksicht auf meine lange Phase der Vorarbeiten und manche Umwege. An dieser Stelle möchte ich es aber nicht versäumen, mich auch herzlich bei Herrn Professor Dr. Manfred Heim zu bedanken, der trotz seiner zahlreichen Verpflichtungen im Lehrbetrieb in seiner freundlichen Art meiner Bitte nachkam, die Zweitkorrektur zu übernehmen.

1 Einleitung

Das Selbstverständnis gehörloser Menschen hat sich in der jüngsten Vergangenheit grundlegend gewandelt. Voraussetzung dafür war ein neuer Blick, mit dem sie ihre eigene gesellschaftliche Gruppe wahrnehmen. Immer mehr Gehörlose betrachten sich inzwischen als Teil einer „ethnischen Minderheit“. Damit rückten sie in den letzten Jahren auch in das Blickfeld der Ethnologie. 2012 erschien die erste Arbeit über Gehörlose und ihre Gemeinschaft in Deutschland, die von einem ethnologischen Ansatz ausgeht. In ihrer Dissertation „Ethnographie der Gehörlosen. Kultur – Kommunikation – Gemeinschaft“ konzentriert sich Anne Uhlig auf die Auffassung der Gehörlosen, einer „Ethnie“ im Sinne einer autochthonen Gemeinschaft anzugehören. Der Schwerpunkt der vorliegenden Studie ruht indes auf der Darstellung des Wandels der Gehörlosengemeinschaft, der immer auch eingebettet ist in den Wandel gesellschaftlicher Rahmenbedingungen, die auch ihr Leben bestimmen.

In einem ausführlichen ersten Kapitel zeige ich die historische Dimension des Wandels. Für den Alten Orient geben die bisher bekannten literarischen Quellen nur sehr begrenzt Auskunft über das Dasein gehörloser Menschen in den jeweiligen Gesellschaften. Zur griechischen und römischen Antike liegen bereits besser dokumentierte Aussagen über Gehörlose vor. Dies gilt auch für Gehörlose in den Gesellschaften des europäischen Mittelalters. Erst die Vertreter der französischen Aufklärung beschäftigten sich eingehender mit Gehörlosen im Zusammenhang mit ihren Bemühungen, Theorien zur Entstehung der menschlichen Sprache zu entwickeln. Nach einer Phase der langsam beginnenden Besserstellung Gehörloser in der deutschen Gesellschaft zu Beginn des 19. Jahrhunderts verschlechterte sich ihre Stellung im 20. Jahrhunderts zusehends. Besonders im Dritten Reich mussten sie als „defizitäre Menschen“ unter Ausgrenzung und Verfolgung leiden.

Auch die Beurteilung der gegenwärtigen Situation Gehörloser in Deutschland, deren Zahl auf etwa 80.000 geschätzt wird (Neubert & Reber 2006:13), ist immer noch stark von der hörenden Mehrheitsperspektive geprägt, die grundsätzlich von einem Behindertenmodell ausgeht. Bei dem Begriff „Behinderung“ handelt es sich nicht nur um die objektive Kennzeichnung eines medizinischen Zustands, sondern immer auch um den Ausdruck einer subjektiven Bewertung. Diese äußert sich gewöhnlich in Stereotypisierungen und Vorurteilen, die Stigmatisierungsprozesse nach sich ziehen und bei

Gehörlosen psychische Probleme bewirken können. Für die Darstellung der oftmals brutalen „Heilmethoden“, die dazu dienen sollten, gesellschaftliche Stigmatisierung zu vermeiden, ist ein kurzer Exkurs vorgesehen.

Ab den 1980er Jahren rückte die genetisch bedingte Gehörlosigkeit in den Fokus der von Wissenschaftlern mitunter als eugenische Maßnahme verurteilten Pränataldiagnostik, mit der ich mich im Rahmen der vorliegenden Arbeit auseinandersetze. In den letzten Jahren steht mit einer Innenohrprothese, dem Cochlea Implantat (CI), eine Methode zur Verfügung, die einen nachhaltigen Wandel in Gang gesetzt hat. Die überwiegende Mehrheit der hörenden Eltern macht heutzutage von der Möglichkeit Gebrauch, ihren Kindern so früh wie möglich das CI einsetzen lassen, um ihnen damit die Möglichkeit zu bieten, die deutsche (Laut-) Sprache zu erlernen. Der Spracherwerb stellt allerdings einen langwierigen Prozess dar. Mitunter kann aber trotz dieser verwendeten Hörprothese der gewünschte Erfolg ausbleiben, was bei gehörlosen Jugendlichen zu weitreichenden Schwierigkeiten bei der Identitätsfindung führen kann.

Inzwischen gehen zunehmend auch gehörlose Eltern dazu über, ihre ebenfalls gehörlosen Kinder mit einem Cochlea Implantat ausstatten zu lassen, um ihnen in der lautsprachlichen Welt bessere Perspektiven zu eröffnen. Für gehörlose Kinder, die kein CI tragen, haben sich dennoch die schulischen und beruflichen Perspektiven deutlich im Vergleich zu früheren Zeiten verbessert. Andererseits sind die Anforderungen auf dem Arbeitsmarkt gestiegen, wobei der Erfolg auch immer eine Frage des persönlichen sozialen Umfelds ist.

Die Zunahme von CI-Implantationen bei gehörlosen Kindern wirkt sich inzwischen in negativer Weise auf den Erhalt repräsentativer Einrichtungen der Gehörlosengemeinschaft aus. Darunter fallen vor allem Gehörlosenschulen, Gehörloseninternate und Gehörlosenvereine. Aber der technische Fortschritt hat auch in positiver Hinsicht zum Wandel beigetragen und ließ andere Formen sozialer Netzwerke entstehen. Gleichwohl existieren immer noch charakteristische Merkmale der Gehörlosengemeinschaft, wie etwa die Affinität zum Reisen, der direkte Kommunikationsstil oder der Umgang mit Zeit.

Ein Aspekt meiner Forschung behandelt die Fragestellung, ob Mitglieder der Gehörlosengemeinschaft gleichzeitig als Angehörige einer eigenen Ethnie angesehen werden können. Als Kriterien kommen dafür die Gebärdensprache, Rituale und das Verhalten

bei der Partnerwahl infrage. Daran schließt sich ein Vergleich mit den Sorben in Deutschland an, die als „ethnische Minderheit“ in der Bunderepublik Deutschland offiziell anerkannt sind.

Abschließend wende ich mich Gehörlosen in außereuropäischen Gesellschaften zu. Untersucht werden zunächst gehörlose Angehörige „primitiver“ Kulturen sowie autarker Gemeinschaften. Darauf folgen Beispiele aus Indien, Nepal, Pakistan, Bangladesch, Haiti, der Dominikanischen Republik und Afrika, wobei der Schwerpunkt nicht nur auf die Beschreibung der sozialen Stellung Gehörloser, sondern auch auf deren Sprachgewohnheiten in den einzelnen Ländern liegt. Bei der Erfassung der lateinamerikanischen Länder Honduras, Guatemala, Peru und Bolivien arbeite ich vorwiegend die Ergebnisse der dort mit der Erforschung der Gebärdensprache beschäftigten Linguisten heraus. Die spezielle Frage, ob und in welchem Ausmaß dort indigene Gebärdensprachen bestehen und in welcher Weise sich in diesen Ländern der Einfluss dominanterer Gebärdensprachen bemerkbar macht, wird dabei erörtert.

Für diese Arbeit wurden zahlreiche Studien aus verschiedenen Fachgebieten herangezogen, um ein möglichst reales Bild über die gegenwärtige gesellschaftliche Stellung Gehörloser in Deutschland wiedergeben zu können. Den größten Erkenntnisgewinn brachte mir jedoch meine eigene Feldforschung. Dabei konzentrierte sich meine Untersuchung auf im Raum München lebende Gehörlose. Durch die Aufnahme im Münchner Gebärdchor „Regenbogen“ 2008 bekam ich Kontakt zu vier gehörlosen Frauen im Alter zwischen 60 und 80 Jahren. Diese hatten in der Schule nur lautsprachlichen Unterricht erhalten. Deshalb sahen sie sich gezwungen, heimlich auf dem Schulhof zu gebärden, wobei sie die unter ihren Mitschülern gebräuchlichen Gebärden verwendeten. Dies stellte für mich zunächst ein großes Problem dar, denn ich hatte zwar drei Jahre lang an der Münchner VHS die Deutsche Gebärdensprache (DGS) erlernt, mit schulhof-typischen Gebärden war ich aber nicht vertraut. Im Laufe der Jahre aber wuchs die Nähe zu den Gehörlosen, und das Sprachproblem rückte immer mehr in den Hintergrund. Gemeinsam mit den gehörlosen Frauen nahm ich an Weihnachtsfeiern teil, bei denen ich ihre Freunde, Partner, Kinder und Enkel kennenlernte. Zusammen feierten wir Geburtstage, Ostern und Sommerfeste und unternahmen mit anderen Gehörlosen Ausflüge in die nahegelegene Umgebung oder verbrachten Urlaube im Ausland. Dabei erzählten mir Gehörlose auch von ihren alltäglichen Erfahrungen in der hörenden Welt.

Als Mitglied des Gebärdenchors fuhr ich zu Workshops, wo ich Gehörlose aus anderen Bundesländern traf und dabei feststellen konnte, dass regional unterschiedliche Gebärdensprachen existieren.

Seit Frühjahr 2011 bin ich Mitglied des Gehörlosensportvereins München. Einmal in der Woche treffe ich mich mit sechs gehörlosen Frauen zur Gymnastik. Sie sind zwischen vierzig und fünfzig Jahre alt und wohnen meist mit ihren Ehemännern und Kindern in München oder Umgebung. Im Gegensatz zu den älteren beherrschen diese gehörlosen Frauen die DGS problemlos. Aber auch sie berichteten von Verboten, die Gebärdensprache innerhalb der Gehörlosenschulen zu benutzen. Neben charakteristischen Merkmalen, die Gehörlose in ihrem Verhalten aufweisen, zeigen sie allerdings auch alterstypische Einstellungen. So sind sie beispielsweise daran interessiert, ihren noch jüngeren Kindern eine gute Ausbildung zu ermöglichen. In der Regel bleibt auch diese Gehörlosengruppe unter sich. Diese Frauen sind selbstbewusster und selbstständiger als viele ältere gehörlose Frauen. Zu jungen Gehörlosen hatte ich relativ wenig Kontakt. Durch Vermittlung der Gehörlosenseelsorge München half ich des Öfteren bei der Wohnungssuche, beim Verfassen von Bewerbungsunterlagen, beim Einkaufen oder bei schulischen Fragen. In meinen Augen stellt sie die wohl heterogenste unter den genannten Gruppen dar.

Für die quantitative Datenerhebung teilte ich Fragebogen an Gehörlose aus, die auf grundsätzliche Fragen Antworten liefern sollten. Sie bezogen sich in erster Linie auf den Erwerb der Gehörlosigkeit, familiäre Strukturen, Partner, Kinder, Geschwister, Besuch von Gehörlosenschulen und Internaten, Angaben zur Schul- und Berufsausbildung sowie zu den ausgeübten Berufen. Hinzu traten Fragen nach den privaten Kontakten zu hörenden Personen außerhalb ihrer Familien, Mitgliedschaft in einem Gehörlosenverein, gemeinsamen Freizeitaktivitäten, Lesegewohnheiten oder Fernsehkonsum. Bereits zu Beginn meiner Feldforschung konnte ich feststellen, dass vor allem bei älteren Gehörlose sehr häufig Schwierigkeiten beim Lesen und Schreiben auftreten. Daher bemühte ich mich, meinem Fragebogen eine gut verständliche Form zu geben. Dafür verwendete ich eine schlichte Sprache und kurze Sätze. Die Antworten erfolgten in der Regel nur durch das Ankreuzen verschiedener Möglichkeiten. Trotzdem erhielt ich von 58 ausgeteilten Fragebogen lediglich 36 ausgefüllte zurück. Vor allem der relativ geringe Rücklauf von Seiten der Älteren trug zu diesem Ergebnis bei. Dennoch

brachte die Auswertung eine Reihe von grundlegenden Einblicken in Vorlieben und Verhalten der Befragten.

Auch die qualitative Methode des leitfadengestützten Interviews lieferte mir wichtige Informationen. Unter Berücksichtigung des jeweiligen individuellen Gesprächspartners erstellte ich einen Fragebogenkatalog, an den ich mich während des späteren Interviews anlehnte. Manchmal erschien es mir in einer spezifischen Gesprächssituation angemessen, von diesem Leitfaden abzuweichen und nachzufragen. Dies war immer dann der Fall, wenn meine Gesprächspartner mir Antworten gaben, die mir neue Aspekte eröffneten. Auch narrative Gespräche bei verschiedenen Anlässen waren für mich bisweilen sehr informativ. Häufig hatte ich den Eindruck, dass durch die informellen Gesprächssituationen meine Gesprächspartner mehr von sich und ihren Anschauungen preisgaben, als sie es in einem formelleren Gespräch getan hätten. Zufällige Gespräche mit jüngeren Gehörlosen ergaben sich oftmals in den Räumlichkeiten der Katholischen Gehörlosenseelsorge oder wenn ich gelegentlich Gehörlose bei alltäglichen Besorgungen begleitete.

Die qualitative „teilnehmende Beobachtung“ brachte mir den größten Erkenntniszuwachs. Seit Bronislaw Malinowski (1884-1942), der die Zeit zwischen 1915-1918 als wissenschaftlicher Beobachter der einheimischen Kultur auf den zu Neu-Guinea gehörenden Trobriand-Inseln verbracht hatte, gilt sie als die Methode der Datenerhebung, die in besonderem Maße die Ethnologie charakterisiert. Allerdings drückt sich bereits im Terminus „teilnehmende Beobachtung“ das Problem aus, mit dem der Forscher zu kämpfen hat: Einerseits soll er eine empathische Perspektive einnehmen, um die zu erforschende Gruppe und ihr Verhalten zu verstehen. Andererseits ist er gehalten, bei der Erforschung einen objektiven Maßstab anzulegen, um möglichst verallgemeinerbare Ergebnisse zu erhalten (Nicklas 2007:64ff.). Für ihn ist es nahezu unmöglich, gegenüber der zu erforschenden Gemeinschaft einen wertneutralen Standpunkt einzunehmen, da er als Mitglied einer anderen Gruppe sozialisiert worden ist und deren Normen und Werte verinnerlicht hat. Deshalb ist ein objektiver Blick als Beobachter nur sehr schwer realisierbar (ebd., S. 68) und nach Ansicht des amerikanischen Ethnologen Clifford Geertz (1926-2006) auch nicht notwendig. In seiner Schrift „Dichte Beschreibung“ weist er darauf hin, dass sich für ihn die Untersuchung von Gemeinschaften nicht auf der Grundlage einer Wissenschaft vollzieht, die in experimenteller

Weise „nach Gesetzen sucht“, sondern vielmehr auf „eine interpretierende“, die „nach Bedeutung sucht“, um Menschen und ihre Verhaltensweisen zu verstehen, die in einem „selbstgesponnene[n] Bedeutungsgewebe verstrickt“ sind (Geertz 1983:9). Folgt man Geertz‘ Ansatz, soll der Forscher eine Gemeinschaft aus der inneren Perspektive heraus beobachten und verstehen lernen. Bei der Gehörlosengemeinschaft handelt es sich jedoch um eine sehr heterogene Gemeinschaft. Etwa 90% ihrer Mitglieder stammen aus hörenden Familien, was für meine Forschungsarbeit eine bedeutende Rolle spielte.

Neben meiner Beobachtung der Gehörlosen in der realen Welt war es ein weiteres Ziel, im Rahmen einer Online-Forschung in der virtuellen Welt einen Zugang zu Informationen über spezielle Themengebiete zu erhalten. Im Gehörlosenforum „www.gl-cafe.de“ konnte ich Kenntnisse über gegensätzliche Einstellungen zu viel diskutierten Themen gewinnen. Besonders ergiebig waren dafür die meiner Ansicht nach unverfälschten “postings“ im Chatroom. Vor allem wenn es um kontrovers diskutierte Themen innerhalb der Gehörlosenwelt ging, griff ich auf das Internet als Medium der Informationsbeschaffung zurück, da der Cyberspace als interaktiver Raum bereits seit geraumer Zeit als ethnologisches Feld genutzt wird. Die Beiträge, die widersprüchliche Auffassungen aufzeigen, können dazu dienen, tendenziell sich gegenüberstehende Gruppenmeinungen zu veranschaulichen.

Es ist diskussionswürdig, ob das „Lurken“, also das unentdeckte Mitlesen von Kommentaren, legitim ist, da die Diskussionsteilnehmer nicht die Möglichkeit besitzen, der Verwendung ihrer Daten zuzustimmen oder abzulehnen. Dennoch bin ich der Überzeugung, dass die Verfasser der Beiträge sich im Klaren darüber sein müssen, dass sie sich im öffentlichen Raum befinden, bevor sie sich äußern. Es steht sowohl den Forenbetreibern offen, Zugangsbeschränkungen zu installieren als auch den Mitgliedern diese zu nutzen. Darüber hinaus bleibt die Anonymität der Nutzer durch das Verwenden von „Spitznamen“ (“nicknames“) gewahrt.

2 Gehörlose im Wandel der Zeit

Auf der Suche nach den frühesten Überlieferungen, die Aufschluss über das Dasein Gehörloser in prähistorischen Gesellschaften geben könnten, stößt man schnell an seine Grenzen. Der Archäologie gelang es, anhand von Funden aufzuzeigen, dass in prähistorischer Zeit Personen mit pathologischen Veränderungen wie etwa Klumpfüße, Wasserköpfe, Schädigungen der Wirbelsäule und Amputationen gelebt hatten (Petersen 2003:24). So ließen sich „pathologische Merkmale“ anhand des Knochenskelettes nachweisen (Reisch 1996:48). Was allerdings die Gehörlosigkeit betraf, so konnten keine hinreichenden Aussagen getroffen werden, denn Gehörlose, deren Gestalt sich nicht von der ihrer Mitmenschen unterschied, bildeten, anders als etwa Zwerge oder Lahme, kein Motiv für die bildende Kunst (Fischer-Elfert 1996:110). Daher entfallen künstlerische Darstellungen als Nachweis für die Existenz Gehörloser. Dennoch ist es realitätsnah anzunehmen, dass gehörlose Menschen in dieser Zeit existiert haben.

2.1 Gehörlose in Gesellschaften des Alten Orients

Im Alten Ägypten lassen sich, wenn auch nur vereinzelt, schriftliche Belege finden, die auf Gehörlosigkeit hinweisen. Taubheit war in der altägyptischen Gesellschaft ein Phänomen, das vor allem mit dem Älterwerden verbunden wurde. Diese Einschätzung wird im Prolog zur „Lehre des Ptahhotep“ deutlich, die um 2350 v. Chr. entstand und als ältestes Werk der „ägyptischen Weisheitsliteratur“ Tugend- und Lebenslehren vorstellte (Junge 2003:10f.). Der Autor Ptahhotep, Minister des Königs Asosis, weist bereits in den ersten Zeilen darauf hin: „Greisenalter ist eingetreten, das Alter herabgestiegen, Altersschwäche ist da (...) das Augenlicht ist schwach geworden, die Ohren taub (...) das eben, was das Alter dem Menschen antut“ (ebd., S. 172).

In der altägyptischen Gesellschaft war nicht nur das alltägliche Leben, sondern auch die Medizin in einen religiös-magischen Kontext eingebunden. Die Behandlung von Erkrankungen wurde daher meist auch von Ärzten übernommen, die zugleich Priester oder Magier waren. Zwar gehörten Leiden, deren Ursachen wie etwa bei Knochenbrüchen offensichtlich waren, zum rein medizinischen Aufgabenbereich, aber Fieber hingegen war häufig schwer zu diagnostizieren, da eine sichtbare bzw. natürliche Krankheitsursache fehlte (Graf 2010:20). Für solche Krankheiten, die zur damaligen

Zeit noch nicht erklärbar waren, wurden Dämonen verantwortlich gemacht, wie beispielsweise „nicht zur Ruhe gekommene Tote“, die durch „verschiedene Öffnungen in den Körper eindringen“ und ihn schädigen konnten (Leitz 2005:44). Der Arzt bzw. Heiler hatte die Aufgabe, anhand der Anamnese und des Krankheitsverlaufs herauszufinden, „welcher Gott oder Dämon die schädigende Wirkung auf den Menschen ausübt“. Um mit magischer Kraft auf diesen Geist einwirken zu können, musste zunächst dessen Name ermittelt und dessen Wesen erkannt werden. Dies war notwendig, damit der „Zauberspruch“ an den zutreffenden Verursacher gerichtet werden konnte. Häufig rief man einen krankheitsverursachenden „Dämon“ mit seinem Namen an und bat ihn, sich aus dem Körper zu entfernen (Westendorf 1992:29).

1871 entdeckte der deutsche Ägyptologe Georg Ebers (1837-1898) den nach ihm benannten „Papyrus Ebers“, der 1552 v. Chr. (Ebers 1875:9) vermutlich in Theben entstanden war¹ (ebd., S. 2). Dieses in hieratischer Schrift² gehaltene und von einem unbekanntem Autor verfasste Handbuch, das als umfangreichste und bedeutendste Quelle altägyptischer Heilmedizin gilt, wurde erstmals 1875 veröffentlicht³. Im 43. Abschnitt, der das „Gefäßbuch“ des Arztes und Priester Néḃ-seḫt (Nebsecht) wiedergibt, wird die altägyptische Sichtweise von Anatomie und Physiologie des Herzens und der Gefäße deutlich. Demnach ist der Körper von Gefäßen durchzogen, die von unterschiedlichen „Dämonen“ verursachte „Schmerzstoffe“ transportieren. (Westendorf 1992:44). Was die Ursache für Taubheit betraf, so ging man ebenfalls von dämonischen Einwirkungen aus. Die Ohren wurden als natürliche Öffnungen angesehen, durch die das Leben in den menschlichen Körper eindringen und entschwinden konnte (Joachim 1890:181). So konnte die Taubheit demnach von einem „Köpfungs dämon“ verursacht werden, „der die von Ohren zum Herz als dem Sitz des Verstandes führenden Gefäße

¹ Ursprünglich war dieser 30 cm hohe und 20 m lange Papyrus aus einem Stück gefertigt. Um ihn in der Leipziger Universitätsbibliothek lagern zu können, wurde er in 29 Stücke verschiedener Größe zerschnitten (Ebers 1875:2). Von den ursprünglich 108 beschrifteten Kolumnen des Papyrus haben jedoch 28 ihre Auslagerung während des Zweiten Weltkrieges nicht unbeschadet überstanden. Es liegt allerdings ein von Georg Ebers und seinem Assistenten Ludwig Stern angefertigtes Faksimile von 1875 vor (Keil 2005:11).

² Die kursive Schrift, die als „hieratisch“ bezeichnet wird, tritt meist in Texten der Verwaltung sowie des sakralen und medizinischen Bereichs auf. Üblicherweise wurde sie für die Beschriftung von „Papyrus“, Holz- oder kleinformatiger Tontafeln verwendet (Altenmüller 2010:19).

³ In dieser heilkundlichen Sammlung finden sich Hinweise darauf, dass im Alten Ägypten die Heilung auf der Verbindung empirisch-rationaler und magisch-religiöser Elemente beruhte. In ihr werden die verschiedensten Krankheiten und Beschwerden aufgeführt und die entsprechenden Schmerztherapien, Behandlungen und Heilmittel empfohlen (vgl. Ebers 1875:23ff.). Neben einer großen Anzahl unterschiedlicher Rezepturen, die auf pflanzlichen, tierischen oder mineralischen Stoffen basieren, erscheinen Zaubersprüche bzw. Beschwörungsformeln (vgl. ebd., S. 11ff.).

durchschneidet und so eine Taubheit in den Ohren bewirkt“ (Leitz 2005:44). Aus heutiger medizinischer Sicht handelte es sich bei dieser Beeinträchtigung des Gehörs vermutlich um eine Durchblutungsstörung der Gefäße (metu) des Innenohrs, die einen „akuten Hörsturz“ bewirkte, der wiederum Taubheit nach sich ziehen konnte (Stephan 2011:31).

In einem anderen Papyrus, der die vermutlich im 11. Jahrhundert v. Chr. entstandene altägyptische „Weisheitslehre“ des Autors Amenope enthält, verweist dieser in der ersten Strophe des 25. Kapitels auf Blinde, Lahme und Zwerge, die wohl stellvertretend für alle im Alten Ägypten lebenden Menschen mit Anomalien standen und damit auch Gehörlose einschlossen. Er fordert, allen Beeinträchtigten Respekt entgegen zu bringen, da sich in ihrem Schicksal der göttliche Wille offenbare, aber auch die Erwartung zum Ausdruck komme, das „Jenseits“ in körperlich „unversehrtem Zustand“ zu betreten. (Fischer-Elfert 1996:93f.). Diese Lehre, die den Weg zu einem gottesfürchtigen und rechtschaffenen Leben weisen sollte, mahnte, den Träger eines Gebrechens nicht zu verspotten und auszugrenzen, da das Leiden „in der Hand Gottes“ liege: „Der Mensch ist Lehm und Stroh, der Gott ist sein Baumeister“⁴ (Grumach 1972:159). Die Ägypter waren deshalb bemüht, in ihrer Lebensführung dem göttlichen Willen zu entsprechen, versuchten aber darüber hinaus, sich durch das Tragen von Amuletten vor möglichen Leiden, Gefahren- oder Krisensituationen zu schützen. Sogar Toten wurden Grabamulette angelegt, damit sie auch im Jenseits Schutz erfahren konnten (Graf 2010:20). Die Inschrift eines solchen in Theben gefundenen Siegel-Amuletts ruft die Göttin Mut⁵ an: „So mögest du mich vor allem Übel bewahren bis an mein Ende. Lass meine Augen die Strahlen der Sonnengöttin sehen, meine Ohren hören ohne Taubheit“ (Herrmann 2003:12f.).

In den sumerischen Städten Mesopotamiens hatte sich in der zweiten Hälfte des 4. Jahrtausends v. Chr. Anfänge einer Keilschrift entwickelt. Durch intensive archäologische Forschungen im altorientalischen Raum, die Mitte des 19. Jahrhunderts ein-

⁴ Im Gegensatz dazu scheint die Beobachtung zu stehen, dass es von der Gesellschaft unter bestimmten Bedingungen toleriert wurde, wenn eine Mutter zum Beispiel ihr missgestaltetes Kind nach der Geburt erstickte oder der Vater es in einem Brunnen ertränkte (Baumann 2008:120). Dazu ist allerdings anzumerken, dass Weisheitslehren einen Idealzustand anstreben, in denen „Behinderte“ und „Nichtbehinderte“ gleichermaßen betrachtet und behandelt werden sollten, der allerdings der Realität meist nicht entsprach (Fischer-Elfert 1996:113).

⁵ Mut, die Gemahlin des Himmelsgottes Amun Re, die als „Herrin des Himmels“ verehrt wurde, bildete gemeinsam mit diesem und dem Kindgott Chon im „Neuen Reich“ (um 1550-1070 v. Chr.) eine bedeutende „Göttertriade“ im kultischen Zentrum Karnak (Herrmann 2003:12).

setzten, gelang es, einige 100.000 keilschriftliche Dokumente zu sichern, die bis heute allerdings nur in begrenztem Maße entschlüsselt worden sind (Maul 2002:4f.). Dennoch finden sich vereinzelt direkte oder indirekte Hinweise auf gehörlose Menschen in Mesopotamien, deren Lebenssituation von Ambivalenz geprägt war. So berichtet ein früher keilschriftlicher, zwischen 2100 und 2000 v. Chr. entstandener Text aus der Ur III-Zeit⁶ von gehörlosen Personen, die in Tempeln Zuflucht fanden, als ihre Familien nicht mehr für sie aufkommen konnten oder wollten. Der Herrscher sorgte dafür, dass Angehörige sozialer Randgruppen in den Tempeln aufgenommen wurden, unter denen sich auch Gehörlose befanden. Dort erhielten sie Unterkunft und Verpflegung, konnten aber auch als „billige Arbeitskräfte“ eingesetzt werden (Renger 1992:123f.).

Auf einem keilschriftlichen Text aus altbabylonischer Zeit finden sich Hinweise darauf, dass zwei „Taubstumme“, die den Namen „Sukkuku“ trugen, am „Königshof von Mari“ als Bedienstete ihren Lebensunterhalt verdienten (Kellenberger 2011:145). Dies lässt darauf schließen, dass zumindest einzelne Gehörlose einen höheren Status als den eines Parias einnahmen. In einem fragmentarisch erhaltenen Text wird sogar eine Göttin mit Namen „Sukkūkutu“ („Taubheit“) erwähnt (ebd., S. 129/Anm. 218). Zudem berichten keilschriftliche Texte zum Wirtschafts- und Verwaltungswesen, dass bereits ab etwa 2500 v. Chr. das sumerische⁷ Adjektiv „taub“ auch als Personennamen benutzt wurde. Eine jüngere Inschrift belegt, dass ein Regent der Stadt „Kiš“ den Namen „ú-húb“ trug, was gleichbedeutend ist mit „der Taube“. Ebenso erscheint diese Bezeichnung auf einem Siegel als ehrenvoller Beinamen einer Gehörlosen, die im Kult des (Gottes) Enlil tätig war, den auch die Sumerer verehrten⁸: „Tutanapšum, die Oberpriesterin des Enlil, Aman-Eštar, die Taube, die des Sabirim, ist deine Dienerin“. In dieser Position, in der es ihr möglich war, ein kostbares Siegel für sich selbst in Auftrag zu geben, war sie wohl auch in der Lage, eigene Geschäfte und nicht nur die ihrer „Herrin“ zu tätigen, um auf diese Weise ein eigenes Vermögen zu erwerben. Es

⁶ Der sumerische König Urnamma begründete in der mesopotamischen Stadt Ur eine „Dynastie“, die in der „sumerischen Königsliste als dritte“ aufgeführt wird, die dort regierte. Deren Herrschaft erstreckte sich von etwa 2112- 2004 v. Chr. und wird kurz „Ur III-Zeit“ genannt (Nissen 2011:87).

⁷ „In der Keilschrift wurde neben dem Sumerischen, das mit keiner weiteren Sprache verwandt ist und bereits 2000 v. Chr. ausstarb (aber in Assyrien und Babylonien als »Kultsprache« und Idiome der Gelehrsamkeit weiterexistierte), auch das Akkadische, die semitische Sprache der Assyrer und Babylonier, und mehr als zehn weitere altorientalische Sprachen notiert“ (Maul 2002:5).

⁸ „Im Frühen Mesopotamien bis zur Mitte des II. Jahrtausends und danach noch während der Dynastie der Kassiten (ca. 16./15. Jahrhundert bis 1155) galt Enlil als der göttliche Herrscher im Pantheon“ (Salla-berger 2006:177).

spricht also vieles dafür, dass in Einzelfällen Gehörlose im 3. und 2. Jahrtausend v. Chr. in Mesopotamien als „voll geschäftsfähig“ anerkannt waren und sogar die Möglichkeit besaßen, „höchste Ämter“ einzunehmen. Eine negativ behaftete Redewendung findet sich allerdings in einem zur pädagogischen Literatur gehörenden sumerischen Text. Hier kündigt ein Vater seinem mißratenen Sohn eine Erzählung mit folgenden Worten an: „Das, was ich dir vortrage, verwandelt einen Tauben (Dummkopf) in einen Klugen“. Weiter heisst es darin: „Die Menschen sind taub (d. h. dumm), sie wissen nichts, ..., was könnten sie auch wissen“. Diese negative Assoziation des akkadischen Wortes „sukkuku“ mit „taub“ und „geistig beschränkt“ findet sich auch in Lexika dieser Zeit (Waetzoldt 1996:84f.). Magische Texte der Mesopotamier, die neben Zauberformeln für Segnungen häufig auch Flüche enthalten, nennen Verwünschungen, die sich auf persönliche Feinde beziehen und mangelnde Fruchtbarkeit oder schwere Krankheiten, gelegentlich aber auch „Taubheit“ und „Stummheit“ bewirken sollten (Kellenberger 2011:133f.).

Die spätbabylonische Omensammlung „šumma ālu“ enthält Hinweise auf Prozesse fortschreitender Urbanisierung und dem sich daraus ergebenden Anwachsen von Gruppen, die am Rande der Gesellschaft existierten⁹ (Haas 1992:37) Bemerkungen, die Vorurteile und Abneigungen gegen gesellschaftliche Gruppierungen erkennen lassen, deuten auf soziale Spannungen und Ausgrenzung im täglichen Leben hin¹⁰. Oftmals wies der Verfasser einer Omensammlung einem behinderten Menschen, etwa einem Gehörlosen, die Rolle eines Omens zu, durch den sich der Wille der Götter in vielfacher Weise ausdrücken konnte. So wurden etwa „Blinde“ als göttliche Warnzeichen wahrgenommen, die „Leid“ über eine Stadt bringen konnten, wohingegen „Taube“, wenn sie in einer Stadt in größerer Zahl auftraten, als Indikatoren für städtisches Wohlergehen galten: „Wenn in einer Stadt Taube zahlreich sind, wird es dem Inneren jener Stadt gut gehen“ (ebd., S. 39).

Die enge Beziehung zur Götterwelt zeigt sich auch in medizinischen Omensammlungen („diagnostische Omina“), die Hinweise auf Krankheitssymptome und Prognosen über die Heilungschancen enthielten (Soden 2006:156). Ein bekanntes Beispiel dafür ist das im 11. Jahrhundert v. Chr. in Keilschrift von dem babylonischen Gelehrten Esagil-kîn-apli verfasste, 40 Tontafeln umfassende diagnostische Kompendium mit mehr als

⁹ Vgl. hierzu Haas 1992:38ff.

¹⁰ Vgl. hierzu Klengel 1992:19ff.

3000 Textzeilen, das von den Mesopotamiern „sakikkû“¹¹ genannt wurde, was wohl im übertragenen Sinne mit „Symptome“ übersetzt werden kann (Heeßel 2000:3). Mit seiner Aufzählung zahlreicher Krankheitssymptome richtete sich dieses Handbuch als Leitfaden an den „Beschwörer“ (āšipū) (Volk 1999:11). Das erste von insgesamt sechs Kapiteln dieses Handbuchs zählt „ominöse Vorzeichen“ auf, die der Heiler auf seinem Weg zum Patienten und in dessen Haus beobachten kann (Heeßel 2000: 17f.).

Diese für den altorientalistischen Raum typische „Vorzeichenwissenschaft“ („Divination“) sollte dem „āšipū“ helfen, „Hinweise auf die Krankheiten des Patienten und seine Heilungschancen“ zu gewinnen. Eine „Krankheit“ galt immer auch als „Störung und Mißklang zwischen dem betroffenen Menschen und den göttlichen Kräften“. Bevor die individuelle Therapie¹² beginnen konnte, erstellte der Heiler aufgrund seiner Beobachtungen seine Diagnose. Dafür waren Begegnungen mit ungewöhnlichen Gegenständen, auffälligen Tieren oder Menschen bedeutsam, auf die er unterwegs gestoßen war (Maul 2002:9). Sehr häufig wurde die Krankheit mit einer „göttlichen Berührung“ begründet, die sich in dem Wort „Hand“ ausdrückt (Heeßel 2000:52f.). Diese verbreitete Praxis, Krankheiten als göttliche Ermahnung für Fehlverhalten zu deuten, führte dazu, dass dieses Erklärungsmuster auch auf Gehörlose Anwendung fand. In seiner 1951 bearbeiteten Fassung des „sakikkû“ erwähnt der Assyriologe René Labat die Begegnung des Beschwörers mit einem Stummen:

»S'il voit un sourd: „main“ de Nergal; (ou bien) „main“ de Šamaš«.
(Labat 1951:5/ Nr.39).

Übersetzt lautet diese Textzeile: „Wenn er einen Stummen gesehen hat, stellt der Beschwörer die Diagnose „Hand des Nergal“ oder „Hand des Šamaš“¹³, womit ein Hinweis auf die möglichen göttlichen Krankheitsverursacher gegeben wird. Als eine Erklärung für das Auftreten einer Krankheit führte man an, dass der Leidende etwa die

¹¹ Die genaue Übersetzung des akkadischen Wortes „sakikkû“ bedeutet „kranke Stränge“ (Maul 2002:8).

¹² Die Aufgabe eines Beschwörers bestand neben der Anwendung „empirisch-rationaler“ Heilmethoden vor allem in der Durchführung eines Heilverfahrens mit „magisch-religiösem“ Charakter in Form ritueller Handlungen, verbunden mit Beschwörungen wie etwa Gebeten (Maul 2002:8ff.).

¹³ Bei dem Marsgott Nergal und dem Sonnengott Šamaš handelte es sich um altsemitische Gottheiten. Šamaš trat als Gott des Rechts und der Gerechtigkeit auf und Nergal nahm die Rolle eines Herrschers der Unterwelt wahr (Soden 2006:170f.; 204). Im Diagnosehandbuch „sakikkû“ wird die „Hand des Šamaš“ 42-mal und „die Hand des Nergal“ lediglich 7-mal erwähnt (Heeßel 2000:53). Dies mag der Grund dafür sein, dass sich dort über die Auswirkungen einer Berührung Nergals keine Hinweise finden.

Unantastbarkeit eines „Heiligtums“ gestört hatte, was dann eine Berührung durch die „Hand des Šamaš“ nach sich zog. (Heeßel 2000:59). Die göttliche „Hand“ musste also nicht zwangsläufig ein Todesurteil bedeuten (Soden 2006:156). Ein weiteres Beispiel dafür nennt die 33. Tafel des Diagnosehandbuchs das Auftreten „weißer Bläschen“ als Konsequenz der Berührung durch die Hand Šamaš'. Die dazugehörige Prognose für den Kranken lautet: „Er wird gesunden“ (Heeßel 2000:363). Die „bedrohlichen Omina bzw. Vorhersagen“ konnten so mit Hilfe ritueller Handlungen oder anderer Omina „aufgehoben“ werden (Nippert 1987:309).

Angehörige von Randgruppen, worunter sich auch leidende Menschen befanden, erscheinen wiederholt in den Texten der „Weisheitsliteratur“. Ein frühes Beispiel hierfür ist die Lobpreisung des Marduk „Ludlul bēl nēmeqi“ („Ich preise den Herrn der Weisheit“), der vermutlich im 1. Jahrhundert v. Chr. entstand (Sitzler 1995:85ff.). Dabei handelt sich um eine in Versform gestaltete Theodizee, in deren Mittelpunkt ein Babylonier steht, der sich über sein ihm auferlegtes Schicksal beklagt¹⁴. Der Klagende erscheint als eine in der Gesellschaft anerkannte Persönlichkeit, die ihre Aufgaben immer pflicht- und verantwortungsbewusst wahrgenommen hat (ebd., S. 93). Sein Adressat ist Marduk¹⁵, „Herr der Weisheit“ (bēl nēmeqi), „Herrscher und höchster Gott“, der in der Lage ist, den Leidenden unter seinen Schutz zu stellen. Der Betroffene fragt nach den Gründen, warum gerade ihn seine persönlichen Schutzgötter verlassen hätten (ebd., S. 88ff.), er von Krankheit heimgesucht sowie gesellschaftlich ausgegrenzt werde (ebd., S. 97):

¹⁴ Diese Dichtung kann in Verbindung mit langwierigen historischen Umbrüchen im politischen und gesellschaftlichen Bereich gebracht werden. Im „Gesetzeskodex des Königs Hammurabi“, einer Sammlung von Rechtssprüchen, die unter anderem auch das religiöse Leben der Menschen regelten, verpflichtet der babylonische Herrscher Hammurabi I., der das Land von 1792-1750 v. Chr. regierte, seine Untertanen, nicht nur zum Götterkult, sondern auch dazu, die von den Göttern „geschaffene irdisch-sittliche Ordnung unter den Menschen des Landes“ aufrechtzuerhalten (Soden 1935:149f.). Als die Babylonier später unter die „langandauernde Fremdherrschaft“ der Kassiten gerieten, wurde dies als gerechte Strafe für die Verfehlungen seiner Bewohner gegenüber den Göttern empfunden (ebd., S. 157). „Manche Babylonier machten nun aber die Erfahrung, daß sie trotz gewissenhafter Befolgung der Lehren der Weisheitssprüche und trotz sorgfältiger Vermeidung alles dessen, was den »Bann« nach sich ziehen konnte, immer wieder von Krankheiten und Verfolgungen durch die Menschen heimgesucht wurden (...). Wenn nun aber ein solcher von Leid geplagter Frommer sah, daß neben ihm ein offenkundiger Bösewicht in vollendetem Glück lebte, dann mußten sich Zweifel an der üblichen Auffassung von der Gerechtigkeit der Götter einstellen und sie haben sich, ähnlich wie Hiob in der Bibel, auch tatsächlich bei manchen eingestellt“ (ebd., S. 164).

¹⁵ „Der Rang Marduks wird im Mythos von der Entstehung der Welt auf der Etablierung der Weltordnung unter Marduk Enūma eliš begründet, der mit einer gewissen Plausibilität in das 12./11. Jahrhundert datiert wird. Der Mythos führt die Rolle Marduks als Herrscher und Anführer der Götter auf seinen Sieg gegen [die Schöpferin] Ti'amat zurück, worauf er als Schöpfer der Welt und ihrer Lebewesen auftritt. Erstmals ist damit in Mesopotamien der Herrscher auch Schöpfergott“ (Sallaberger 2006:177).

Mein Haus ward mir verwehrt, ich irre draußen umher,
(...)

Meinen edlen Mund knebelten sie wie (...)
So daß ich, frei zu reden gewohnt, einem Stummen gleiche
Mein hallender Ruf ist zum Schweigen [gebracht],

(Beyerlin 1975:161f.).

Er beklagt, wie ein „Stummer“ behandelt zu werden. Dies weist darauf hin, dass die Unfähigkeit zu sprechen auch in der babylonischen Gesellschaft ein nicht unbekanntes Phänomen war und wohl als negative Abweichung vom gesellschaftlichen Standard angesehen wurde.

Die um 800 v. Chr. entstandene und ebenfalls in lyrischer Form gehaltene¹⁶ „babylonische Theodizee“ schildert den Dialog zwischen einem frommen, gelehrten und wohlhabenden Angehörigen der Oberschicht, der das gesellschaftliche Ansehen verloren und den sozialen Abstieg erlebt hat, und seinem Freund (Sitzler 1995:105f.). Ihm gegenüber beklagt er sich, dass ihm Gott nur „Dürftigkeit“ statt „Reichtum“ gebe (Landsberger 1936:53/Nr.75). Ferner beanstandet er, dass Menschen aus der Unterschicht gesellschaftlich aufstiegen, (ebd., S. 55/Nr.76f.) und erwägt, der Gesellschaft den Rücken zu kehren, um als Außenseiter zu leben:

Das Haus will ich liegen lassen, [will],
nach Besitz will ich nicht trachten, [will],
(...)
von Haus zu Haus eintreten, meinem Hunger wehren,
(...)
wie ein Bettler in das Innere eintr[eten der],

(Landsberger 1936:57/Nr.133f.)

¹⁶ Die „Babylonische Theodizee“ ist in der lyrischen Form eines Silbenakrostichons gestaltet, das 27 Strophen zu je 11 Zeilen umfasst. Die 27 Anfangssilben der jeweiligen Strophen ergeben den Satz: „Ich, Sangil-kinanz-ubbib, der Beschwörer, der den Gott und den König segnend grüßt“, mit dem der Verfasser sich zu erkennen gibt (Soden 1990:143).

Wenn der Klagende sein Vorhaben verwirklicht, trifft er in den babylonischen Städten auf Menschen am Rand der Gesellschaft, unter die sich auch „Krüppel, Blinde und Taube“ mischen (Haas 1992:37).

Ein besonders bekanntes Beispiel der alttestamentlichen Weisheitsdichtung beschreibt das Leiden Hiobs, das auch in der altorientalischen Literatur behandelt wird (Schmid 2010:56). Das Buch Hiob beschäftigt sich wie die bereits erwähnten Theodizeen mit „Grundfragen der menschlichen Existenz“, zu denen auch die Erfahrung des Leidens gehört (Syring 2004:17). In der alttestamentlichen Fassung werden Hiobs Klagen immer mehr zur Anklage, auf die Gott mit Schweigen reagiert. Erst nachdem sich Gott Hiob als allmächtiger Schöpfer offenbart hat, (Hiob 38,1 – 39,30)¹⁷ reagiert Hiob mit Demut und ebenfalls mit Schweigen „Siehe, zu gering bin ich! Was kann ich erwidern? Ich lege meine Hand auf meinen Mund. Einmal habe ich geredet (...) und ich will es nicht wieder tun“ (Hiob 40, 4-5.). Hiob gibt seine Vorwürfe gegenüber Gott auf und nimmt die Rolle eines Stummen an. Damit signalisiert er wohl auch eine Botschaft an andere, insbesondere an taube und stumme Menschen, das eigene, gottgewollte Schicksal demütig anzunehmen.

Anklage und Resignation bestimmen im Alten Testament das Verhältnis Hiobs zu seinem Gott. In eine ähnliche Situation gerät Moses, als Gott ihm die Aufgabe übertragen möchte, die Israeliten aus Ägypten ins Gelobte Land zu führen. Wie Hiob zweifelt auch Moses, der sich diesem Auftrag nicht gewachsen fühlt, an der göttlichen Weisheit und Gerechtigkeit. In unmittelbarem Dialog mit Gott versucht er ein letztes Mal auszuweichen, indem er seine stimmliche Beeinträchtigung¹⁸ ins Feld führt: „Ach Herr! Ich bin kein redegewandter Mann, weder seit gestern noch seit vorgestern, noch seitdem du zu deinem Knecht redest; denn unbeholfen ist mein Mund und unbeholfen meine Zunge“ (2. Mose 4,10). Gott beantwortet diese Bedenken mit einer grundsätzlichen Erklärung: „Wer hat dem Menschen den Mund gemacht? Oder wer macht stumm oder taub, sehend oder blind? Nicht ich, der Herr?“ (2. Mose 4,11). Um den Widerstand Moses gegen seine Berufung und vermutlich auch um dessen Unmut über seine stimmliche Beeinträchtigung zum Ausdruck zu bringen, wiederholt der Verfasser

¹⁷ Für dieses Zitat und die nachfolgenden Bibelzitate wurde auf die Elberfelder Bibel zurückgegriffen.

¹⁸ Als Antwort auf die Frage, was der Grund für die Beeinträchtigung Moses gewesen sein mag, bietet die „Midrasch Schemot Rabba“ die Erklärung an, Moses habe sich als Kind die Zunge verbrannt. Diese rabbinische Auslegung in Form einer Erzählung erscheint dort im 1. Abschnitt: Kapitel 2, Vers 10 (Wünsche 1882:21).

des Exodus-Textes zweimal seine Zweifel (2. Mose 6,12; 6,30). Obwohl sich Moses selbst als beeinträchtigt sieht, nimmt er schließlich den Auftrag Gottes an, „Führer und Vorbild“ der jüdischen Gemeinschaft zu werden, für die Empathie und Solidarität zentrale Werte darstellen (Herweg 2003:8).

Die grundsätzliche Wertschätzung einer Person bei gleichzeitiger Akzeptanz seiner Beeinträchtigung bestimmte auch die jüdische Gesetzgebung („Halacha“). So wurde „die soziale Fürsorge“ für die Armen und Schwachen zur wesentlichen religiösen Pflicht („Zedaka“) erklärt. Daraus ergab sich ein Anrecht auf „Unterstützung“, die jedoch in nicht demütigender Weise erfolgen sollte (Herweg 2003:2). Dies zeigte sich in den Geboten, die der jüdischen Gemeinschaft den Weg wiesen und neben dem „Umgang mit Gott“ auch die Verantwortung für ihre Mitmenschen im Alltag festlegten (Drovs 2000:26).

Im Gebot „Du sollst einem Tauben nicht fluchen“ (3. Mose 19,14) äußert sich allerdings ein gewisser Widerspruch in der Behandlung gehörloser Personen. Einerseits verdeutlicht diese Aussage die Schutz- und Fürsorgefunktion der jüdischen Gesellschaft gegenüber gehörlosen Mitmenschen. Andererseits betont die ausdrückliche Erwähnung von Gehörlosigkeit, dass Hören können eine positive und wünschenswerte Eigenschaft darstelle. Diese widersprüchliche Haltung zeigt auch die jüdische Rechtsprechung, die stumme und taube Personen häufig als „geistig behindert“ oder „seelisch gestört“ bewertete. Danach konnten diese für die von ihnen begangenen Straftaten nicht in dem Umfang herangezogen werden wie Hörende. Bürgerliche Rechte wurden ihnen mit der Begründung verwehrt, sie seien nicht in der Lage, die Gesetze zu erfassen. Zudem war es ihnen nicht gestattet, als Zeugen vor Gericht aufzutreten, da sie nicht fähig seien, dem Verlauf mündlicher Verhandlungen zu folgen. Auch sprach man ihnen die Fähigkeit ab, Gebote zu erlernen, was den Ausschluss von vielen Bereichen des religiösen Lebens zur Folge hatte. Es wurde ihnen zwar gestattet, an Gottesdiensten und „Freudenfesten im Tempel“ teilzunehmen, sie besaßen in diesem Rahmen aber nur eingeschränkte „rituelle Rechte“ (Sachs 2000:XIVf.). Dies wurde damit begründet, dass die verschiedenen Formen körperlicher Schädigung oder Krankheiten in die „Sphäre der Unreinheit“ fielen (Herbst 1999:133), wie etwa im alttestamentlichen 3. Buch Mose (Levitikus) nachzulesen ist:

Jedermann von den Nachkommen des Priesters Aaron, der einen Makel hat, soll nicht herantreten, die Feueropfer des HERRN darzubringen. Ein Makel ist an ihm, er soll nicht herzutreten, das Brot seines Gottes darzubringen. Das Brot seines Gottes von dem Hochheiligen und von dem Heiligen mag er essen. Nur zum Vorhang soll er nicht kommen, und an den Altar soll er nicht herantreten, denn ein Makel ist an ihm, dass er nicht meine Heiligtümer entweicht; denn ich bin der HERR, der sie heiligt (3. Mose 21, 21-23).

Mit der im 5. Buch Moses (Deuteronomium) vertretenen Auffassung, wonach der Gläubige auf die göttliche Stimme „hören“ solle¹⁹, blieb es Gehörlosen grundsätzlich verwehrt, höhere Ämter anzustreben, obwohl die „Mischna“²⁰ zwei gehörlose Priester („Cohanim“) erwähnt, die von dieser Regel befreit wurden (Zaurov 2003:81). Allgemein wurden Taub- und Stummheit als etwas „Beängstigendes“ sowie als „göttliche Strafe“ empfunden und Gehörlose gewöhnlich „in die Nähe geistig Armer“ gerückt. Den Gehörlosen blieb nur der Trost, dass Gott, der diese „Behinderung“ gegeben hatte, sie auch wieder von ihnen nehmen konnte (Sachs 2000:XV).

Als im 2. Jahrhundert n. Chr. die wirtschaftliche und politische Situation der frühen jüdischen Gesellschaft in eine Krise geriet, verschlechterte sich auch die Lebenssituation benachteiligter Gruppen. Um den Druck des immer größer werdenden persischen und griechischen Einflusses zurückzudrängen, entschied sich die rabbinische Priesterschaft, effiziente Gegenmaßnahmen zur Festigung des Judentums zu ergreifen. Ihr Ziel war es, die religiöse und kulturelle Eigenständigkeit zu bewahren, wozu sie einen strengen Verhaltenskodex aufstellte. Das Auftreten körperlicher Schädigungen oder Krankheiten führten die Rabbiner auf die Missachtung der von ihnen aufgestellten Vorschriften zurück (Herbst 1999:136f.). Ihre Ethik des Zusammenhangs von Sünde und Strafe äußert sich zum Beispiel in ihrer Deutung der Geburt eines gehörlosen Kindes als Folge eines Verstoßes gegen das Schweigegebot während des Liebesaktes ebd., S. 197).

¹⁹ In 5. Mose 4, 30 heißt es: „Wenn du in Not bist und wenn alle diese Dinge dich getroffen haben am Ende der Tage, wirst du zum HERRN, deinem Gott, umkehren und auf seine Stimme hören“, was die Einhaltung der Gebote impliziert. Der Mensch entscheidet nicht autonom, sondern vollzieht „Gottes Weisungen, die [das Volk] Israel »gehört« hat und »hören« soll, besonders nach der Lehre des Deuteronomiums“ (Mußner 2009:154).

²⁰ „Mischna“ leitet sich von dem hebräischen Wort „shana“ her, was „Wiederholung“ bedeutet und sich auf das Einüben des vom „Lehrer“ vorgeschlagenen Satzes durch den Schüler bezieht. Sie enthält Bestimmungen, die neben dem profanen auch den religiösen Bereich des jüdischen Lebens regeln (Krupp 2007:23f.). In der Mischna finden sich schriftlich fixierte Lehrsätze und Auslegungen von Bibeltexten. Seit dem 2. Jahrhundert begleitet die Diskussion über das Wesen der Mischna das Rabbinertum (Körting 1999:319).

2.2 Gehörlose in Gesellschaften der Antike

Die griechischen Philosophen der Antike entwickelten den Humanitas-Gedanken, der den Menschen und seinen herausgehobenen Rang in den Mittelpunkt des Denkens stellte. Dies schloss den Glauben an seine Bildungsfähigkeit ein, zu der auch der Erwerb der Lautsprache als essentielle Voraussetzung gehörte. Deshalb betrachteten Mitglieder der hörenden Gesellschaft in Griechenland gehörlose Menschen, die von den mündlich weitergegebenen Heldenerzählungen Homers meist keine Kenntnis besaßen, häufig als „kulturelle Analphabeten“ (Feige 1999:14f.). Die Redekunst, die in der griechischen Antike hohes Ansehen besaß (Eyben 1986:341), mag dazu beigetragen haben, dass den „Taubstummen“ der Besuch öffentlicher Schulen und kultureller Veranstaltungen verwehrt blieb, wodurch sie innerhalb der griechischen Gesellschaft in eine marginale Position gedrängt wurden (Kröhnert 1966:17). Deren negative Sonderstellung wird auch in einer Äußerung Aristoteles‘ (384-322 v. Chr.) deutlich, der in seiner „Thierkunde“ („*Historia animalium*“) die „Taubstummen“ aus der Perspektive eines Naturforschers betrachtet und sie als sprachlose Wesen klassifiziert:

(...) Die lebendiggebärenden Vierfüßler haben jegliches eine andere Stimme, aber keines derselben besitzt eine Sprache: diese ist nur dem Menschen eigen (...). Alle taub gebornen sind auch stumm: daher haben sie zwar eine Stimme, aber keine Sprache (Aristoteles 1868:435).

In seiner Sinnesphysiologie „*De Sensu*“ nennt Aristoteles fünf Sinne: Tast-, Geschmacks-, Geruchs-, Gehör- und Sehsinn (Aristoteles 1887:5). Die verschiedenen Sinnesorgane („*aistheteria*“) üben die Funktion der Wahrnehmung („*aisthesis*“) aus, die das Wahrnehmbare („*aistheton*“) erfasst (Jütte 2000:46), ohne das wir nicht zu einem angemessenen „Wissen über die Welt“ gelangen können (Herzberg 2011:1). Unter diesen weist Aristoteles dem Gehör eine zentrale Bedeutung für die Ausformung des Verstandes zu:

(...) das Gehör aber vermittelt nur Unterschiede des Schalles und einigen Wesen auch die der artikulierten Stimme. In accidenteller Weise aber trägt das Gehör den grössten Teil für die Denkhätigkeit bei; denn die Sprache macht, insofern als sie hörbar ist, das Lernen von anderen möglich, zwar nicht an sich, aber doch in accidenteller Weise; denn sie besteht aus einzelnen Worten, von diesen aber ist jedes ein Symbol (für einen Begriff). Deshalb sind von den Menschen, welche von Geburt aus einen der beiden genannten Sinne entbehren, die Blinden verständiger als die Taubstummen (Aristoteles 1887:5)

Diese Aussage Aristoteles‘ wurde in den darauffolgenden Jahrhunderten immer wieder herangezogen, um den Gehörlosen jegliche Bildungsfähigkeit abzusprechen²¹. Dennoch gelang es ihnen bisweilen, einen Platz in der griechischen Gesellschaft zu finden, an dem sie ihr Auskommen hatten und Anerkennung erreichen konnten. Da ihre Beeinträchtigung nicht bereits nach der Geburt offensichtlich war, wurden gehörlose Neugeborene, anders als blinde, nicht sofort ausgesetzt, sondern blieben gewöhnlich Teil der Familie. Man hielt sie insoweit für lebensfähig, als sie zu manuellen Tätigkeiten herangezogen werden konnten, die ihnen halfen, zu „halbwegs nützlichen“ Mitgliedern der Gesellschaft zu werden (Küster 1991:14). Das Aussetzen eines neugeborenen Kindes, zum Beispiel auf einem öffentlichen Platz, hatte verschiedene Ursachen. Für ärmere Bevölkerungsschichten war dies eine Frage des Überlebens, während es bei wohlhabenden Schichten des Öfteren aus „Rücksicht auf ihr Erbe“ geschah. Eine besonders rigide Praxis hatte sich im Stadtstaat Sparta durchgesetzt. So sah die zwischen 650 und 550 v. Chr. entstandene lykurgische Gesetzgebung²² vor, neugeborene Kinder von einem Ältestenrat²³ „auf ihre körperliche Tauglichkeit“ hin begutachten zu lassen. War ein Kind stark, gesund und äußerlich unversehrt, nahm der Rat es in die Gemeinschaft auf. Im Interesse des Gemeinwohls wurde ein schwaches oder missgebildetes Kind gewöhnlich in einer Grube am Fuße des Taygetos-Gebirges abgelegt und damit dem Tod preisgegeben (Kissel 2011:79f.). Unter denjenigen, die dieses Schicksal ertragen mussten, sollen sich Quellen²⁴ zufolge mitunter auch „taubstumme“ Kinder befunden haben (Ahmann 2001:7).

²¹ 1915 wies Alois Höhn allerdings in der Einleitung seiner Dissertation über die Gehörlosen im sprachphilosophischen Kontext auf diese einseitige Interpretation hin (Höhn 1915:2f.). Ebenso machte Hans Werner in seinem 1932 erschienenen Werk über die Gehörlosen darauf aufmerksam, dass diese Aussage Aristoteles‘ über Jahrhunderte hinweg fälschlicherweise immer wieder als Beleg dafür angeführt worden sei, den Gehörlosen jegliche Bildungsfähigkeit abzusprechen: „Da er [Aristoteles] allgemeiner Anschauung gemäß als hauptsächlichstes Organ der Belehrung das Gehör annahm, das man vielleicht damals schon als »porta mentis« zu bezeichnen gewohnt war, kam er zu dem Schluß, daß im allgemeinen taube Menschen schwerer zu erziehen seien als Blinde. Diese Meinung ist von späteren Zeiten dann in dem Sinn verdreht worden, als ob er den Taubstummen überhaupt jede Bildungsmöglichkeit abgesprochen hätte. Davon steht jedoch im ganzen Aristoteles nichts zu lesen. Umso bedauerlicher ist es, daß man sich jahrhundertlang bei dem *vermeintlichen* Urteil des Aristoteles beschied, Taubstumme seien nicht bildungsfähig“ (Werner 1932:23f.).

²² Mit der Verfassung sollte ein Instrument geschaffen werden, um ein effizientes Heer aufzubauen (Rebenich 1998:34f.).

²³ Diesem Ältestenrat „Gerusia“ genannt, gehörten neben 28 männlichen Bürgern Spartas mit einem Mindestalter von 60 Jahren auch beide Könige Spartas an. Ihre Mitglieder waren gleichermaßen stimmberechtigt und entschieden über Leben und Tod (Rebenich 1998: 119).

²⁴ Bei diesen Quellen handelte es sich jedoch um ungesicherte zeitgenössische „Quellen“ (Ahmann 2001:7).

In der antiken griechischen Gesellschaft war der Wunsch nach „nützlichen Mitgliedern“ der Gesellschaft groß, die in geistiger und körperlicher Hinsicht fähig waren, sowohl den familiären Haushalt („oikos“) zu übernehmen als auch „den Staat zu erhalten“ (Ahmann 2001:7). Gehörlose Kinder arbeiteten oftmals im bäuerlichen, handwerklichen oder gewerblichen Familienbetrieb und erhielten dort häufig eine Ausbildung. Wegen der immer wieder aufflammenden Kämpfe der einzelnen Stadtstaaten untereinander, die oft hohe menschliche und materielle Verluste forderten, waren diese ausgebildeten Gehörlosen gesucht. Auch eine Karriere als Sportler war nicht ausgeschlossen, was zu hohem Ansehen führen konnte. In rechtlicher Hinsicht nahmen Gehörlose jedoch in der Regel eine marginale Position innerhalb der griechischen Gesellschaft ein. So schloss man sie als nicht rechtsfähige Personen von den Bürgerrechten aus und untersagte ihnen, als Erblasser oder Erbe tätig zu werden. Für Rechtsgeschäfte wie beispielsweise Kauf und Verkauf wurde ihnen ein „Kurator“ zur Seite gestellt, dessen Aufgaben in der Regel der Vater oder ein anderer männlicher Verwandter übernahm (Feige 1999:16f.).

Über Gehörlose in der römischen Antike werden ebenfalls widersprüchliche Aussagen gemacht. Betrachtet man zunächst die in der römischen Namensgebung gebräuchlichen Beinamen („cognomina), finden sich auch Eigenschaften wie etwa „surdus“ (taub). Solche Bezeichnungen bedeuteten nicht automatisch eine negative Bewertung von Seiten der römischen Gesellschaft, sondern die Benennung körperlicher Eigenschaften, die im Laufe der Jahre gewöhnlich als Familienname übernommen wurden (Rösger 1996:141). Die Cognomina können als Indiz für eine offenbar tolerante Einstellung gegenüber gebrechlichen bzw. gehörlosen Römern gewertet werden. Diese positive Haltung galt allerdings nicht für „Sklaven“ (ebd., S. 148). In der spätantiken Vitensammlung römischer Kaiser „Historia Augusta“ ist eine Anekdote über Kaiser Elagabal (204-222 n. Chr.) überliefert, nach der dieser für seine Inszenierungen am kaiserlichen Hof auch Gehörlose ausgewählt hatte (ebd., S. 142f.). Bei diesem für das kaiserliche Amüsement ausgesuchten Personenkreis dürfte es sich ausnahmslos um „Sklaven“ gehandelt haben“ (ebd., S. 148). Eine Preisliste für Sklaven der Kaiserzeit hält den Marktwert eines gehörlosen Sklaven fest: „Ein tauber Maultiertreiber wird für 20.000 »Werteinheiten« (Denare²⁵) verkauft, wobei die Taubheit ausschlaggebendes Kriterium für den hohen Preis ist“ (Ruffing & Drexhage 2008:329).

²⁵ Demandt 2008:268.

Das wesentliche Merkmal für den Rang in der Hierarchie der antiken Gesellschaft war das Ansehen („dignitas“), das von Faktoren wie etwa „Ruhm, Ehre, Reichtum, Macht“ maßgeblich bestimmt wurde (Prell 1997:38). Ebenso wie in Griechenland so galt auch in der römischen Gesellschaft die Redekunst als ein besonders erstrebenswertes Ziel der Erziehung, mit dem Ruhm und Ehre erworben werden konnten (Eyben 1986:341). Sich sprachlich nicht adäquat ausdrücken zu können, führte daher zwangsläufig zu einem Status als Außenseiter. Die römische Gesellschaft hielt Gehörlose oftmals für Geisteskranke, bezeichnete sie deshalb gerne als Rasende („furiosi“) und stellte sie damit auf die unterste gesellschaftliche Stufe (Feige 2001b:527).

Gehörlos Geborenen, die in den Augen der Gesellschaft besonders unfähig waren zu kommunizieren und daher keine Wünsche und Gedanken äußern konnten, verweigerte das antike römische Recht grundsätzlich den Status als römische Bürger. Zudem betrachtete man sie als testierunfähig. Nur in ganz besonderen Ausnahmefällen wurde ihnen durch einen kaiserlichen Erlass die Testierfähigkeit zugesprochen (Jörs et al.:458/Anm. 5). Die römische Gesetzgebung des nach Kaiser Justinian I. (482-565 n. Chr.) benannten „Codex Justinianus“ untersagte ihnen, einen letzten Willen zu bekunden, da sie nach gängiger Meinung, nicht in der Lage waren, diesen wiederzugeben. Allerdings konnten sie Erbensprüche wahrnehmen, denn dazu bedurfte es nicht der Fähigkeit des Sprechens. Diejenigen, die nach dem Spracherwerb ertaubten, konnten hingegen rechtswirksame Handlungen vornehmen und Rechte geltend machen, da nach allgemeiner Lebenserfahrung davon ausgegangen wurde, dass sie neben dem Lesen und Schreiben immer noch die Lautsprache beherrschten (Pfau 2008:115f.)

Ein wichtiger Einschnitt im Leben der Menschen im Römischen Reich vollzog sich mit der Christianisierung. Die Gläubigen sollten sich nun dem Vorbild Christi und damit dem Gebot der Nächstenliebe folgend, auch Angehörigen marginalisierter Gruppen zuwenden. Da jeder Mensch aus christlicher Sicht einen Selbstwert besaß, forderte Aurelius Augustinus, Bischof von Hippo (354-430 n. Chr.), alle Neugeborenen, auch „Missgebildete“ zu schützen, denn auch sie machten das „Werk Gottes“ sichtbar (Ahmann 2001:9). Im Jahr 315 ließ Kaiser Konstantin das Aussetzen von Kindern unter Strafe stellen (Demandt 2008:285). Dadurch änderte sich allmählich die immer noch in

der römischen Gesellschaft verbreitete Einstellung, Kinder fast ausschließlich unter dem Aspekt der Nützlichkeit zu betrachten²⁶.

Zu dieser Zeit begann ein theologischer Disput zwischen Augustinus und dem angelsächsischen Mönch Pelagius (ca. 350-420 n. Chr.), in dessen Mittelpunkt die Frage stand, ob der Mensch selbst in der Lage sei, aufgrund seines freien Willens die „Gnade Gottes zu erlangen“. Pelagius vertrat die Auffassung, der Mensch sei frei von „Erb-sünde“ geboren und daher durch eigenes Tun in der Lage, „ewiges Heil“ zu finden (Heim 2008:322f.). Er ging davon aus, dass jeder Mensch die Freiheit besitze, sein Schicksal selbst zu bestimmen und demnach die positiven oder negativen Folgen seines Tuns („fructus operis“) wie etwa Freude („gaudia“) oder Qual („poena“) zu ernten. Dem widersprach Augustinus und führte als Beispiel die taub oder blind Geborenen an, die noch keine Sünden begangen hätten, aber dennoch mit Leiden bestraft würden²⁷ (Augustinus 1865/Kol. 707). Dies begründete er mit der Lehre von der Erbsünde, wonach alle Menschen bereits mit Schuld beladen auf die Welt gelangten. Nachdem Adam und Eva ursprünglich gegen die göttliche Ordnung verstoßen hätten und damit in Sünde gefallen wären, würde diese „Erb-sünde“ an die Menschen nachfolgender Generationen weitergegeben (Heim 2008:120). Jedoch wird der Mensch mit dem Akt der Taufe in die christliche Gemeinschaft aufgenommen und so „von der Schuld Adams befreit“ (ebd., S. 397). Mit dem Eintritt in den Kreis der Gläubigen wird das neue Mitglied angeleitet, das Wort Gottes in der Predigt zu erfassen. In seiner Streitschrift „Contra Julianum Pelagianum“ bezieht sich Augustinus auf das Wort des Apostels Paulus in Röm. 10,17²⁸, und es scheint, als würde er damit Menschen, die nicht hören können, die Fähigkeit absprechen, den christlichen Glauben aufzunehmen²⁹. Man kann jedoch anführen, dass sich dieses „Hören“ nicht allein auf die Sinneswahrnehmung bezieht, sondern auf die Bereitschaft, die Botschaft Gottes aufzunehmen. Der aus der ursprünglichen griechischen Fassung der Bibel stammende Begriff „ἄκοή“ („Hören“), der im Lateinischen üblicherweise mit „auditus“ übersetzt wird, besagt im Griechischen auch

²⁶ Damit wurde das im „Zwölftafelgesetz“ von 450 v. Chr. dem Vater eingeräumte Recht aufgehoben, als Familienoberhaupt uneingeschränkt über das Schicksal der Familienangehörigen verfügen zu können. Mit dieser Regelung entfiel auch sein Recht, ein behindertes Kind auszusetzen und so dem Tod preiszugeben (Eyben 1986:318f.), wovon wohl gelegentlich auch gehörlose Kinder betroffen waren.

²⁷ „(...) cum autem etiam originali negatis obnoxios, respondete, quo merito tanta innocentia nonnunquam cæca, nonnunquam surda nascatur“ (Augustinus 1865/Col.707).

²⁸ „Also ist der Glaube aus der Verkündung, die Verkündung aber durch das Wort Christi“.

²⁹ „Quod vitium etiam ipsam impedit fidem, Apostolo testante qui dicit, Igitur fides ex auditu“ (Rom. x, 17)“ (Augustinus 1865: Col.707).

„das Gehörte“. Legt man diese Bedeutung zugrunde, kann „ἄκοή“ auch als „Botschaft“ verstanden werden, die nicht ausschließlich durch das gesprochene Wort weitergegeben werden musste (vgl. Gewalt 1986:46).

Für Augustinus, der in Karthago Rhetorik studiert hatte (Pollmann 2009:2), kam der Rede im Rahmen der christlichen Verkündigung eine zentrale Bedeutung zu³⁰. Darüber hinaus hielt er die gestische Sprache Gehörloser für adäquat, um Inhalte zu vermitteln. Im einleitenden Dialog seines Werkes „De magistro“ gibt Augustinus‘ Sohn Adeodatus gegenüber seinem Vater allerdings zu bedenken, dass sich die gestische Kommunikationsform nur auf die Wiedergabe sichtbarer Dinge beschränke, während „Klang, Geruch, Geschmack, Gewicht, Wärme und alles andere, was sich auf die übrigen Sinne bezieht“ durch Gesten bzw. Gebärden nicht vermittelt werden könne (Augustinus 1998:19ff.). Dieser Ansicht widerspricht Augustinus:

Hast du denn noch nie gesehen, wie Leute mit Gehörlosen durch Gestikulation gleichsam ein Gespräch führen und die Gehörlosen selbst nicht minder gelungen durch Gestikulation alles, was sie wollen, oder doch das meiste davon fragend, antwortend, belehrend oder anzeigend kundtun? (Augustinus 1998:21).

In seiner um 387 entstandenen, ebenfalls in Dialogform verfassten philosophischen Schrift „De quantitate animae“ („Die Größe der Seele“) diskutiert Augustinus mit seinem Freund und Schüler Evodius über den Erwerb von Erkenntnis. Sie erörtern auch den Prozess des kindlichen Spracherwerbs. Dabei verweist Augustinus auf Personen, die innerhalb einer gehörlosen Umwelt aufwachsen und so die gestische Sprache übernehmen. Er beruft er sich auf die Begegnung mit einem Gehörlosen in Mailand, der ihm durch sein angenehmes Äußeres und seine Bildung positiv aufgefallen sei und sich ausschließlich mit Gebärden verständigt habe:

Did you not see at Milan a young man of most distinguished appearance and most charming manners, yet so mute and deaf that he could not understand others except by gestures and could not signify what he wished to communicate in any other way? The case is very well known. (Augustinus 1950:49).

³⁰ Bereits im ersten Satz seiner sprachphilosophisch-theologischen Schrift „De magistro“ („Über den Lehrer“), die um 388 veröffentlicht worden ist, stellt er zu Beginn des Dialogs mit seinem Sohn Adeodatus die Frage nach dem Sinn des Redens: „Was, meinst du, wollen wir bewirken, wenn wir sprechen?“, worauf dieser ihm antwortet: „Wie es sich mir momentan darstellt: entweder belehren oder lernen“. Augustinus weist im weiteren Verlauf des Gesprächs darauf hin, dass die Sprache für ihn neben der belehrenden vor allem eine mitteilende bzw. verkündende Funktion besitze (Augustinus 1998:7ff.).

Im vierten Buch seiner „Doctrina Christiana“ („Die christliche Bildung“), das er 426/427 abschloss (Augustinus 2002:261), geht Augustinus auf die Redekunst ein. Vertraut mit der antiken Rhetorik (ebd., S. 150), überträgt er ihre Regeln auf die Gestaltung der Predigt. In Übereinstimmung mit der Lehre des römischen Rhetors Cicero fordert Augustinus, der Prediger solle die Zuhörer nicht nur „belehren“, sondern sie auch „erfreuen“ oder „erschüttern“³¹. Neben dem Anspruch auf klare, verständliche Aussagen empfiehlt er dem Redner auch, Mimik und Gestik der Zuhörer richtig zu deuten, denn diese stellten erfahrungsgemäß trotz möglicher Unklarheiten keine Fragen (ebd., S. 170ff.). Für einen guten Redner gehöre es sich daher, die nonverbale Körper- bzw. die gestische Sprache sowohl zu deuten als auch selbst einzusetzen zu können. Augustinus lässt damit erkennen, dass er der gestischen Sprache gegenüber aufgeschlossen eingestellt ist.

Die angeführten Äußerungen Augustinus' belegen deutlich dessen Anerkennung der Gebärdensprache als ein Medium, Wissen und Gedanken zu vermitteln. Sie zeigen zudem seinen Respekt für Gehörlose, die seiner Ansicht nach durchaus in der Lage seien, Bildung zu erlangen. Diese Einstellung steht jedoch dem uniformen, seit Jahrhunderten weitergereichten Bild eines Kirchenmannes entgegen, der die Gehörlosen generell als bildungs- und glaubensunfähig erklärte. Das vermeintliche augustinische Diktum trug entscheidend dazu bei, Gehörlose in der Gesellschaft über lange Zeit als Außenseiter zu behandeln (Feige 2001b:527).

In den kirchlichen Einrichtungen spiegelte sich der auf christlicher Ethik beruhende Grundsatz der Nächstenliebe wider und drückte sich in konkreten Hilfen für Bedürftige aus (Bergeest 2003:22). Unter diese Personengruppe fielen auch Gehörlose, die sich größtenteils nicht die Kenntnisse und Fähigkeiten aneignen konnten, die für eine Bewältigung des Alltags in einer lautsprachlich orientierten Umgebung unentbehrlich waren. Zudem galten Personen, die sich nicht verständlich ausdrücken konnten, oftmals als „dumm“ und erfuhren häufig von ihrem Umfeld nur mangelhafte Unterstützung (Kellenberger 2011:32f.).

³¹ Augustinus bezieht sich dabei auf Ciceros „De oratore“ (Augustinus 2002:249/Anm. 65). Darin fordert Cicero von einem Rhetor hauptsächlich die Fähigkeiten, Menschen zu belehren, aber auch zu erfreuen oder zu erschüttern. Im christlichen Kontext besitzt die Belehrung nach Augustinus eine Doppelfunktion. Zum einen zielt sie auf geistige „Aufklärung“ ab, zum anderen soll sie den Weg zu „guten Handlungen“ weisen. Dem „Erfreuen und Erschüttern“ kommt dabei eine unterstützende Rolle zu (ebd., S. 249/Anm. 68).

2.3 Gehörlose in europäischen Gesellschaften des Mittelalters

Auch die mittelalterlichen Gesellschaften wiesen gehörlosen Menschen als „Behinderte“ nur einen Platz innerhalb der sozialen Randgruppen zu (Saint-Loup 1993:448). Der bereits in der Antike verkürzt wiedergegebene Ausspruch „mens sana in corpore sano“³² des römischen Dichters Juvenal (um 60-140 n. Chr.), wonach ein gesunder Geist ausschließlich in einem gesunden Körper wohnen könne, hatte auch noch im Mittelalter Bestand und trug dazu bei, Menschen mit einem körperlichen Gebrechen auszugliedern (Bergeest 2003:22).

Die Existenz des mittelalterlichen Menschen war durch den Glauben an Gott geprägt, der Heil und Erlösung bringen sollte. Das irdische Leben war daher von einem auf das „Jenseits“ ausgerichteten Denken und Handeln bestimmt (Stadler 2001:72f.). Die Kirche betrachtete es deshalb als ihre Aufgabe, den Menschen auf seinem Lebensweg von der Geburt bis zum Tod zu begleiten und zu betreuen. Für einzelne wichtige Lebensabschnitte wie etwa die Eheschließung ermöglichte der Empfang der Sakramente emotional bewegende Begegnungen mit Gott im Rahmen feierlicher Zeremonien. Diese einzelnen Lebensstationen wurden mit besonderen Ritualen und Zeichen ausgestattet, um die damit verbundene „Vereinigung zwischen Gott und den Menschen“ nach außen sichtbar zu machen (Heim 2008:368). Mit dem Empfang der Sakramente gewann der Gläubige die Sicherheit, im Einklang mit der Kirche zu leben. Das immer noch innerhalb kirchlicher Kreise verbreitete Denken von der Unfähigkeit der Gehörlosen, Gottes Wort aufzunehmen, war allerdings verantwortlich dafür, ihnen die Sakramente wie etwa den Empfang der Heiligen Kommunion während der Eucharistiefeier zu versagen (Krauß 2011:163). Auch Beichte und Firmung wurden ihnen nicht gewährt. Eine Ausnahme bildete lediglich die „Kindstaufe“. Diese war allerdings dem Umstand geschuldet, dass zur damaligen Zeit noch keine Methoden zur Verfügung standen, um die Taubheit von Neugeborenen zu ermitteln. Das Verbot der Eheschließung traf die Gehörlosen wegen ihrer ohnehin gesellschaftlich isolierten Stellung in besonders starkem Maße. Eine Lockerung der Heiratsbeschränkungen erfolgte erst im Zuge kirchenrechtlicher Reformen. Papst Innozenz III., der von 1198-1216 n. Chr. den päpstlichen

³² Diese satirische Aussage des römischen Dichters Juvenal, die sich auf die vor Kraft strotzender „Gladiatoren“ bezog, war ein ironisches Stoßgebet an die Götter, das vollständig lautete: „Orandum est, ut sit mens sana in corpore sano“. Mit diesem tat er seiner Hoffnung kund, man möge darum bitten, dass auch ein Geist in diesen gesunden Körpern wohne (Bergeest 2003:22).

Stuhl innehatte, gestattete den Gehörlosen das Sakrament der Ehe ohne den sonst vorgeschriebenen, vorausgehenden Empfang der Kommunion und Firmung, wobei der Ritus der Eheschließung meist mit Hilfe von Zeichen erfolgte (Feige 1999:24f.).

Die Möglichkeit eines christlichen Ehebundes verbesserte die Stellung der Gehörlosen in der Kirche und damit auch in der mittelalterlichen Gesellschaft. Trotzdem mussten sie sich in dieser streng geordneten Ständegesellschaft gewöhnlich damit zufriedengeben, in beruflicher Hinsicht eine untergeordnete Stellung einzunehmen. In der Regel wurde es ihnen nicht gestattet, einen von der Gesellschaft anerkannten Beruf zu ergreifen. Meist erfolglos bewarben sich junge Gehörlose um eine Lehrstelle in einem handwerklichen Betrieb. Dies lag daran, dass dafür immer noch die Vorlage einer Firm bzw. Kommunionurkunde erforderlich war, die ihnen jedoch aufgrund des nicht gewährten Sakraments so gut wie immer verwehrt blieb (Feige 2001b:527).

Für die Menschen des Mittelalters galt zwar in starkem Maße das christliche Gebot der Nächstenliebe gegenüber Angehörigen benachteiligter Randgruppen, da die Gläubigen um ihr „Seelenheil“ besorgt waren (Ahmann 2001:413). Dennoch begegneten sie auch gehörlosen Menschen bisweilen mit offener Ablehnung (Szagun 1983:97). Auf dem Land wurden Gehörlose mitunter in die Rolle des „Dorfidioten“ gedrängt, der bestenfalls als williger Handlanger tätig sein durfte (Hoeren 1999:653). Andererseits konnten gehörlose Menschen in den ländlichen Regionen in einem für sie überschaubaren und vertrauten Raum Schutz und Fürsorge erfahren. In dieser Umgebung fanden sie oftmals ihren Platz wie etwa als Schneiderin im Dorf oder als „Laienbruder“ im Kloster, wo sie einen sinnvollen Beitrag für die Gemeinschaft leisten konnten. Da die mittelalterliche Bevölkerung mehrheitlich aus „Analphabeten“ bestand, die gelegentlich eine gestische Art der Kommunikation pflegten, erhielten Gehörlose die Möglichkeit, sich ohne größere Schwierigkeiten zu verständigen und sich so besser in die Gemeinschaft einzufügen. Um auf die in der Regel leseunkundigen Gläubigen Rücksicht zu nehmen, befanden sich an den Portalen und im Innenraum der Kirchen häufig Darstellungen religiöser Inhalte, wodurch es auch den Gehörlosen leichter fiel, die Botschaft Christi aufzunehmen (Saint-Loup 1993:467).

Im Allgemeinen stießen hörende Eltern mit ihren gehörlosen Kindern innerhalb der mittelalterlichen Gesellschaft wiederholt auf Ablehnung und Ausgrenzung (Villwock 2012: 13). Gehörlose Mädchen und Jungen adliger Herkunft waren zwar in schulischer

Hinsicht privilegiert (Feige 1999:25), stellten aber häufig einen gesellschaftlichen „Makel“ für ihre Familien dar, den es so weit wie möglich zu verbergen galt. Gehörlose Kinder aus wohlhabenden Familien wurden häufig bewusst von Gleichaltrigen ferngehalten. Man vertraute sie der Obhut des Hauspersonals an, gewöhnlich Erziehern oder Kinderfrauen, was zur Folge hatte, dass sie gezwungenermaßen isoliert von der Außenwelt aufwuchsen. Nicht selten entschlossen sich Eltern, ihre gehörlosen Kinder in einem Kloster unterzubringen (Feige 2001a:24). Ihrem caritativen Auftrag gemäß gewährten Ordensklöster zahlreichen Bedürftigen, wie Alten und Kranken, aber auch geistig behinderten, blinden oder hörgeschädigten Kindern, die oftmals für „die Welt wenig brauchbar“ waren, Unterkunft und Verpflegung (Herbst 1999:226).

In besonderem Maße eröffneten sich für Gehörlose in Ordensklöstern Möglichkeiten, ihre gesellschaftliche Randstellung zu überwinden. Da die klösterliche Verständigung häufig in visuell-gestischer Weise erfolgte, kann man davon ausgehen, dass die Mönche ihnen und ihrer gestischen Sprache gegenüber aufgeschlossener eingestellt waren als die Mehrheit der hörenden Bevölkerung (Villwock 2012:11). Die gemeinsame Gebärdensprache half den jungen Gehörlosen, Teil der Gemeinschaft zu werden, in der sie Bildung erwerben³³ und später Aufgaben im klösterlichen Leben übernehmen konnten (Saint- Loup 1993:467). Einen klösterlichen Beitrag zur Verbesserung der Gehörlosenbildung in Deutschland lieferte Scholastica von Anhalt (1451-1504), die als Äbtissin das reichsunmittelbare kaiserliche Stift Gernrode im Harz leitete. So nahm sie gemäß ihrem christlichen Grundverständnis ein mittelloses, gehörloses Mädchen im Kloster auf. Um es zu unterrichten, entschied sie sich dafür, zunächst auf der Grundlage von Gebärden zu kommunizieren und dabei Bilder mit religiösen Darstellungen zu erklären. Auf diese Weise konnte die Äbtissin ihr das notwendige religiöse Grundwissen vermitteln, damit es zum „Abendmahl“ zugelassen werden konnte (Villwock 2012:14).

Auch die rechtliche Position der Gehörlosen im Mittelalter war geprägt von ihrem Außenseiterstatus. Die damalige Rechtsprechung, wie sie sich auch in dem 1230 entstandenen „Sachsenspiegel“³⁴ findet, wies gehörlos Geborenen häufig eine straf-

³³ Bereits ab dem 6. Jahrhundert leisteten Klöster einen unverzichtbaren Beitrag, um Wissen und Bildung zu fördern und weiterzugeben. Lange bevor es eine allgemeine Schulpflicht gab, waren es die Klöster, die auch nichtprivilegierten Kindern eine Möglichkeit boten, Bildung zu erwerben (Villwock 2012:10f.).

³⁴ Der zwischen 1215 und 1230 entstandene „Sachsenspiegel“ des Adligen Eike von Repkow (um 1180-1233), eine zunächst private Sammlung des Gewohnheitsrechts, besaß entscheidenden Einfluss auf die Ausformung der mittelalterlichen Rechtsprechung im sächsischen Raum (Schmoeckel 2005:176).

rechtliche Stellung als „furiosus mutusque“ („wahnsinnige Stumme“) zu. Damit galten sie als nicht zurechnungsfähig. Dies hatte zur Folge, dass sie im Falle einer vermuteten oder nachgewiesenen Straftat des Öfteren von „drakonischen Strafen bis hin zum Galgen“ verschont blieben (Feige 1999: 24f.). Im privatrechtlichen Bereich war es ihnen gestattet, ein Erbe anzutreten, was ein Lehen³⁵ aber nicht einschloss³⁶ (Pfau 2010:118).

2.4 Gehörlose in europäischen Gesellschaften der Frühen Neuzeit

Mit den Reformen Martin Luthers (1483-1546) im frühen 16. Jahrhundert begann ein Aufbruch in eine neue Zeit, der sich auch auf das Leben gehörloser Menschen nachhaltig auswirken sollte. Als besonders folgenreich erwies sich die Diskussion des Problems, ob Gehörlose „Christen“ werden könnten, die der Reformator wieder aufgriff. Konkret bezog er sich auf die Textstelle Römer 10,14³⁷, die auf die Bedeutung des Gehörs bei der Vermittlung des christlichen Glaubens hinweist (Gewalt 1986:57f.). Luther überwand diese Formel und forderte, „Stummen“ (Gehörlosen) den Zugang zum Glauben zu ebnet und sie seelsorgerisch besser zu betreuen, um so stärker auf ihre spirituellen Bedürfnisse einzugehen:

Es haben Etlich gefragt, ob man Stummen auch soll das Sacrament reichen? Ettlich meinen, sie frundlich zu betrügen, und achten, man soll ihn ungesegnete Hostien geben. Der Schimpf ist nit gut wird Gott auch nit gefallen, der sie sowohl zu Christen macht hat als uns und ihn eben das gebuht, das uns. Darumb so sie vornunftig sein und man aus gewissen Zeichen merken kann, daß sie es aus rechter christlicher Andacht begehren, wie ich oft gesehen habe, soll man dem heiligen Geist sein Werk lassen, und ihm nit vorsagen, was er fordert. Es mag sein, daß sie inwendig höher Vorstand und Glauben haben (...) Christus ließ die Kinder zu ihm kummen, wollt nit leyden, das ihn Jemand weret. So hat er auch sein Wohlthat wider Stummen noch Blinden, noch Lahmen vorsagt; warumb sollt dann sein Sacrament nit auch denen werden, die sein herzlich und christlich begehren (Luther [1520] 1833:172).

³⁵ Ein Lehen, etwa die Nutzungsrechte an einem Stück Land, wurde als Zeichen der Verbundenheit von einem weltlichen oder geistlichen Lehnsherrn an einen Vasallen übertragen. Dieses konnte später in ein erbliches Lehen übergehen, also in das uneingeschränkte Eigentum des Empfängers (Hilsch 2012:59).

³⁶ Der rechtliche Status Gehörloser in Frankreich bietet dagegen ein differenzierteres Bild. Für das um 1260 entstandene und im Raum Orléans geltende „Livre de jostice“ genügten Gebärden, um einen rechtsverbindlichen Vertrag oder eine Ehe schließen zu können. Das von dem Juristen Philippe de Beaumanoir gesammelte Gewohnheitsrecht „Coutumes de Beauvaisis“, das ab 1283 für die im Norden Frankreichs gelegene Region um Beauvais Gültigkeit besaß, sprach dagegen Tauben und Stummen die Fähigkeit ab, rechtswirksame Verträge zu schließen. Nach seiner Auffassung konnten ausschließlich Personen, die fähig waren, zu sprechen und zu hören, rechtsverbindliche Vereinbarungen treffen. Auch er stellte Gehörlose auf die Stufe von Geisteskranken, die für ihre Taten nicht strafrechtlich verfolgt werden konnten (Pfau 2010: 118f.).

³⁷ Röm. 10,14: „Wie sollen sie nun den anrufen, an den sie nicht glauben? Wie aber sollen sie an den glauben, von dem sie nichts gehört haben? Wie aber sollen sie hören, ohne einen Prediger?“

Seine spätere Entscheidung, den Gehörlosen den Zugang zu den Heiligen Sakramenten zu ermöglichen, bewog auch die katholische Kirche, diesen Schritt zu vollziehen. 1571 fanden sich ihre Vertreter schließlich auf dem Konzil von Besançon bereit, Gehörlosen den Empfang des Sakraments der Buße, der Eucharistie und der Firmung zu gewähren (Feige 1999:25).

Die politischen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Entwicklungen im Europa des 16. Jahrhunderts bestärkten Angehörige der gebildeten Schichten, sich in Anlehnung an die Antike humanistischen Werten zuzuwenden. Auf diesem Weg begannen Menschen allmählich ein „individuelles Selbstbewusstsein“ zu entwickeln. Hatten sie bisher ihr Dasein und ihre Bestimmung ausschließlich aus der Beziehung zu Gott abgeleitet, so führte das neue Denken zu einer anderen Sichtweise (Jakobs 2009:294). Diese drückte sich vor allem in der verstärkten Hinwendung zu den Wissenschaften aus. So stellte der Mediziner, Mathematiker und Philosoph Hieronymus Cardanus (um 1501-1576) aus Pavia anhand seiner Forschung den „ursächlichen Zusammenhang zwischen „Taubheit“ (Gehörlosigkeit) und „Stummheit“ fest (Leonhardt 2010:226). Zudem ging er der Fragestellung nach, wie gehörlosen Menschen Sprache und damit auch Bildung vermittelt werden könnte. In seiner 1564 in lateinischer Sprache verfassten Schrift „De subtilitate“ („Über die Feinfühligkeit“) stellte er das Experiment der „Stabmethode“ vor, womit gehörlosen Probanden akustische Eindrücke vibrotaktil vermittelt wurden. Dabei hielten diese einen Stab mit den Zähnen fest, der den Schall über die Kieferknochen zum Hörnerv des Innenohrs leitete, wo er als Vibration wahrgenommen werden konnte (Schott 1995:24).

Die Vorschläge Cardanus', die Bildungsfähigkeit der Gehörlosen zu nutzen, wurden erstmals in Spanien in die Praxis umgesetzt. Dort trat als Folge der vielen „Verwandtschaftsehen“ vermehrt vererbte Gehörlosigkeit auf. Diesen Gehörlosen Lesen und Schreiben zu lehren, war nicht nur ein Gebot der Nächstenliebe, sondern hatte durchaus auch pragmatische Gründe. Im Spanien des 16. Jahrhunderts galt noch immer das im 6. Jahrhundert von Kaiser Justinian erlassene Gesetz, das gehörlos Geborenen verbot, ihr Eigentum selbstständig zu verwalten oder ein Testament abzufassen. Darüber hinaus verlangte das kirchliche Recht als essentielle Voraussetzung „für die Testierfähigkeit den Empfang der heiligen Sakramente“ (Schott 1995:24f.). Gehörlose, die etwa durch einen Unfall ihr Gehör verloren hatten, aber in der Lage waren zu sprechen, konnten

hingegen das familiäre Erbe antreten und besaßen damit die Möglichkeit, eine Existenz aufzubauen (Villwock 2012:10f.).

Besonders für die Benediktinermönche galt nach der Auslegung der „Regula Benedicti“, dass sich praktische und spirituelle Lebensbereiche ergänzen sollten. Neben körperlicher Arbeit und Missionierungstätigkeit forderte diese Regel auch die „Bildung der Bevölkerung“ (Villwock 2012:12). So wird verständlich, dass der adlige Benediktinermönch und erste Gehörlosenlehrer Spaniens, Pedro Ponce de León (1510-1584), aus dem Kloster San Salvador de Oña in der nordspanischen Provinz Burgos bemüht war, die Bildungsfähigkeit Gehörloser nachzuweisen und sie zu unterrichten (Schott 1995:25). Seine ersten Schüler, zwei von Geburt an gehörlose Söhne einer einflussreichen spanischen Adelsfamilie, unterrichtete er nach der von ihm entwickelten Lehrmethode, die auf Elementen der Laut-, Schrift- und Gebärdensprache beruhte. Zur Verständigung verwendete er neben dem Fingeralphabet³⁸ vor allem Gebärden (Calvo Salgado 2000:127). Die Tatsache, dass der engagierte Lehrer später mit kleinen Gruppen arbeitete und als Benediktinermönch bevorzugt Gebärden benutzte, erleichterte es nachfolgenden Schülern, dem Unterricht zu folgen (Villwock 2012:15). Die Kommunikation mit gehörlosen Schülern, die im Kloster Aufnahme gefunden hatten, erfolgte auf der Grundlage der dort üblichen Mönchs- bzw. Hausgebärden (Schott 1995:25). Um sie das Schreiben zu lehren, hielt Ponce de León zunächst den Namen eines Objektes schriftlich fest und deutete anschließend darauf. Erst nachdem die Schüler gelernt hatten, Objekten Wörter zuzuordnen, folgten Übungen zur Artikulation (Villwock 2012:16). Hierfür setzte der Pädagoge die Methode der vibrotaktilen Wahrnehmung ein (Hüls 1999:241). Von der Möglichkeit, durch die Beobachtung eines Sprechenden den Kindern das Lippenlesen zu lernen, machte er allerdings noch keinen Gebrauch, da ihm dieses Verfahren wohl nicht vertraut war (Calvo Salgado 2000:127).

Sein wichtigstes Ziel war es, den adligen Kindern neben dem Schreiben die Artikulation zu lehren, denn damit war es ihnen möglich, später ihre Erbensprüche vor Gericht lautsprachlich geltend zu machen (Calvo Salgado 2000:128). Darüber hinaus erfüllte ein gehörloser Adliger im Besitz der Lautsprache, die unentbehrliche Voraussetzung, um

³⁸ Beim Fingeralphabet handelt es sich nicht um eine eigenständige Kommunikationsform, sondern lediglich um ein schriftorientiertes Fingerzeichensystem, bei dem die Buchstaben eines Wortes durch eine spezielle Haltung der Hand wiedergegeben werden, um mit deren Hilfe beispielsweise Eigennamen oder Begriffe zu vermitteln (Prillwitz 1996:1623).

ökonomische, soziale und politische Macht ausüben zu können. Damit war es ihm möglich, eine seinem Status entsprechende Laufbahn einzuschlagen, um ein seinem gesellschaftlichen Rang angemessenes Leben zu führen und soziale Ausgrenzung zu vermeiden. Neben der Fähigkeit des Lesens und Schreibens erwarben einzelne Schüler auch geschichtliches Wissen, Kenntnisse der lateinischen, griechischen oder italienischen Sprache und überdies naturphilosophische Einsichten (ebd., S. 132f.). Ein weiterer wesentlicher Bestandteil des Gehörlosenunterrichts bildete die „religiöse Erziehung“ (Bremer 1984:11). Die Resultate, die Ponce de Léon mit seiner Unterrichtsmethode erzielte, sind besonders beeindruckend. Dennoch waren zu dieser Zeit immer noch weite Teile der europäischen Gesellschaft von der Bildungsunfähigkeit gehörloser Menschen überzeugt (Villwock 2012:14).

Im 17. Jahrhundert trugen zur Entstehung einer neuen Weltsicht vor allem die aufkommenden Naturwissenschaften bei. Einen entscheidenden Beitrag zu dieser Entwicklung leistete der französische Philosoph und Naturwissenschaftler René Descartes (1596-1650). In dieser Zeit waren die Universitäten noch immer beherrscht von der Lehre der mittelalterlichen Scholastik, die die wiederentdeckten theoretischen Erkenntnisse der aristotelischen Metaphysik aufgriff, um ein Erklärungsmodell für die Welt und die Existenz Gottes zu liefern. Descartes' philosophischer Ansatz, diese Phänomene zu erfassen, war ein anderer. Er näherte sich ihnen in einer streng rationalen, mathematisch-physikalischen Weise, um Gott zu erfassen³⁹ (Perler 2006: 11ff.). Nach Descartes lag das Zentrum des „Bewußtseins“ in der „Seele“ bzw. im Geist. Menschliche Denkprozesse beruhten auf „eingeborene[n] Ideen“⁴⁰ und drückten sich in einer durch die „raison“ bestimmten Gedankenführung aus (Ricken 1976:461). In seinem 1637 veröffentlichten, autobiographisch gehaltenen „Discours de la Méthode“⁴¹ weist er mit der zentralen Formel „Ich denke, also bin ich“ darauf hin, dass nur der Zweifel zur Erkenntnis führe und der Mensch sich nur auf diesem Weg seiner eigenen Existenz bewusst werden könne (Descartes [1637] 1863:32). Im Zusammen-

³⁹ „Gott ist im Rahmen der Cartesischen Metaphysik nicht nur Garant für die Existenz materieller Gegenstände. Er ist auch Garant für die Wahrheit logischer und mathematischer Gesetze. Diese Gesetze sind nämlich von ihm geschaffen worden“ (Perler 2006:202).

⁴⁰ Diese Ideen beschreibt Descartes in seinem 1701 posthum veröffentlichten Werk „Regulae ad directionem ingenii“ („Regeln zur Ausrichtung der Erkenntnisfähigkeit“) als „gewisse ursprüngliche, von der Natur in den menschlichen Geist eingesäte Samenkörner der Wahrheit“ (Descartes [1701] 1973:171).

⁴¹ Discours de la méthode pour bien conduire sa raison et chercher la vérité dans les sciences (Abhandlung über die Methode des richtigen Vernunftgebrauchs und der wissenschaftlichen Wahrheitsforschung).

hang mit der sich daran anschließenden Frage „Aber was ist der Mensch?“ unterstreicht Descartes dessen duale Ausstattung in „Körper“ und „Seele“ (ebd., S. 82). Diese Ansicht führt ihn zur Überlegung, dass zum mechanischen Körper auch der Geist bzw. die Vernunft gehöre, um ein von Gott geschaffenes menschliches Wesen entstehen zu lassen. Diese dualistische Auffassung vom Zusammenspiel von Geist und Materie verdeutlicht er am Beispiel der Sprache. Am Modell des Papageis veranschaulicht er, dass auch Tiere Sprechorgane benutzen und „gute Worte hervorbringen können“. Diese beruhten jedoch lediglich auf einem mechanischen Vorgang des Nachsprechens und könnten nicht als Ergebnis eigenen Denkens bzw. der Vernunft gedeutet werden. Nach Descartes könnten sich „taubstumm“ geborene Personen aufgrund ihrer fehlenden Sprechorgane zwar nicht lautsprachlich artikulieren⁴², sind aber dennoch fähig, „Zeichen von selbst zu erfinden (...), um sich denen verständlich zu machen, die im täglichen Zusammensein mit ihnen Mühe haben, ihre Sprache zu lernen“ (ebd., S. 51f.). Mit dem Schritt, Gehörlosen die Entwicklung einer eigenen Zeichensprache zuzubilligen, mit der sie sich verständigen können, spricht er diesen eindeutig Intelligenz zu, womit er allerdings zunächst eine singuläre Erscheinung blieb. Weder Gelehrte noch Pädagogen im deutschsprachigen Raum waren zu dieser Zeit bereit, Descartes' Ansichten aufzugreifen, da die in weitgehender Isolation lebenden Gehörlosen gesellschaftlich kaum wahrgenommen wurden.

Zu den Personengruppen, die von den Folgen des Dreißigjährigen Krieges (1618-1648) besonders betroffen waren, gehörten auch gehörlose Menschen. Hinzu kam das damals geltende Rechtssystem, in dem zum Beispiel die Verhörmethode der peinlichen Befragung zur Anwendung kam, die für die Gehörlosen eine immer gegenwärtige Bedrohung darstellte. Nicht selten verwies man sie des Landes, was die „einfachste Art“ war, sich unerwünschter Personen „zu entledigen“ (Schott 1995:43). Krank oder behindert zu sein musste damals genauso hingenommen werden wie etwa „Armut“ oder „Geburtsstand“, denn die eigene Lebensform wurde als Teil des persönlichen Schicksals verstanden (Möckel 2001:39).

⁴² Mit seiner Auffassung, dass der Mangel an Sprechorganen für die Unfähigkeit zu sprechen verantwortlich sei, übernahm Descartes eine bis dahin noch immer vorherrschende fehlerhafte medizinische Betrachtungsweise, obwohl Cardanus bereits im 16. Jahrhundert auf den kausalen Zusammenhang von Taub- und Stummheit hingewiesen hatte.

Allmählich setzte in der gebildeten Schicht eine Hinwendung zu einem Menschenbild ein, das ihren Ausdruck in dem anthropologischen Grundgedanken fand, dass Erziehung mit „Menschwerdung“ gleichzusetzen sei (Schmitz-Stuhlträger 2009:32). Einer der ersten, der es als Verpflichtung ansah, sich der Gehörlosen anzunehmen, war der Schweizer Arzt und Pädagoge Johann Conrad Amman (1669-1724). Angeregt von seiner Tätigkeit als Lehrer für Gehörlose in Holland, stellte er diese in das Zentrum seines wissenschaftlichen Interesses. Im Gegensatz zu Descartes, der die Gebärdensprache als ein adäquates Medium angesehen hatte, um sinnvoll zu denken und erfolgreich zu kommunizieren, war Amman der Ansicht, dass „wahrhaft menschliche Bildung“ nur durch die Lautsprache erlangt werden könne (Buchinger 1996:189). In seinem 1700 erschienenen Lehrbuch „Dissertatio de Loquela“ liefert er dafür eine genauere Begründung:

(...) Eben so verhält es sich mit der Sprache und der Gabe zu reden, einem unschätzbaren Geschenke Gottes, woraus so wol die unendliche Weisheit des Schöpfers, als auch Würde des redenden Geschöpfs auf das herlichste hervor leuchtet: Welche wir aber, weil sie mit so geringer, und fast keiner Mühe beynahe und mehrentheils unwissend erlernt wird, so lange uns angebohren und aus natürlicher Nothwendigkeit verliehen zu seyn glauben, bis wir einen Tauben und Stummen erblicken, und bey desjenigen Unglück unsere Glückseligkeit recht zu schätzen lernen. Wie dum sind gemeinlich solche Leute? Wie wenig sind sie oftmals von den unvernünftigen Thieren unterschieden, vornehmlich wenn die Eltern und Hausgenossen nachlässig sind und versäumen, durch allerley Zeichen und Winken die angeborene Unwissenheit zuvertreiben, und eine gewisse Fertigkeit zudenken zuerwecken? Hätten sie aber auch die sorgfältigsten Aeltern, so bleibt doch die Unterredung, welche man mit ihnen durch Gebärden und Zeichen anstellt, ungemein unvolkommen. Sie bleibt nur unter wenigen Hausgenossen und Vertrauten. Wie wenig begreifen sie also von dem, was das Wohlseyn der Seele und des Körpers, höhere Wissenschaften und dergleichen betrifft, und wie unvolkommen bleibt es? Wer sollte ihren Zufal nicht beklagen? Wer sollte sich nicht bemühen, ihr Elend auf allerley Weise zu erleichtern? (Amman [1700] 1917/18:37ff.).

Ammans Ziel war es, jungen Gehörlosen zur Seite zu stehen, die durch geringschätzig Behandlung von Seiten ihrer „Aeltern“ und „Hausgenossen“ so vernachlässigt wurden, dass sie den Eindruck von „unvernünftigen Thieren“ hinterließen. Diesen von ihm vorgefundenen Zustand der Sprachlosigkeit versuchte er zu ändern, um besonders gehörlosen Kindern die Integration in die „sprechende Gesellschaft“ zu ermöglichen (Gessinger 1994: 261). Es darf dabei nicht übersehen werden, dass noch im 17. Jahrhundert die meisten Gehörlosen „den Status eines Hilfsarbeiters oder Almosenempfängers“ innehatten und ihnen nach dem Tod ihrer Angehörigen in den meisten Fällen „nur der Weg ins Armenhaus blieb“ (Feige 2000:548).

In seiner Funktion als Gehörlosenlehrer erkannte Amman den ursächlichen Zusammenhang zwischen der Fähigkeit des Hörens und des Sprechens. Da dem Gehörlosen keine auditive Kontrollmöglichkeit beim Erlernen der Lautsprache zur Verfügung stand, entwickelte er eine Sprachlehrmethode, die den Seh- und Tastsinn in den Mittelpunkt stellte (Gessinger 1994:501). So verfeinerte er im Rahmen seiner experimentellen Phonetik die von Pedro de Ponce entwickelte Methode der vibrotaktilen Wahrnehmung am Kehlkopf des Sprechenden (Hüls 1999:241). Neben diesen Vibrationen, die der Schüler selbst fühlen bzw. ertasten konnte, konzentrierte sich Amman auf das Lippenlesen (Groschek 2008:243). Dazu hielt er die Gehörlosen an, die unterschiedlichen Mundbewegungen ihres Gegenübers zu beobachten, um auf diese Weise den Inhalt des Gesprochenen zu verstehen. Zur Optimierung der Artikulation nahm er mit Hilfe eines Spiegels Selbstversuche vor, um anschließend auf diese Weise das Sprechen von gehörlosen Schülern einüben zu lassen: „Darum mus mein Schüler obbesagte Bewegung so lange vor dem Spiegel nachmachen, bis die dazu gebrauchten Muskeln gewöhnt werden“ (Amman [1700] 1917/18:107). Überzeugt vom „überragendem Wert der Lautsprache“, entwickelte Amman die „erste Systematik einer Artikulation“, indem er zum Beispiel die Unterscheidung in Lippen-, Zahn-, Kehl-, Nasen- und „Gaumenlaute“ einführte (Schott 1995:30). Die Buchstaben teilte er wiederum systematisch ein: „Alle Buchstaben sind entweder Vocale, Selbstlaute, oder Semivocales, Halbselbstlaute oder Consonantes, Mitlaute“. Selbstlaute „sind entweder einfache oder vermischte“ (Amman [1700] 1917/18: Tabelle S. 83). Gebärden dienten ihm lediglich als ein untergeordnetes „Hilfsmittel“, denn vorwiegend beruhte der Unterricht auf dem „Schriftbild“, das den Schülern beim Sprachunterricht als „Gedächtnisstütze“ dienen sollte (Schott 1995:30).

Amman verharnte noch in der Überzeugung, dass die Entstehung der Sprache als ein von Gott gegebenes Geschenk anzusehen sei (Amman [1700]:1917/18:37). Damit stand er im Widerspruch zu der im 18. Jahrhundert entstehenden „Wissenschaft von der Erziehung“, die begleitet war von einer „dezidierten Abkehr von Theologie und Scholastik“ (Meyer 2010:185). Durch seinen durchdachten Unterrichtsaufbau und seine Praxisnähe gelang es ihm, prägenden Einfluss auf nachfolgende Generationen von Gehörlosenpädagogen zu nehmen. Seine Lehre von der Lautbildung blieb so seit dem 17. Jahrhundert Grundlage für die Unterrichtung gehörloser Kinder (Möckel 2007:36).

2.5 Gehörlose in europäischen Gesellschaften der Aufklärung

Zeitversetzt und mit „unterschiedlicher Intensität“ setzte in den Ländern West- und Mitteleuropas im 18. Jahrhundert verstärkt der Prozess der Aufklärung⁴³ ein und veränderte das Bewusstsein und Denken der dort lebenden Eliten (Müller 2002:5). Das Ideal dieser Bewegung war „der selbstdenkende und damit mündige, der vernünftige, der kritische Mensch“ (Thurnburg 1992:19).

2.5.1 Gehörlose in der französischen Gesellschaft

Die französischen Aufklärer, die sich selbst „philosophes“ und ihr Jahrhundert „le siècle philosophique“ nannten (Kreimendahl 2000:17), strebten eine „Aufklärung des Verstandes“ an, um „Unwissenheit und Unvernunft“ zu beseitigen und die „Befreiung von Fesseln aller Art“ einzuleiten (Schneiders 2001:7f.). Dieser Emanzipationsgedanke, der auch den Willen einschloss, sich nicht mehr ausschließlich rückwärtsgerichtet zu orientieren und sich von „Institutionen“ fremdbestimmen zu lassen, kann als ein „wesentliches Motiv“ für die Bestrebungen der Aufklärung gesehen werden (Coreth & Schöndorf 2000:18). Als Vertreter einer „geistige[n] und gesellschaftliche[n] Reformbewegung“ (Schneiders 2001:11) strebten die Aufklärer nicht nur die Teilnahme an einer wissenschaftlich-intellektuellen Diskussion auf theoretischer Ebene an, sondern bemühten sich, die dabei gewonnenen Einsichten unter Berücksichtigung des jeweiligen soziokulturellen Kontextes in die Realität umzusetzen. Aus dieser kritischen Vernunfthaltung heraus sollten gesellschaftliche Positionen, die noch stark durch die religiöse Verankerung im alltäglichen Leben bestimmt waren, erneuert werden (Müller 2002:3).

Aus sprachphilosophischer Sicht standen die französischen Aufklärer mit ihrem sensualistischen Konzept von der Bedeutung der sinnlichen Wahrnehmung im Widerstreit zu dem zuvor von Descartes vertretenem rationalistischen Ansatz, nach dem man nur durch die Vernunft und einer zweifelsfreien, beweisbaren Einsicht zur Erkenntnis gelangen kann (Ricken 1976:463). In seinem 1746 veröffentlichten Erstlingswerk

⁴³ Der geistesgeschichtliche Begriff der „Aufklärung“ leitet sich von dem aus der Meteorologie kommenden Wort „aufklaren“ ab. Dieses kennzeichnet eine Verbesserung des Wetters zu einem Zeitpunkt, in dem der Himmel klarer erscheint, während die Wolken langsam zurücktreten. Die Aufklärer schätzten diesen Ausdruck, da er den ihnen wichtigen Prozess der Erhellung des Verstandes besonders treffend zu versinnbildlichen schien (Müller 2002:1).

„Essai sur l’origine des connaissances humaines“ griff der Philosoph Etienne Bonnot de Condillac (1714-1780) die sprachphilosophische Fragestellung nach dem Zusammenhang von menschlicher Erkenntnis und Sprachursprung auf. Für die Beantwortung dieser Frage geht auch er von einem sensualistischen Ansatz aus (Ricken 1988:287). Dazu schildert er, wie die frühen menschlichen Wesen zunächst in einem isolierten Zustand lebten und ihre Empfindungen lediglich mit Hilfe natürlicher Schreie und Körperbewegungen ausdrücken konnten. Die Entstehung von Bedürfnissen gelten Condillac als ursprüngliche Antriebskraft für die Entstehung der Sprache⁴⁴. Durch die Bildung größerer Gemeinschaften und den sich daraus ergebenden engeren Kontakten ihrer Mitglieder traten immer häufiger gleichförmige Situationen ein, die die Menschen dazu bewegten, Laute und Gebärden gleichzeitig zu benutzen⁴⁵ (Condillac [1746] 1787: 184ff.). Ausgehend von dieser „langage d’action“, förderte der gemeinschaftliche Prozess zunehmend die Fähigkeit, mit Hilfe willkürlicher lautsprachlicher Zeichen („signes arbitraires“) bestimmte Objekte zu benennen. Dies führte schließlich zur artikulierten Lautsprache, die Condillac als „nouveau langage“ bezeichnet, die der Grund dafür war, warum Gebärden im Laufe der Zeit immer mehr an Bedeutung verloren⁴⁶ (ebd., S. 187f.).

Im Rahmen des in Frankreich in der Mitte des 18. Jahrhunderts einsetzenden sprachphilosophischen Diskurses versuchten einzelne Autoren ihre theoretischen Überlegungen durch empirisch gewonnene Belege abzusichern. Dazu werteten sie Berichte über nicht in menschlicher Gemeinschaft aufgewachsene „wilde Kinder“ („enfants sauvages“) oder „Taubstumme“ aus, um Einsichten in die Natur des frühen Menschen und den Ursprung der Sprache zu gewinnen (Meyer 2008:99f.). Um den „Zusammenhang von Zeichengebung und Verstandesoperationen“ zu belegen, griff Condillac in seinem „Essai“ auf einen Bericht des Sekretärs der Académie royale des sciences, Bernard le Bovier de Fontenelle, von 1703 über einen von Geburt an „Taubstummen“ aus Chartres zurück (Gessinger 1994:189). Dieser junge Handwerkersohn hatte nach

⁴⁴ „Ce couple eut un enfant qui, pressé par des besoins qu’il ne pouvoit faire connoître que difficilement, agita toutes les parties de son corps“ (Condillac [1746] 1787:188).

⁴⁵ „Cependant les mêmes circonstances ne purent se répéter souvent, qu’ils ne s’accoutumassent enfin à attacher aux cris des passions, & aux différentes actions du corps“ (Condillac [1746] 1787:186).

⁴⁶ „Cependant ces hommes ayant acquis l’habitude de lier quelques idées à des signes arbitraires (...) Ils articulèrent de nouveaux sons, & en les répétant plusieurs fois, & les accompagnant de quelque geste qui indiquoit les objets qu’ils vouloient faire remarquer, ils s’accoutumèrent à donner des noms aux choses“ (Condillac [1746] 1787:188).

23-jähriger „Taubstummheit“ das Gehör und die Sprechfähigkeit erlangt. Theologen, die ihn einer Befragung unterzogen, stellten die Unfähigkeit des jungen Mannes fest, abstrakte Begriffe wie etwa „Gott“, „Seele“, das „Gute“ oder das „Böse“ mit Inhalten zu verbinden. Auch den Sinn kirchlicher Riten, beispielsweise den Ablauf des Gottesdienstes, das Niederknien, das Kreuzzeichen und die Gebetshaltung, konnte er nicht erklären. In seinem abschließenden Resümee hielt Fontenelle fest, dass der Taubstumme von Chartres trotz einer gewissen Erziehung und Bildung ein animalisches Leben geführt habe⁴⁷.

Die Tatsache, dass Condillac diesen Bericht in seinen „Essai“ aufnahm, weist auf die Bedeutung hin, die er der Untersuchung dieses außergewöhnlichen Ereignisses und den daraus gezogenen Schlussfolgerungen zuschrieb. Er bedauerte, dass die mit dem Fall betrauten Theologen den jungen Mann nicht zu den Gedanken befragt hatten, die ihn während und nach seiner Taubheit beschäftigten. Daher sei es ihnen nicht möglich gewesen, alles zu erfassen, was zur Entwicklung seines Intellekts beigetragen habe. Deshalb wählte Condillac den Weg, sich in die Situation des nunmehr Hörenden einzufühlen und Vermutungen anzustellen, wie dieser seine Gehörlosigkeit erlebt habe. Er hielt es für wahrscheinlich, dass es zwischen dem Gehörlosen und seinem familiären und nachbarlichen Umfeld eine auf Gesten beruhende Kommunikation gegeben habe. Damit sei es dem jungen Mann aber lediglich gelungen, die Erfüllung seiner „unmittelbaren Bedürfnisse“ zu erreichen (Gessinger 1994:189f.). Für Condillac ist eine Persön-

⁴⁷ „A Chartres, un jeune homme de vingt-trois à vingt-quatre ans, fils d'un artisan, sourd & muet de naissance, commença tout-à-coup à parler, au grand étonnement de toute la Ville. On sut de lui que, trois ou quatre mois auparavant, il avoit entendu le son de cloches, & avoit été extrêmement surpris de cette sensation nouvelle & inconnue. Ensuite il lui étoit sorti une espece d'eau de l'oreille gauche, & il avoit entendu parfaitement des deux oreilles. Il fut ces trois ou quatre mois à écouter, sans rien dire; s'accoutumant à répéter tout bas les paroles qu'il entendoit, & s'assermissant dans la prononciation & dans les idées attachées aux mots. Enfin il se crut en état de rompre le silence, & il déclara qu'il parloit, quoique ce ne fût encore qu'imparfaitement. Aussi-tôt des Théologiens habiles l'interrogerent sur son état passé, & leurs principales questions roulerent sur Dieu, sur l'ame, sur la bonté ou la malice morale des actions. Il ne parut pas avoir poussé ses pensées jusques là. Quoiqu'il fût né de parens catholiques, qu'il assistât à la messe, qu'il fût instruit à faire le signe de la croix & à se mettre à genoux dans la contenance d'un homme qui prie, il n'avoit jamais joint à tout cela aucune intention, ni compris celle que les autres y joignent. Il ne savoit pas bien distinctement ce que c'étoit que la mort, & il n'y pensoit jamais. Il menoit une vie purement animale, tout occupé des objets sensibles & présens, & du peu d'idées qu'il recevoit par les yeux. Il ne tiroit pas même de la comparaison de ses idées tout ce qu'il semble qu'il en auroit pu tirer. Ce ne'est pas qu'il n'eût naturellement de l'esprit; mais l'esprit d'un homme privé du commerce des autres et si peu exercé & si peu cultivé, qu'il ne pense qu'autant qu'il est indispensablement forcé par les objets extérieurs. Le plus grand fonds des idées des hommes est dans leur commerce réciproque” (Fontenelle zit. nach Condillac [1746] 1787:129f.).

lichkeit ohne Sprache allerdings nicht in der Lage, Überlegungen anzustellen, besonders wenn dieser Zustand dreiundzwanzig Jahre anhält:

N'ayant pas des signes assez commodes pour comparer ses idées les plus familières, il étoit rare qu'il formât des jugemens. Il est même vraisemblable que pendant le cours des vingt-trois premières années de sa vie, il n'a pas fait un seul raisonnement. Raisonner, c'est former des jugemens, & les lier en observant la dépendance où ils sont les uns des autres (Condillac [1746] 1787:133).

Um sich von den intellektuellen Fähigkeiten gehörloser Kinder selbst ein Bild zu machen, besuchte Condillac 1755 die Gehörlosenschule von Abbé Charles Michel de L'Épée (1712-1789) in Paris, die dieser in seinem Privathaus in der Rue des Moulins eingerichtet hatte (Freeman 2008:117). Dabei lernte der Philosoph die Ideen des Schulgründers kennen, der davon überzeugt war, dass der gebärdensprachliche Unterricht der geeignete Weg sei, gehörlosen Menschen Bildung zu vermitteln (Möckel 2007:36). In seiner „Grammaire“ von 1775 äußert sich Condillac positiv über die bei seinem Besuch gewonnenen Eindrücke. Besonders lobt er die klare Struktur des Unterrichts, in dem unterschiedlichste Gedankengänge auf einfache und doch genaue Weise vermittelt werden. Auf der Grundlage der von ihm entwickelten Gebärdensprache („langage d'action“) unterrichtet der Abbé sogar neben dem Französischen auch Latein, Italienisch und Spanisch:

M. l'abbé de l'Épée, qui instruit les sourds & muets avec une sagacité singulière, a fait, du langage d'action, un art méthodique aussi simple que facile, avec lequel il donne à ses élèves des idées de toute espèce, & j'ose dire des idées plus exactes & plus précises que celles qu'on acquiert communément avec le secours de l'ouïe (...) M. l'abbé de l'Épée enseigne à ses élèves le françois, le latin, l'italien & l'espagnol; & il leur dicte, dans ces quatre langues, avec le même langage d'action (Condillac [1775] 1789:114f.).

Im 18. Jahrhundert verbesserten sich die Möglichkeiten für das Individuum in der französischen Gesellschaft. Durch den Erwerb von Bildung gelang es Einzelnen häufiger, sich von überkommenen Strukturen zu emanzipieren und so zu einem mündigen Menschen zu werden, der innerhalb der Gesellschaft als „nützliche[r] Bürger“ seinen Beitrag leisten konnte. Dies setzte allerdings voraus, entsprechende Einrichtungen zur Erziehung bereitzustellen. So sollte auch behinderten Kindern die Möglichkeit geboten werden, nicht nur „Almosen“ zu erhalten, sondern aus ihnen „Belehrung empfangende“ Schüler und Schülerinnen zu formen (Möckel 2001:39f.). Mit seiner um 1770 eröffne-

ten „Institution des sourds et muets“ in Paris⁴⁸ verfolgte de L'Épée dieses Ziel. Als Priester glaubte er zudem an einen göttlichen Auftrag, das Leben der Gehörlosen zu erleichtern (Quartararo 2008:31). Auf lange Sicht strebte er die Gründung eines staatlichen Instituts und eine unentgeltliche schulische Förderung junger Gehörloser an, was bisher ausschließlich als private Angelegenheit betrachtet wurde. Bis dahin erlaubte die gesellschaftliche Realität es nur vermögenden Eltern, ihre gehörlosen Kinder mit Hilfe eines Privatlehrers zu fördern. Den meisten gehörlosen Kindern blieb daher nur die Aussicht eine „Elementarschule“⁴⁹ zu besuchen und danach auf Unterstützung durch Familie und Nachbarn zu hoffen (Gessinger 1994:274).

Anstoß zur Beschäftigung mit der Gebärdensprache erhielt de L'Épée durch die Begegnung mit zwei von Geburt an gehörlosen Schwestern, deren Erziehung er übernommen hatte. Diese waren es gewohnt, sich in einer selbst geschaffenen individuellen Gebärdensprache miteinander zu verständigen. Da der Abbé davon überzeugt war, dass es sich dabei um eine auf natürliche Weise entstandene Sprache handelte, wählte er diese Gebärdensprache, die er als „natürliche Sprache“ ansah, als „allgemeine Grundlage“, um daraus eine auf die „Bedürfnisse“ der Gehörlosen abgestimmte sprachliche Erziehung zu entwickeln. Ergänzend zu den interaktiven Gebärden der gehörlosen Geschwister, bei denen es sich nach de L'Épée um „natürliche“ Zeichen handelte, fügte der Gehörlosenlehrer „künstliche“ hinzu, sodass ein System von zusammengesetzten Zeichen („signes méthodiques“) entstand (Gessinger 1994:282), das im Unterrichtsgeschehen einen zentralen Platz einnahm (ebd., S. 329). Die so entstandene künstliche Zeichen- bzw. Gebärdensprache basierte vor allem auf der Wiedergabe französischer Begriffe und ihrer grammatikalischen Form. Die Lautsprache spielte für de L'Épée lediglich eine „untergeordnete Rolle“. Ihre Vermittlung ergab für ihn keinen Sinn, da sie in seinen Augen geistlos und rein mechanischer Natur war (Buchinger 1996:190).

Nachdem sich seine Schüler/innen daran gewöhnt hatten, die Morphologie des Französischen durch Gebärden wiederzugeben, leitete er sie an, diese Gebärden unmittelbar in die „Schriftsprache“ zu übertragen (List 2010:98f.). Zum besseren Verständnis benutzte er für seinen Lese- und Schreibunterricht das „Fingeralphabet“

⁴⁸ Mit dieser ersten Schulgründung in Paris setzte eine europäische Bewegung ein, die in den darauffolgenden Jahren zu Schulgründungen wie etwa in Leipzig, Karlsruhe, Wien, Rom, Prag und Bordeaux führte (Leonhardt 2009a:10).

⁴⁹ Der größte Einwand, der gegen die Elementarschulen vorgebracht wurde, war der des mechanischen Auswendiglernens „ohne jedes Verständnis des Gesagten oder Geschriebenen“ (Gessinger 1994:330).

(Gessinger 1994:299). Dabei notierte er zunächst ein geläufiges Wort, beispielsweise „Fenster“, auf der Tafel und forderte die Kinder auf, sich dessen „Schriftbild“ einzuprägen und die einzelnen Buchstaben mit Hilfe des Fingeralphabets wiederzugeben. Nach mehrmaliger Wiederholung konnten sie dieses Wort, ohne auf die Tafel zu blicken, buchstabieren. Nachdem es von der Tafel entfernt worden war, wurde ein Kind gebeten, erneut „Fenster“ an die Tafel zu schreiben. So erlernten die gehörlosen Schüler/innen relativ schnell das aus 25 Buchstaben bestehende französische Alphabet (ebd., S. 293). Auf diese Weise ergänzten sich Schrift und Gebärden, sodass die Unterrichtsinhalte gut zu verstehen waren. Seine „künstliche[n] Zeichen“ trugen dazu bei, gehörlosen Schüler/innen im Unterricht eine gewisse Bildung zu vermitteln. Sein Nachfolger Abbé Roche-Ambroise Sicard (1742-1822) legte allerdings den Schwerpunkt auf den schriftsprachlichen Unterricht. Er lehrte gehörlose Kinder verstärkt mit Hilfe der Schrift Gedanken zu fixieren, um so mit Hörenden in Kommunikation zu treten. Die Verbindung aus de L'Épées gebärdensprachlichem und Sicards schriftsprachlichem Unterricht wurde später als „französische Methode“ bekannt (Groschek 2008:243).

Um für seine primär auf der Gebärdensprache basierenden Unterrichtsmethode zu werben, veranstaltete Abbé de L'Épée ab 1771 in größeren Abständen öffentliche Vorführungen seines Unterrichts in der Rue des Moulins (Freeman 2008:117). Damit beabsichtigte er dem immer noch weit verbreiteten Vorurteil entgegenzutreten, Gehörlose seien nicht in der Lage, „metaphysische Vorstellungen“ an „repräsentative Zeichen zu binden“. Dabei stellte sich heraus, dass die gehörlosen Schüler/innen, die er dem Publikum präsentierte, dazu durchaus in der Lage waren (Gessinger 1994:280f.). Sein weiteres Ziel war es, nicht nur französischen, sondern auch ausländischen Besuchern, zu denen der spätere österreichische Kaiser Joseph II. gehörte, Einblicke in seinen Unterricht zu gewähren, um sie auf diese Weise anzuregen, sich für die Errichtung von Gehörlosenschulen in ihren Ländern einzusetzen⁵⁰. Zeitgleich begann er, das von ihm

⁵⁰ Nachdem der zukünftige österreichische Thronfolger Kaiser Joseph II., Erzherzog von Österreich, seiner Schwester Marie Antoinette, Gemahlin Ludwig XVI., einen Besuch in Paris abgestattet hatte, informierte er sich zunächst unerkannt im Rahmen einer von de L'Épée abgehaltenen Vorführung über dessen Unterrichtsmethoden. Daraufhin veranlasste er, dass sich der in Paris lebende Joseph May aus Böhmen sich de L'Épées' gebärdensprachliche Lernmethode aneignete, um sie später in einer von ihm geplanten Gehörloseneinrichtung anwenden zu können (Schott 1995:54ff.). Das erste staatliche „k.k. Taubstummeninstitut“ in Wien entstand 1779 im ehemaligen Bürgerspital, das zunächst sechs Jungen und sechs Mädchen aufnahm und später von Joseph May als Direktor geleitet wurde. Zunächst hielten die Lehrer an den gebärdensprachlichen Lehrmethoden de L'Épées fest (ebd., S. 60ff.). Ab 1780 setzte sich allerdings immer mehr die lautsprachliche Methode des sächsischen Gehörlosenpädagogen Samuel Heini-

konzipierte Unterrichtsprogramm, seine Didaktik und die dazugehörigen Übungen in vier „Lettres“⁵¹ zu publizieren, in denen er das von ihm geschaffene Zeichensystem verteidigte (Freeman 2008:117).

Da der Abbé ein beträchtliches Vermögen geerbt hatte, war er in der Lage, gehörlose Schüler/innen nicht nur unentgeltlich zu unterrichten, sondern auch die Kosten für Unterbringung und Verpflegung zu übernehmen (Freeman 2008:117). Die Nachfrage war dementsprechend groß. Im Zeitraum von 1771 bis 1785 wuchs die Schülerzahl der von de L'Épée ins Leben gerufenen Institution von 30 auf über 70 an. Sein Bestreben war es, gehörlosen Kindern die christliche Lehre nahezubringen und sie „intellektuell“ zu fördern. Außerdem sollten diese Kinder ein Handwerk erlernen, wodurch sich ihre Aussichten erhöhten, später eine Anstellung zu erhalten, um so nicht mehr auf die „Armenpflege“ angewiesen zu sein (Gessinger 1994:274). Zudem ließ die von de L'Épée geschaffene Möglichkeit, gemeinsam zu lernen und zu wohnen, ein positives Gruppengefühl entstehen (Freeman 2008:117), was wohl auch die Attraktivität seiner Einrichtung erklärt.

Während de L'Épées Weg in der Öffentlichkeit große Anerkennung fand, stieß seine gebärdensprachlich orientierte Lehrmethode bei den „Oralisten“ wie etwa bei Jacob Rodrigues Pereire (1715-1780), auf entschiedene Ablehnung⁵² (Freeman 2008:118). Der „erste Gehörlosenlehrer Frankreichs“⁵³, Jacob Pereire, wurde im spanischen, in der Estremadura gelegenen Ort Berlanga geboren, der zum Herrschaftsbereich einer adligen Familie gehörte, in der Taubheit aufgetreten sein soll. Mit seiner Familie, die sich als Angehörige des israelitischen Glaubens in Spanien Verfolgungen ausgesetzt sah, suchte

cke (1727-1790) im Unterricht durch. Schüler, die sich gut lautsprachlich artikulieren konnten, wurden der Öffentlichkeit als „sprechende Gehörlose“ präsentiert. Dadurch gewann die orale Methode immer größere öffentliche Aufmerksamkeit, was sich auch in den steigenden Schülerzahlen des Instituts zeigte (ebd., S. 65ff.).

⁵¹ Die literarische Form des „Lettre“ war eine im Frankreich des 18. Jahrhunderts gerne gewählte Darstellungsweise zur Erörterung aktueller Fragestellungen von öffentlichem Interesse (Schulz & Basler 2004:253).

⁵² Nach de L'Épées eigenen Angaben, war es das Ziel „3000 Wörter“ in einem Monat zu behandeln, die sich durch „ständige Wiederholung in das Gedächtnis der Schüler“ einprägen sollten (Gessinger 1994: 293). Dies veranlasste Pereire zur kritischen Bemerkung, dass bei dem von de L'Épée lediglich zwei Mal in der Woche angebotenen Sprachunterricht die Schüler/innen 7 Jahre benötigen würden, bis sie „das Französische lesen und sprechen gelernt hätten, und selbst dann hätten sie nur den Sinn einiger Wörter und oder Redewendungen begriffen“ (Gessinger 1994: 279).

⁵³ 1847 nahm der Mediziner Édouard Séguin im Titel seiner Dokumentation „Jacob Rodriguez Pereire. Premier instituteur des Sourds et Muets en France“ bereits den anerkennenden Beinamen „erster Gehörlosenlehrer Frankreichs“ auf, der später von anderen Autoren übernommen wurde, wie beispielweise von Ernest La Rochelle in seiner 1852 veröffentlichten umfangreichen Biografie über dessen Wirken als Gehörlosenlehrer.

Pereire zunächst in Portugal und 1740 in Frankreich neue Aufgaben (Bézagu-Deluy 1990:138). Die Gehörlosigkeit seiner Schwester hatte ihn schon früher veranlasst, sich Literatur zur Erziehung Gehörloser zu beschaffen (La Rochelle 1882:6). Ab 1744 begann er den 13-jährigen Gehörlosen Aaron Beaumarin in der westfranzösischen Hafenstadt La Rochelle zu unterrichten (Séguin 1847:20).

Seinem zweiten Schüler, Azy d'Etavigny, begegnete Pereire 1746 in der Benediktiner Abtei Beaumont in der Normandie. Zuvor hatte Azy d'Etavigny etwa sieben Jahre lang in der Prämonstratenser-Abtei in Amiens Unterricht erhalten (Séguin 1847:30). Dieses Kloster hatte sich den Ruf „eines außergewöhnlichen Bildungszentrums für gehörlose Kinder“ erworben, das allerdings „kostenpflichtig“ war und damit Kindern aus ärmeren Familien verschlossen blieb. Dort hatte der als Prokurator und Gehörlosenlehrer im Kloster lebende gehörlose Etienne de Fay (1669-1746) Azy d'Etavigny in einer sechs bis sieben Schüler umfassenden Lerngruppe unterrichtet. Bei neuen Schülern griff der Lehrer auf die im Kloster üblichen einfachen „Hausgebärden“ zurück, die in ähnlicher Form auch bei Ponce de León in Óna am Anfang des Unterrichts gestanden hatten. Später machte de Fay seine Schüler mit Lesen, Schreiben und der französischen Gebärdensprache vertraut. Azy d'Etavignys Vater, der von Pereires lautsprachlichem Unterricht beeindruckt war, vereinbarte mit der Leitung des Klosters in Beaumont, seinen Sohn dort von diesem lautsprachlich unterrichten zu lassen. Unter Anleitung Pereires gelang es dem gehörlosen Schüler, innerhalb weniger Monate erstaunliche Erfolge zu erzielen, worüber der Prior die Königliche Akademie der Wissenschaften in Paris in Kenntnis setzte. 1749 verließ Azy d'Etavigny das Kloster, um sich mit seinem Lehrer nach Paris zu begeben (Villwock 2012:18f.).

Am 11. Juni 1749 trug Pereire in einer Sitzung der Akademie eine schriftlich ausgearbeitete Abhandlung über seine Unterrichtserfahrungen vor⁵⁴ (Gessinger 1994:196). Danach „präsentierte“ er seinen gehörlosen Schüler, der in der Lage war, deutlich zu sprechen und religiöse Texte frei vorzutragen (ebd., S. 188). Der französische Naturforscher und Mitglied der Akademie, George-Louis de Buffon (1707-1788), zeigte sich von Pereires Vortrag beeindruckt und äußerte sich lobend über den Auftritt Azy

⁵⁴ Bereits 1746 war Pereire der Einladung zu einer Sitzung der Académie de Caen gefolgt, in der er über seine Erfahrungen berichtet und anschließend seinen Schüler Azy d'Etavigny vorgestellt hatte. Das Auftreten des damals 16-jährigen Schülers in Caen war im „Journal des Savants“ lobend erwähnt worden (Séguin 1847:40).

d'Etavignys und dessen Leistungen. Auf mündlich und schriftlich gestellte Fragen erhielt de Buffon ebenfalls in schriftlicher oder mündlicher Form gehaltene Antworten, über die er sich anerkennend äußerte. De Buffon stellte zwar kritisch fest, dass der 19-jährige Schüler eine langsame Aussprache sowie eine „grobe Stimme“ („voix rude“) besitze. Mit seiner Bemerkung, dass dieser Mangel aber durch weitere Übungen bis zu einem bestimmten Grad behoben werden könne, schränkte Buffon seine Kritik jedoch ein (Séguin 1847:3f.). Bei der Beurteilung der Leistungen Pereires als Lehrer muss allerdings die intellektuelle Schulung Azy d'Etavignys durch Etienne de Fay in Amiens berücksichtigt werden. Dieser hatte seinen Schüler in jahrelanger Unterweisung Lesen und Schreiben gelehrt und ihm so die französische Sprache nahegebracht, worauf Pereires Unterricht aufbauen konnte (Villwock 2012:19).

Die renommierte Zeitschrift „Mercure de France“ veröffentlichte in ihrer Augustausgabe 1749 Pereires Vortrag, den dieser im Rahmen der vorangegangenen „Akademiesitzung“ gehalten hatte, und machte ihn auf diese Weise weithin bekannt (Gessinger 1994:196). Diese publizistische Verbreitung der Leistungsfähigkeit eines Gehörlosen trug entscheidend dazu bei, die Öffentlichkeit auf die Bedürfnisse und Möglichkeiten Gehörloser aufmerksam zu machen (ebd., S. 276). Ein Eintrag im Pariser Jahrbuch (Calendrier) „Tableau de Paris pour l'année 1759“ belegt, dass Pereire später eine Privatschule in der Rue Saint-André-des-Arts leitete, in der er gehörlose Schüler unterrichtete (Jèze 1759:189).

Sowohl bei Pereire als auch bei dem späteren Schulgründer de L'Epée handelt es sich um Autodidakten, die beide für die Sprach- und Leseübungen ihrer Schüler vorwiegend religiöse Texte verwendeten (Bezagu-Deluy 1990:162). Um die Kinder nicht zu überfordern, begann Pereire zunächst mit einem einführenden Unterricht, in dessen Mittelpunkt das Erlernen des Fingeralphabets stand. Dabei stützte er sich als gebürtiger Spanier auf das für Gehörlosenlehrer bestimmte Werk Juan Pablo Bonets von 1620 „Reducción de las letras y arte para enseñar a hablar los mudos“. Zu den Buchstaben des Fingeralphabets fügte er noch 40 weitere Gesten hinzu, die sich auf Laute bezogen. In dieser Anfangsphase ließ er noch den Gebrauch spontaner Gesten zur Verständigung zu. Erst nach dieser propädeutischen Phase begann er, das dialogische Sprechen einzuüben. Pereire war vor allem darum bemüht, seine gehörlosen Schüler anzuleiten, Vibrationen wahrzunehmen, die von Tönen bzw. Lauten verursacht wurden

(Séguin 1912:36). Dabei handelte es sich um eine Methode, wie sie bereits vor ihm von Pedro Ponce de León und Conrad Amman praktiziert worden war.

Pereires Tätigkeit fand auch ein Echo in der herausragendsten Publikation der Aufklärung, der „Encyclopédie ou dictionnaire raisonné des sciences, des arts et des métiers“⁵⁵. Deren Mitherausgeber, Redakteur und Autor Denis Diderot (1713-1784) sorgte dafür, dass in dem 1765 erschienenen 10. Band der Enzyklopädie unter dem Begriff „MUET“ ein Überblick über die Geschichte des Gehörlosenunterrichts von Ponce de León bis Jacob Pereire aufgenommen wurde, den der französische Autor Louis Chevalier de Jaucourt (1704-1779) verfasste⁵⁶ (Chevalier de Jaucourt 1765:849).

Das Interesse Diderots an den Gehörlosen ging auf dessen Begegnung mit Condillacs „Essai sur l’origine des connaissances humaines“ von 1746 zurück, den er als „Ansporn“ und „Herausforderung“ empfand (Chouillet 1978:114). Er reagierte darauf mit der Ausarbeitung seines „Lettre sur les sourds et muets à l’usage de ceux qui entendent et qui parlent“⁵⁷, den er 1751 veröffentlichte. Darin äußert er die Überzeugung, dass Denken und Sprechen nicht synchron verliefen. Außerdem betont er, wirkten zwar unterschiedliche sinnliche Eindrücke gleichzeitig auf das Bewusstsein, was die Sprache aber nur in linearer und analytischer Form wiedergeben könne⁵⁸.

Der Sensualist Diderot bekannte sich im Gegensatz zu Descartes, der als Rationalist eine ältere Auffassung vertrat und in der Sprache eine Verkörperung vorgegebener Denkformen („idées innées“) sah, die sich in einer „unverrückbaren Wortstellung“ äußerte, zu einer „ordre naturel“, die auf komplexen Sinneserfahrungen beruhe und sich in einer freieren Wortstellung, der „Inversion“, widerspiegeln. (Neis 2003:62f.). Damit bezog Diderot Stellung in einem wissenschaftlichen Diskurs, in dem sich Vertreter von Rationalismus und Sensualismus in konträren Positionen gegenüberstanden (Ricken 1976:466). Um die Richtigkeit seiner These zu belegen, dass die Inversion am Anfang

⁵⁵ Am 18. Oktober 1747 beauftragten die Verleger André-François Le Breton, Antoine-Claude Briasson, Michel-Antoine David und Laurent Durand den Philosophen Denis Diderot sowie den Mathematiker Jean Le Rond d’Alembert, die Encyclopédie als Herausgeber zu betreuen (Borek 2000:42f.).

⁵⁶ „Pereire, né en Espagne, doit sa méthode a son génie; on peut voir ses succès dans l’Histoire de l’Académie (Chevalier de Jaucourt 1765:849).

⁵⁷ Diderot richtete diese Schrift als „Lettre“ auch an den Abbé Charles Batteux (1713-1780), der sich als Autor des Werks „Lettres sur la phrase française comparée avec la phrase latine“ (1747/48) zuvor positiv zu Diderots sensualistischer Deutung der „ordre naturel“ geäußert hatte (Chouillet 1978:111).

⁵⁸ Der Philosoph und Mathematiker Bernard Lamy (1640-1714) vertrat bereits 1701 in seinem Werk „La Rhetorique, ou l’art de parler“ die Meinung, dass „unsere Ideen gleichzeitig in unserem Denken sind und erst die Sprache eine lineare Gliederung ermöglicht“. Diesen Gedanken griffen im 18. Jahrhundert auch Condillac und Diderot auf (Meyer 2008:126).

der Sprachentwicklung gestanden sei, wandte sich Diderot der Gebärdensprache „Taubstummgeborener“ zu. Für ihn könne nur diese auf die ursprüngliche Sprache verweisen, da „Taubstumme“ wegen ihres fehlenden Gehörs frei von anderen sprachlichen Einflüssen oder Vorurteilen seien.

Il vous paroîtra singulier sans doute, qu'on vous renvoie à celui que la nature a privé de la faculté d'entendre & de parler, pour en obtenir les véritables notions de la formation du langage. Mais considérez, je vous prie, que l'ignorance est moins éloignée de la vérité que le préjugé, & qu'un sourd & muet de naissance est sans préjugé sur la maniere de communiquer la pensée; que les inversions n'ont point passé d'une autre langue dans la sienne; que s'il en employe, c'est la nature seule qui les lui suggere, & qu'il est une image très-approchée de ces hommes fictifs, qui, n'ayant aucun signe d'institution, peu de perceptions, presque point de mémoire, pourroient passer aisément pour des animaux à deux pieds ou à quatre⁵⁹. (Diderot 1751:31ff.).

Mit der letzten Bemerkung kritisierte Diderot die zu seiner Zeit in der französischen Gesellschaft weit verbreitete Vorstellung von Gehörlosen als ungebildete, ideen- und gedächtnislose, oft mit Tieren verglichenen Wesen. Diesem negativen Pauschalbild widersprach Diderot als Vertreter der Aufklärungsbewegung (Gessinger 1994:13). Hinter dieser Haltung stand seine Absicht, die Erörterung der Rolle der „Taubstummen“ in der Gesellschaft von der Lebensferne eines häufig akademisch-spekulativen Diskurses in die Nähe einer empirischen Studie zu rücken. Dazu schildert Diderot in seinem „Lettre sur le sourds et muets“ die Begegnung mit einem ihm bekannten intelligenten Gehörlosen, der über eine gut verständliche Körper- und Gebärdensprache verfügte:

Je reviens donc au sourd et muet de naissance. J'en connois un dont on pourroit se servir d'autant plus utilement, qu'il ne manque pas de'esprit, & qu'il a le geste expressif, comme vous allez voir⁶⁰. (Diderot 1751:41f.).

⁵⁹ „Zweifellos wird es Ihnen sonderbar erscheinen, daß Sie sich an denjenigen, dem die Natur die Fähigkeit des Hörens und Sprechens versagt hat, wenden sollen, um von ihm die echten Begriffe von der Bildung der Sprache zu erlangen. Aber ziehen Sie bitte in Betracht, daß die Unkenntnis von der Wahrheit weit weniger entfernt ist als das Vorurteil und daß ein Taubstummgeborener kein Vorurteil über die Art und Weise hat, in der man Gedanken mitteilt; daß seine Umstellungen keinesfalls aus einer anderen Sprache in die seinige übergegangen sein können, daß er sie also nur deshalb verwendet, weil sie ihm die Natur nahelegt, und daß er ein treffliches Ebenbild jener fiktiven Menschen ist, die kein gestiftetes Zeichen, wenig Wahrnehmung, fast kein Gedächtnis haben und daher leicht für zwei- oder vierfüßige Tiere gelten könnten“ (Diderot 1968:33).

⁶⁰ „Ich kenne einen, dessen man sich in besonders nützlicher Weise bedienen könnte, da es ihm an Geist nicht fehlt und er ausdrucksvolle Gebärden hat, wie sie gleich sehen werden“ (Diderot 1968:35).

Darin beschreibt er auch ein Schachspiel, das er, von Zuschauern umringt, austrug⁶¹. Unter ihnen befand sich der ihm bekannte Gehörlose, der mit den Spielregeln gut vertraut war. Dieser kommentierte Diderots Spiel mit ausdrucksvollen Gesten und gab es schließlich verloren. Mit Hilfe seiner Zuschauer gelang es aber Diderot, einen „Ausweg“ zu finden und das Spiel erfolgreich zu beenden. In der Freude über seinen Sieg wies er den Gehörlosen darauf hin, dass sich dieser mit seinem Urteil getäuscht habe. Der Angesprochene zögerte jedoch nicht, allen Anwesenden mit deutlichen Gebärden verstehen zu geben, dass nur wenig dazu gehöre, mit Unterstützung anderer einer Niederlage zu entgehen⁶² (Diderot 1751:42ff.) Auch mit dieser Anekdote weist Diderot die damals weit verbreitete Einstellung zurück, Gehörlose seien dumm und unfähig, Bildung zu erwerben und stellt ihr das Bild einer sachverständigen, humorvollen Persönlichkeit mit rascher Auffassungsgabe entgegen.

Beeindruckt von dieser intellektuellen Leistung seines gehörlosen Bekannten, entschied sich Diderot, mit ihm eine Vorführung des von dem Mathematiker und Jesuitenpater Louis Bertram Castel (1688-1757) konstruierten und gespielten Farbenklaviers⁶³ zu besuchen, worüber er auch in seinem „Lettre“ berichtet (Diderot 1751: 49ff.):

Mon sourd s’imagina que ce Génie inventeur étoit sourd & muet aussi; que son Clavecin lui servoit à converser avec les autres hommes; que chaque nuance avoit sur le Clavier la valeur d’une des lettres de l’alphabet; & qu’à l’aide des touches, & l’agilité des doigts, il combinait ces lettres, en formoit des mots, des phrases, enfin tout un discours en couleurs⁶⁴ (Diderot 1751:50ff.).

⁶¹ Vermutlich fand das Spiel im Café de la Régence am Place du Palais Royal statt, in dem sich Schachspieler regelmäßig trafen, und das auch Diderot besuchte (Borek 2000:28).

⁶² „Ce que ses gestes signifioient si clairement, que personne ne s’y trompa, & que l’expression populaire, consulter le tiers, le quart & les passants, vint à plusieurs en même tems; ainsi bonne ou mauvaise, notre muet rencontra cette expression en gestes” (Diderot 1751:45f.).

⁶³ 1724 ermutigte der Komponist Jean Philippe Rameau (1683-1764) den Jesuitenpater Louis-Bertrand Castel (1688-1757), einen Mathematiker und Kunstliebhaber, auf der Grundlage seiner Harmonielehre ein Farbenklavier (clavecin oculaire) zu konstruieren. 1725 berichtete der Jesuit in der Zeitschrift „Mercure de France“ in dem Artikel „Clavecin pour les yeux, avec l’art de peindre le sons, et toutes sortes de pièces de musique“ über sein Projekt, Analogien zwischen Tönen und Farben herzustellen. Damit war er der Erste, der danach strebte, synästhetische Wirkungen von Musiktönen und Farbakorden zu erzielen (Jewanski 2006:148). Mit jedem Druck auf eine Taste des Cembalos öffnete sich auf einem darüber liegenden Kasten mit Hilfe einer Schnur oder eines Drahtes eine Klappe und gab den Blick auf eine entsprechende Farbe bzw. einen farbigen Fächer frei (Ruhnke 2009:32).

⁶⁴ „Mein Tauber nahm an, jenes erfindungsreiche Genie wäre auch taubstumm; sein Klavier diene ihm dazu, mit anderen Menschen zu plaudern; jeder Farbton auf dem Klavier hätte den Wert eines Buchstaben des Alphabets, und mit Hilfe der Tasten verbände er dank seiner Fingerfertigkeit diese Buchstaben miteinander und bildete aus ihnen Wörter, Sätze, ja ein ganze Rede in Farben“ (Diderot 1968:36).

Der gehörlose Begleiter Diderots vermutete in dem Klavierspieler einen ebenfalls Gehörlosen, der sich mit einer „Rede in Farben“ an sein Publikum wendete. Diese Vermutung leitete er von der Gestaltung des Klaviers ab, dessen Tasten er als Zeichen für die „Buchstaben des Alphabets“ deutete. Zudem glaubte der Gehörlose, die Fingerfertigkeit des Instrumentalisten ermögliche es diesem, mit Hilfe der Tasten „Wörter und Sätze“ zu bilden. Musik war somit eine „besondere Art, Gedanken mitzuteilen“. Vor allem aber berührte ihn das visuelle Spiel der wechselnden farbigen Fächer. Diderot zeigte sich fasziniert von dem Einfallsreichtum und dem Einfühlungsvermögen des Gehörlosen, dem es gelang, das Wesen der Musik als einen kommunikativen Prozess zwischen dem Klavierspieler und dem Zuhörer zu deuten. Damit bestätigte sich Diderots Vermutung, der Gehörlose finde Vergnügen an dieser „musique oculaire“ (Diderot 1751:48ff.). Ebenso erfüllte sich die Prognose Castels, der bereits 1725 in seinem Aufsatz „Clavecin pour les yeux“ vorausgesagt hatte, ein Tauber könne beim Spiel des Farbenklaviers die Schönheit der Musik mit den Augen genießen (Jewanski 2006:148).

Zu den Persönlichkeiten, die sich mit der Erfindung des Farbenklaviers auseinandersetzten, gehörte auch der Musikkenner und Philosoph Jean-Jacques Rousseau⁶⁵ (1712-1778), der den Jesuitenpater Castel „auf Empfehlung“ Condillac nach seiner Ankunft in Paris 1741 kennengelernt hatte (Gessinger 1994:142). In seinem 1755 erschienenen „Discours“⁶⁶ nahm Rousseau unmittelbar Stellung zu den sprachtheoretischen Überlegungen des älteren Abbés und beteiligte sich damit an dem damals verbreiteten öffentlichen Diskurs der Sprachgenese. Er ging vom Menschen im Naturzustand („l'Etat de Nature“) aus, der anfangs weitgehend isoliert in lockeren familiären Zweckgemeinschaften gelebt und sich erst allmählich aufgrund gegenseitiger Interessen und wechselseitiger Empfindungen zu einem geselligen Wesen entwickelt habe (Rousseau 1755:45ff.). Anders als Condillac, der primär physische Bedürfnisse wie etwa Hunger oder Durst als Grund für die Bildung von Sprache ansah, machte Rousseau leidenschaftliche Gefühle wie etwa Mitleid oder Zorn dafür verantwortlich⁶⁷. In seinen Augen gab es praktische Gründe für die Überwindung der von Condillac ebenfalls als

⁶⁵ Vgl. J.J. Rousseau „Essai sur l'origine des langues“ (1781), Kapitel 16 „Fausse analogie entre les couleurs et les sons“.

⁶⁶ „Discours sur l'origine et les fondemens de l'inégalité parmi les hommes“: J.J. Rousseau (1755).

⁶⁷ „Ce n'est ni la faim ni la soif, mais l'amour, la haine, la piété, la colère qui leur ont arraché les premières voix“ (Rousseau [1781] 1997:13).

„langage d'action“ bezeichneten gestischen Sprache hin zu einer artikulierten Sprache. Zwar besaßen die Gesten für ihn eine deutliche Ausdrucksstärke, versagten aber seiner Meinung nach im Dunkeln und setzten zudem eine besondere Aufmerksamkeit des Kommunikationspartners voraus. Darüber hinaus war für ihn die Gebärdensprache lediglich geeignet, konkrete, sichtbare oder bewegliche Objekte zu veranschaulichen, weshalb sich am Ende der sprachgeschichtlichen Entwicklung die artikuliert Lautsprache durchsetzen konnte⁶⁸. Rousseaus Auffassung von den begrenzten Möglichkeiten der Gebärdensprache spiegelt sich in der weiteren Entwicklung der Gehörlosenbildung mit ihrer Betonung des lautsprachlichen Unterrichts wider.

2.5.2 Gehörlose in der deutschen Gesellschaft

In Deutschland waren Aufklärung und Religion in der Weise miteinander verflochten, dass man „nicht einseitig von einer Ablehnung oder Bewahrung des religiösen Impulses“ sprechen kann (Hofmann & Zelle 2010:10). Die Beschäftigung mit der überlieferten philosophischen Frage nach der menschlichen Existenz und ihrer Stellung in der Welt war im 18. Jahrhundert nicht mehr ausschließlich Aufgabenfeld der Geistlichkeit. Immer mehr außerhalb der Kirche tätige Gelehrte nahmen Stellung zu den existenziellen Grundfragen des menschlichen Daseins (Coreth & Schöndorf 2000:28f.). Das anthropologische Weltbild der Aufklärung war von der Grundansicht bestimmt, dass sich der Mensch als „jenes besondere Tier“ von den anderen Tieren unterscheide. Dies sei ihm gelungen, da nur er „Rationalität“ besitze, auf deren Grundlage er zum „animal rationale“ werden konnte. Die Vernunft habe ihn befähigt, zu lernen, sich Wissen anzueignen und „Kultur“ zu schaffen. Vor allem aber habe sie dem Menschen zur Sprache verholfen, die ihm Orientierung in der Welt und in der Gesellschaft ermöglicht (Welsch 2011:238).

Für das traditionell theologisch ausgerichtete Denken konnte die Vernunft des Menschen nur aus der „Sphäre des Göttlichen“ kommen (Welsch 2011:239). Diese

⁶⁸ „Quand les idées des hommes commencèrent à s'étendre & à se multiplier, & qu'il s'établit entre eux une communication plus étroite, ils cherchèrent des signes plus nombreux & un langage plus étendu: Ils multiplièrent les inflexions de la voix, & y joignirent les gestes, qui, par leur Nature, sont plus expressifs (...) Ils exprimoient donc les objets visibles & mobiles par des gestes, & ceux qui frappent l'ouye, par des sons imitatifs: mais comme les gestes n'indiquent guères que les objets présents, ou faciles à décrire, & les actions visibles; qu'il n'est pas d'un usage universel, puisque l'obscurité, ou l'interposition d'un corps le rendent inutile, & qu'il exige l'attention plutôt qu'il ne l'excite; on s'avisa enfin de lui substituer les articulations de la voix” (Rousseau 1755:51f.).

Ansicht vertrat auch der Theologe und Demograf Johann Peter Süßmilch (1707-1767), der mit seiner 1741 vorgelegten Bevölkerungsstatistik „Die Göttliche Ordnung in den Veränderungen des menschlichen Geschlechts, aus der Geburt, dem Tode und der Fortpflanzung desselben“ die „Vorsehung Gottes“ anhand seiner demografischen Studien zu beweisen suchte (Süßmilch 1741:19).⁶⁹.

1766 veröffentlichte er seine Sprachursprungstheorie, die er bereits 1756 in einem Vortrag im Rahmen der Diskussion über die Sprachentstehung des Menschen an der Berliner Akademie der Wissenschaften erläutert hatte (Neis 2003:65). Für ihn bestand keinerlei Zweifel, dass sich die Sprache mit ihrer komplizierten Struktur bereits auf ihrer höchsten Entwicklungsstufe befinde und damit Ausdruck der Vernunft sei: „Wenn wir das Gebäude einer Sprache betrachten, so findet sich überall Vollkommenheit, Ordnung, ja Schönheit und Wohlklang“ (Süßmilch 1766:19). Er sah es als selbstverständlich an, dass Gott den Menschen als vernunftbegabtes und denkfähiges Wesen erschaffen habe, das im Gegensatz zu den Tieren befähigt sei, Sprache zu erwerben (ebd., S. 104). Auch stimmte er Conrad Amman zu, nach dem der Prozess des Denkens nur im Rahmen der artikulierten Sprache möglich sei, und Menschen ohne (Laut-) Sprache „folglic nicht ratiociniren, meditiren, inventiren können, also wozu schlechterdings Vernunft, Ueberlegung und Klugheit gehöret“ (ebd., S. 68).

Der Philosoph Johann Gottfried Herder (1744-1803) schloss sich hingegen den sprachtheoretischen Auffassungen Condillacs und Rousseaus an, die der Sprache einen natürlichen Ursprung zuschrieben. Erste sprachliche Regungen beschreibt er wie folgt: „Diese Seufzer, diese Töne sind Sprache. Es giebt also eine Sprache der Empfindung, die unmittelbares Naturgesetz ist“ (Herder 1772:6). Herder lehnte die Theorie Süßmilchs vom göttlichen Ursprung der Sprache ab, denn für ihn stellte die Sprache eine Schöpfung des Menschen dar, die sich im Laufe der Zeit entwickelt hatte. In seiner 1772 erschienenen „Abhandlung über den Ursprung der Sprache“ begründete er die Sprachentwicklung mit der Feststellung, dass der Mensch, anders als das Tier, über keinen Instinkt verfüge. Aber gerade diese Instinktlosigkeit habe es ihm ermöglicht,

⁶⁹ „Gott erhält nicht nur das ganze Welt=Gebäude und alle Himmels=Cörper in ihrem Lauf und Ordnung, sondern er hat auch besonders ein Aufsehen auf die Einwohner des Erd=Creises, und auf ihre stete Veränderungen, denen sie unterworfen sind. Diese werden durch seinen verborgenen, aber unleugbaren Einfluß allezeit so eingerichtet, daß die natürlichen Uebel, so sonst entstehen müßten, dadurch vermieden werden (...). Die Menschen werden gebohren und sterben, aber allezeit in einer gewissen Verhältnis“ (Süßmilch 1741:20f.).

„Besonnenheit“ zu erlangen⁷⁰ (ebd. S. 145f.). In seinen Augen war der Mensch nur durch seine eigene Erkenntnisfähigkeit bzw. Reflexion in der Lage, Sprache zu entwickeln, um so wiederum zum Denken und Abstrahieren zu gelangen (ebd., S. 61)⁷¹. In diesem Prozess kam dem Gehör eine entscheidende Rolle zu:

Da der Mensch blos durch das Gehör die Sprache der lehrenden Natur empfängt, und ohne das die Sprache nichts erfinden kann: so ist Gehör auf gewisse Weise der Mittlere seiner Sinne, die eigentliche Thür zur Seele und das Verbindungsband der übrigen Sinne geworden (Herder 1772:99f.).

1874 legte er im ersten Band seines Hauptwerks „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“ am Beispiel der „Taub- und Stummgeborenen“ die überragende Bedeutung der Lautsprache als Schlüssel zur Entwicklung von Geist und Bildung dar⁷². Dabei zeigt er wenig Empathie für seine gehörlosen Mitmenschen:

Das Beispiel der Taub- und Stummgeborenen zeigt, wie wenig der Mensch auch mitten unter Menschen ohne Sprache zu Ideen der Vernunft gelange, und in welcher thierischen Wildheit alle seine Triebe bleiben. Er ahmt nach, was sein Auge sieht, Gutes und Böses; und er ahmt es schlechter als der Affe nach, weil das innere Kriterium der Unterscheidung, ja selbst die Sympathie mit seinem Geschlecht ihm fehlet (Herder [1784] 1841:111).

Der Freund und Zeitgenosse Gottfried Herders, Immanuel Kant (1724-1804), forderte in seiner Philosophie der Aufklärung den selbstreflektierenden Menschen, der sich mit Hilfe seiner Vernunft aus seiner „Unmündigkeit“ befreit: „Sapere aude! Habe Muth dich deines eigenen Verstandes zu bedienen!“ (Kant 1784:481). Dieser Weg steht allerdings nur den Menschen offen, die im Besitz der (Laut-) Sprache sind und damit Zugang zum Denken haben. Deutlich wird dies in Kants' Spätwerk „Anthropologie in pragmatischer Hinsicht“ (1798), in dem er ausdrücklich betont, dass nur die (Laut-) Sprache ein geeignetes Medium zum Gebrauch des Verstandes und zur Erkenntnis der Welt sei. Die negativen Konsequenzen, die dieser Gedanke für die Beurteilung Gehörloser nach sich ziehen konnte, verdeutlicht Kants durch folgende Aussage:

⁷⁰ „Man vergesse aber nicht, daß gleich vom ersten Momente an kein Thier, sondern ein Mensch, zwar noch kein Geschöpf von Besinnung, aber schon von Besonnenheit ins Universum erwache“ (Herder 1772:146).

⁷¹ „Ohne Sprache hat der Mensch keine Vernunft, und ohne Vernunft keine Sprache. Ohne Sprache und Vernunft ist er keines göttlichen Unterrichts fähig“ (Herder 1772:61).

⁷² Auch Rousseau äußerte sich in ähnlicher Weise: „La parole distingue l'homme entre les animaux“ (Rousseau [1781] 1997:1).

Die Gestalt des Gegenstandes wird durchs Gehör nicht gegeben und die Sprachlaute führen nicht unmittelbar zur Vorstellung desselben, sind aber eben darum, und weil sie an sich nichts bedeuten, ausser allenfalls innere Gefühle, nicht Objecte, die geschicktesten Mittel der Bezeichnung der Begriffe, und Taubgebohrne, die eben darum auch stumm (ohne Sprache) bleiben müssen, können nie zu etwas Mehrerem als einem Analogon der Vernunft gelangen (Kant 1798:49).

Ähnlich wie Kant war auch der deutsche Gehörlosenpädagoge Samuel Heinicke (1727-1790) von einem engen Zusammenhang zwischen Lautsprache und Bildung überzeugt, wie er 1778 in seinen „Beobachtungen über Stumme, und über die menschliche Sprache in Briefen“ ausführt. Hierbei gibt er vor allem zu bedenken, dass dem Gehörlosen nicht nur die intellektuelle Welt, sondern auch die abstrakte Vorstellung von einem göttlichen Wesen sowie seine Bedeutung weitgehend verschlossen bleibe:

(...) Er kann also seine Begriffe, wie wir hörende Menschen, nicht durch tönende Worte für sich selbst bezeichnen, und im Gedächtnisse aufbewahren; sondern er kann, wenn ihn nicht die Kunst eine andere Art des Denkens lehrt, nur mittelst seiner Einbildungskraft denken, welche ihm das Bild jeder Sache oder Idee, die er denkt, und die er durch Hilfe seiner übrigen Sinne, am meisten aber durch sein Gesicht, erlangt hat, darstellt. Hieraus folgt von selbst, daß ein Taubstummer, so lange man ihn in seinem natürlichen Zustande läßt, sich nichts denken oder vorstellen kann, was er nicht gesehen, oder durch seine anderen ihm noch übrigen Sinne empfunden hat, daß er zwar aus der sichtbaren Welt etwas, aus der intellektuellen aber, wenig oder gar keine Begriffe und Vorstellungen herholen, am allerwenigsten aber von dem höchsten Wesen, von dessen Verehrung und von der Nothwendigkeit desselben, etwas wissen oder denken könne (Heinicke 1778:26f.).

Mit seiner Befürwortung einer göttlich gelenkten Sprachgenese nahm Heinicke auch Stellung zur Sprachursprungsdiskussion⁷³. Wichtiger erschien ihm aber die praktische Erziehungsarbeit mit Gehörlosen, was den Forderungen des „Pädagogischen Jahrhunderts“ entsprach, auch gesellschaftlichen Randgruppen Bildung zu vermitteln (List 2010:94). Als Direktor des 1778 in Leipzig gegründeten Gehörloseninstituts fasste er dieses Ziel ins Auge. Der Weg zur Bildung verlief für ihn, anders als bei de L'Épée in Frankreich, ausschließlich über den Erwerb der Lautsprache (Kröhnert 1966: 102f.), mit der auch die Voraussetzungen für gesellschaftliche Integration geschaffen werden sollten (List 2010:93). Heinickes auf Übung der Artikulation ausgerichtete Lehrweise, die

⁷³ Dazu äußert er sich folgendermaßen: „Denn die Frage: ob sie ihren Ursprung von Gott oder von den Menschen habe? bleibt noch immer eine unentschiedene Streitigkeit unter den Gelehrten (...) Diejenigen, welche den Ursprung der Sprache für göttlich halten, und annehmen, daß sie den ersten mit vielen erhabenen Vorzügen geschaffenen Menschen zugleich von ihrem Schöpfer gelehrt worden, haben in mancherlei Betrachtung ungleich mehr für diejenigen voraus, die sich bemühen, durch Schlüsse zu beweisen, daß die Sprache lediglich ein Werk menschlicher Erfindung sei“ (Heinicke 1778:111f.).

als „deutsche Methode“ bekannt wurde (Groschek 2008:243), setzte sich auf dem internationalen „Mailänder Kongress“ für Gehörlosenlehrer 1880 endgültig gegen die „französische Methode“ durch⁷⁴ (ebd., S. 246). Damit hatte sich dessen Forderung erfüllt, auf Gebärden gänzlich zu verzichten und dafür die Schulung des Lippenlesens (Heinicke 1778:100) sowie die Verwendung der Schriftsprache in den Mittelpunkt des Unterrichts zu stellen⁷⁵ (ebd., S. 55). Um den Prozess der Integration in die hörende Gesellschaft voranzutreiben, verbot er das Gebärden nicht nur im Unterricht, sondern auch im täglichen Umgang der Gehörlosen untereinander sowie mit anderen Personen:

Meine tauben Lehrlinge, die schon sprechen gelernt haben, müssen so wohl bei mir wie im Umgange unter sich, als auch mit andern Personen in der Gesellschaft allemal laut sprechen, und sie dürfen sich niemals durch Geberden ausdrücken“ (Heinicke 1778:109).

Gegen Heinickes Unterricht wurde der Einwand erhoben, „die Schüler seien nicht in der Lage, durch Lippenlesen die kürzesten Fragen zu verstehen, selbst dann nicht, wenn sie sehr langsam und deutlich artikuliert würden“. Zudem handle es sich bei Heinickes Methode nur um „mechanisches Auswendiglernen ohne jedes Verständnis des Gesagten oder Geschriebenen“, obwohl gerade er diese Kritik zuvor immer wieder als Argument gegen den „gewöhnlichen“ Unterricht an den Elementarschulen vorgebracht hatte (Gessinger 1994:330). Späteren Gehörlosenschulen in Deutschland, die Heinickes Unterrichtsmethode übernahmen, wurde ebenfalls vorgeworfen, das Sprechen ins Zentrum des Unterrichts zu stellen und die „Schriftsprache“ sowie die Vermittlung von „Inhalten“ zu vernachlässigen⁷⁶ (Groschek 2008:248).

⁷⁴ Auf diesem internationalen Kongress für Gehörlosenpädagogik 1880 in Mailand diskutierten 255 hörende Lehrer über die geeignete Unterrichtsform für gehörlose Kinder. Den drei anwesenden gehörlosen Pädagogen wurde lediglich eine Rolle als „Beobachter“ zugewiesen. Die überwiegende Mehrheit der anwesenden Gehörlosenpädagogik sprach sich für die von Heinicke ein Jahrhundert zuvor propagierte „Lautsprachmethode“ aus, die anschließend in Europa als Modell zur Unterrichtung Gehörloser übernommen wurde (Groschek 2008:247).

⁷⁵ Heinicke machte darauf aufmerksam, wie „beschwerlich“ es für einen Gehörlosen sei „die geschriebenen Buchstaben und Worte ins Gedächtnis [zu] fassen, sie auf[zu]bewahren, bei sichtbarer Vorstellung der Dinge oder Handlungen, einzeln wieder aus dem Gedächtnis her[zu]holen und sie nieder[zu]schreiben, ohne daß sein Gedächtnis eine zum Grund liegende Scala dazu erhalten hat“ (Heinicke 1778:55).

⁷⁶ Ernst Adolf Eschke (1766-1811), Schwiegersohn Heinickes, hatte sich als Gehörlosenlehrer gegen die von Heinicke praktizierte „rein orale Methode“ ausgesprochen und in seinem Berliner Gehörloseninstitut eine „kombinierte Methode“ eingeführt, die sowohl Elemente der Gebärden- als auch der Lautsprache verwendete. Neben gehörlosen Personen wurden dort auch Hörende als Lehrer ausgebildet, die jedoch Kenntnisse in der Gebärdensprache aufweisen mussten. Eschkes Methode wurde später auch in Leipzig übernommen. Nach den Beschlüssen des Mailänder Kongresses setzte sich allerdings innerhalb weniger Jahre die orale Methode auch in Deutschland durch. Eine Folge dieser Entwicklung war, dass gehörlose Pädagogen entlassen wurden (Groschek 2008:246ff.).

Anders als bei de L'Epées' Institut in Paris handelte es sich bei der Leipziger Gehörloseneinrichtung bis in das 19. Jahrhundert hinein um eine kostenpflichtige, privat geführte Lehranstalt, zu deren Unterhalt der Kurfürst und spätere König von Sachsen zunächst lediglich das jährliche Gehalt Heinickes in Höhe von 400 Talern beitrug. Spätere Schulgründungen wie etwa in Berlin oder Aachen wurden ebenfalls als private Anstalten geführt (Feige 2000:549). Der überwiegenden Mehrheit gehörloser Kinder in Deutschland, die meist aus einfachen Verhältnissen stammten, blieb so der Zugang zu einer Gehörlosenschule und damit die Möglichkeit, eine adäquate Erziehung und Bildung zu erhalten, in der Regel verwehrt.

Das Zusammenleben in ihren Familien war gewöhnlich begleitet von erheblichen Einschränkungen. Häufig litten sie unter der unzureichenden Zuwendung von Seiten der überwiegend hörenden Eltern, deren (Laut-) Sprache sie nur ungenügend verstehen konnten. Aufgrund dieser Kommunikationsbarriere waren Eltern nur in sehr begrenzter Weise in der Lage, ihren gehörlosen Kindern die für das alltägliche Verhalten notwendigen Umgangsformen zu vermitteln. Außerdem sahen sich die Kinder in die Isolation gedrängt, da ihnen gehörlose Freunde fehlten und der Zugang zu gleichaltrigen Hörenden oftmals verwehrt blieb. Erst mit dem Schuleintritt in eine Gehörlosenschule, die bis dahin nur sehr wenigen offen stand, fanden sie Gleichgesinnte und Freunde, mit denen sie eigene Kommunikationsformen entwickeln konnten (Feige 2001a:21ff.).

Falls Gehörlose in Preußen beabsichtigten, untereinander eine Ehe einzugehen, war dieses Vorhaben erheblich erschwert. Nach der Einführung des „Allgemeine[n] Landrecht[s] für die Preussischen Staaten“ (ALR) am 1. Juni 1794 musste dafür zunächst ein wirksames „Eheverlöbniß“ vorliegen, also eine verbindliche Übereinkunft, die Ehe eingehen zu wollen⁷⁷. Das ALR stellte allerdings dem überwiegenden Teil gehörloser Personen zwingend einen Vormund zur Seite⁷⁸. Zwar konnte die Zustimmung zu einer Ehe „nicht ohne erheblichen Grund“ versagt werden (ALR 1794:3. Bd./2. Teil/1. Titel/§ 58), aber ein solcher Grund lag dann vor „wenn den zukünftigen Eheleuten das nöthige Auskommen fehlen würde“ (ebd., § 60), was bei realistischer Betrachtungsweise für gehörlose Heiratswillige gewöhnlich zutrif.

⁷⁷ „Das Eheverlöbniß ist ein Vertrag, wodurch zwei Personen verschiedenen Geschlechts einander künftig zu heirathen versprechen (ALR 1794: 3. Bd./2. Teil/1. Titel/§ 75).

⁷⁸ „Taub- und Stummgeborne, ingleichen diejenigen, welche vor zurückgelegtem Vierzehnten Jahre in diesen Zustand gerathen sind, müssen, sobald sie nicht mehr unter väterlicher Aufsicht stehen, vom Staate bevormundet werden (ALR 1796: 4. Bd./2. Theil/ 18. Titel/§ 15).

2.6 Gehörlose in der deutschen Gesellschaft des 19. Jahrhunderts

Im Deutschland des 19. Jahrhunderts stellten Bemühungen, gehörlosen Kindern in eigenen Schulen Bildung zu vermitteln, immer noch eine Ausnahme dar. Zu ihnen gehörten Initiativen, mit denen zum Beispiel das Land Sachsen versuchte, die Lebensverhältnisse der jungen Gehörlosen zu verbessern. Von den dort 1835 erfassten 1168 gehörlosen Kindern und Jugendlichen konnte lediglich ein Drittel einen Platz in einer „Taubstummenanstalt“ erhalten (Anonym 1835:310). Diese Ausgrenzung betraf hauptsächlich Jungen und Mädchen aus ärmeren Schichten. Um dieser Gruppe Unterstützung zukommen zu lassen, ordnete König Friedrich August I. von Sachsen (1750-1827) an, betroffenen Jugendlichen die Aufnahme als Lehrling in einen Handwerksbetrieb zu erleichtern. 1806 erließ der sächsische Staat armen Familien mit gehörlosen Jungen und Mädchen das Lehrgeld und schuf einen rechtlichen Anspruch auf „Ausbildungsförderung“. Ergänzend dazu erschien 1828 eine Anordnung, die vorsah, gehörlose männliche und weibliche Lehrlinge von Gebühren zu befreien, die am Ende der Lehrzeit von den Zünften erhoben wurden. Diese „Taubstummenprämie“, die in Deutschland als vorbildlich galt, ermöglichte es zahlreichen gehörlosen Männern, später in handwerklichen Berufen, etwa als Tischler oder Schuhmacher, Fuß zu fassen und es gelegentlich sogar bis zum Meister zu bringen. Diese Förderung kam aber auch gehörlosen Frauen zugute, die beispielsweise als Näherinnen ihren Lebensunterhalt selbst verdienen konnten. Wie die berufstätigen gehörlosen Männer fanden sie dadurch im Laufe der Zeit ebenfalls die Anerkennung als vollwertige Mitglieder der Gesellschaft. Das Bemühen dieser Gehörlosen trug dazu bei, dass sich die Beurteilung gehörloser Mitbürger durch Hörende sehr langsam wandelte und diese nicht mehr ausschließlich als „Hilfsarbeiter, Bettler oder Almosenempfänger“ wahrgenommen wurden (Feige 2000:556f.).

Was die rechtliche Stellung Gehörloser betraf, gab 1832 der Göttinger Professor für Gerichtsmedizin Ludwig Julius Caspar Mende (1779-1832) im 6. Band seines „Ausführlichen Handbuch[s] der gerichtlichen Medizin“ eine Reihe von Empfehlungen. Er teilte die Gehörlosen bei der rechtlichen Bewertung ihrer Handlungen in zwei Gruppen ein: Seiner Ansicht nach fehlte es Gehörlosen ohne Schulbildung an „Urteilkraft“, weshalb es ihnen nicht gestattet sein sollte, Rechtsgeschäfte zu tätigen. Weiterhin schlug er vor, diese Gehörlosen bei strafbaren Handlungen als nicht zurechnungsfähig

anzusehen. Gebildete Gehörlose hingegen sollten nach seinen Vorstellungen ohne Vormund heiraten, ihr Vermögen allein verwalten, Verträge abschließen, Schenkungen verfügen und Testamente erstellen können. Bei strafbaren Handlungen sei aber aufgrund bestehender Verständigungsschwierigkeiten eine „böse Absicht“ nicht mit „vollständiger Gewissheit“ nachzuweisen, sodass auch in diesem Fall von einer Bestrafung abgesehen werden sollte (Mende 1832:283ff.). Diese Vorschläge richteten sich vor allem gegen die überwiegende Zahl der ungebildeten Gehörlosen, die innerhalb der deutschen Bevölkerung nur eine relativ geringe Akzeptanz erfuhren (Gottwald 2009:196). Alten Denkweisen folgend, war die negative Einstellung Angehöriger konservativer Kreise gegenüber Gehörlosen aus unteren Schichten besonders ausgeprägt. Dies wird zum Beispiel in einem anonymen Artikel der in Erlangen erscheinenden „Zeitschrift für die Staatsarzneikunde“ deutlich, in dem ein Eheverbot für solche Gehörlosen gefordert wird:

Am dringendsten ist wohl diese Forderung bei einem Taubstummen aus der niedern Volksklasse, der nichts kennt, als die rohe physische Kraft, womit er sich sein tägliches Brot erwirbt, er auch keinen Unterricht in einer Schule für Taubstumme genossen hat, dessen Seele demnach als eine *Tabula rasa* zu betrachten ist, auf welcher die Menschheit in den Zügen der Thierheit untergegangen ist. Schon das Unvermögen, auf die Erziehung der Kinder zweckmäßig einzuwirken, und überhaupt den Anforderungen des Staats an seine Bürger zu entsprechen, sollte den Gesetzgeber bestimmen, in solchen Fällen die Ehe zu untersagen (Anonym 1844:270f.).

Weite Teile des Bildungsbürgertums brachten Gehörlosen, die nicht über das Bildungsprivileg verfügten, dass ihrer Ansicht nach nur mit Hilfe der Lautsprache erworben werden konnte, viel Abneigung entgegen. Diese Einstellung erfasste sogar das Denken eines angesehenen Philosophen wie Arthur Schopenhauer (1788-1860):

Zwar geschieht es bisweilen, daß Begriffe auch ohne ihre Zeichen das Bewußtseyn beschäftigen, indem wir mitunter eine Schlußkette so schnell durchlaufen, daß wir in solcher Zeit nicht hätten die Worte denken können. Allein dergleichen sind Ausnahmen, die eben eine große Uebung der Vernunft voraussetzen, welche sie nur mittelst der Sprache hat erlangen können. Wie sehr der Gebrauch der Vernunft an die Sprache gebunden ist, sehn wir an den Taubstummen, welche, wenn sie keine Art von Sprache erlernt haben, kaum mehr Intelligenz zeigen, als die Orangutane und Elephanten: denn sie haben fast nur *potentià* nicht *actu* Vernunft. Wort und Sprache sind also das unentbehrliche Mittel zum deutlichen Denken (Schopenhauer 1844:65).

Nur einzelne Stimmen erhoben sich gegen solche Herabsetzungen Gehörloser. Zu diesen zählte der Facharzt für Ohrenheilkunde Dr. Philipp Heinrich Wolff:

Betrachten wir unbefangen das Benehmen, den Charakter, die geistigen Fähigkeiten der Taubstummen, so finden wir durchaus nicht, dass sie alle geistig niedriger organisirt und weniger ausbildungsfähig seien als andere Menschen, vielmehr werden wir zu der Erkenntnis geführt, dass alle ihre Fehler und Unvollkommenheiten eben nur aus ihrer Unfähigkeit entspringen, aus der Sprache und dem Umgange mit ihren Menschen Belehrung zu schöpfen. Man hat ihnen Misstrauen, Eigennutz, Unempfindlichkeit gegen Liebe und Freundschaft, Unempfänglichkeit für alle höheren geistigen Genüsse, Unbeständigkeit und Halsstarrigkeit vorgeworfen, man hat oft genug ihnen alle geistigen Fähigkeiten abgesprochen, und sie fast mit den Idioten auf gleiche Stufe stellen wollen. Wir müssen uns durchaus gegen solche Vorurtheile erheben (Wolff 1845: 155).

Mit den von der „Industrialisierung“ ausgelösten weitreichenden gesellschaftlichen Umbrüchen, die sich etwa ab der Mitte des 19. Jahrhunderts zunehmend in Deutschland abzeichneten, erfuhr die immer noch vorherrschende negative Betrachtungsweise gegenüber Gehörlosen keinen positiven Wandel. Deren ohnehin unzureichende ökonomische Stellung verschlechterte sich zusehends. Hatten sie in der relativ geordneten, vorindustriellen, bäuerlich-handwerklich geprägten Gesellschaft noch oftmals ihr Auskommen gefunden, so eröffnete ihnen der neu entstehende Arbeitsmarkt in den Städten kaum mehr berufliche Chancen. Aufgrund der Fortschritte im medizinisch-hygienischen Bereich und dem damit einsetzenden schnelleren Anwachsen der Bevölkerung entstand ein Überangebot an ungelerten Arbeitskräften, die sich häufig der neuen, arbeitsteiligen Produktionsform nicht mehr gewachsen sahen. Als Folge dieses Industrialisierungsprozesses stieg die Zahl der Arbeitslosen ungehemmt, was zur Verelendung ganzer Bevölkerungsgruppen führte. Davon betroffen waren vor allem Angehörige von Randgruppen, die zunehmend gegen ihre soziale Ausgrenzung zu kämpfen hatten (Buchli 2008:410f.). Reichskanzler Otto von Bismarck (1815-1898), der die Ursachen für die Massenarmut des neu entstandenen Arbeiterproletariats und die drohende Radikalisierung großer Teile der Gesellschaft erkannt hatte, versuchte am Ende des 19. Jahrhunderts mit der von ihm initiierten Sozialgesetzgebung eine adäquate Antwort darauf zu geben (Wehler 2008:915). Der britische Naturforscher Francis Galton (1822-1911) sah dagegen in der „Eugenik“ (altgr. „gute Abstammung“) die Lösung des Verelendungsprozesses⁷⁹ innerhalb einer Gesellschaft (Petermann 2009:58).

⁷⁹ Für die in England bereits früher durch die Industrialisierung entstandenen Probleme boten sich als vermeintliche Lösung die Vorschläge der Eugenik an. In den Städten nahm die Not des verarmten

2.7 Gehörlose in der deutschen Gesellschaft zu Beginn des 20. Jahrhunderts

Neben dem Mediziner Wilhelm Schallmeyer (1857-1919) gilt sein Kollege Alfred Ploetz (1860-1940) als der Begründer der „Rassenhygiene“ in Deutschland (Schmuhl 2005:23). Durch diesen Terminus sollte die Idee zur „Verbesserung einer Rasse“⁸⁰ zum Ausdruck kommen, der im deutschen Sprachraum als Äquivalent für den von Francis Galton geprägten Begriff „Eugenik“ gebraucht wurde (Petermann 2009:59). Ploetz gehörte zur Gruppe der deutschen Sozialdarwinisten, die sich dafür einsetzten, die von Darwin entdeckten Gesetzmäßigkeiten der natürlichen Auslese auf die menschliche Gesellschaft zu übertragen. In diesem Zusammenhang vertraten sie die Lehre der „Selektion der Anpassungsfähigsten“, die über den „Kampf um das Dasein“ zum Erfolg führen sollte (Reusch 2000:36). 1905 gründete er die „Berliner Gesellschaft für Rassenhygiene“, die unter anderem Kontakte zu Rassehygienikern in den USA, den Niederlanden, Norwegen und Schweden unterhielt⁸¹ (Schmuhl 2005:20). Ploetz stellte in seinem 1895 erschienenen Werk über die Rassenhygiene⁸² „Grundlinien einer Art rassenhygienischer Utopie“ auf (Ploetz 1895:143). Das Ziel sollte die „rasche Vermehrung der guten Convariationen“ sein. Dazu sollte die Ausmerzungen guter Gene durch Krieg oder Revolution vermieden und Kranke und Schwache unter keinen besonderen Schutz gestellt werden (ebd., S. 116). Um die Stärkung des Volkskörpers zu erreichen, sollten Ehen zwischen „ganz schwächlichen oder defecten Individuen“ unterbunden und schwangeren Frauen und ihren Kindern mehr Aufmerksamkeit und Unterstützung zuteil

Arbeiterproletariats extreme Ausmaße an, wodurch sich Mangelerscheinungen und Krankheiten häuften. Das viktorianische Bürgertum befürchtete, dass diese „Untüchtigen“, die eine höhere Geburtenrate als die Ober- und Mittelschicht aufwiesen, „die Qualität der Rasse unterminieren“ könnten. Für sie lag der Hauptgrund für den „Niedergang der allgemeinen körperlichen und geistigen Konstitution der englischen Bevölkerung“ in der „schleichenden Verschlechterung des Erbgutes“. Besonders beeindruckt zeigte sich das Bürgertum von der Schrift „The Hereditary Genius“ von Francis Galton (1869), der eine gezielte „Zuchtwahl“ befürwortete, um die „Qualität der Nachkommenschaft“ durch „gezielte Partnerwahl“ zu verbessern. Andererseits sollte die „Reproduktion“ von „Minderbegabten“ und „Degenerierten“ möglichst ausgeschlossen werden (Fischer-Tiné 2002:131ff.).

⁸⁰ Der Begriff „Rasse“ wurde bereits im 15. Jahrhundert in Europa vermehrt gebraucht, allerdings nicht im Sinne von „biologischer Abstammung“, sondern als neutrales Merkmal der „Zugehörigkeit zu einem größeren Verband“. Ab dem 17. Jahrhundert jedoch wurde dieser Terminus benutzt, um das „Überlegenheitsgefühl“ der Europäer zum Ausdruck zu bringen (Laukötter 2007:86).

⁸¹ Als „Vorreiter“ der europäischen Eugenikbewegung gilt die Schweiz. 1912 wurde dort landesweit ein Eheverbot für „Geisteskranke“ erlassen und 1928 führte der Kanton Waadt das erste „Sterilisationsgesetz“ ein, nach dem „Zwangssterilisationen“ durchgeführt werden durften. Andere Kantone folgten diesem Beispiel. Aber auch in den skandinavischen Ländern Finnland, Schweden und Dänemark wurden eugenisch motivierte Zwangssterilisationen durchgeführt (Bühl 2009:36ff.).

⁸² „Tüchtigkeit unserer Rasse und Schutz der Schwachen. Ein Versuch über Rassenhygiene und ihr Verhältnis zu den humanen Idealen, besonders zum Socialismus“.

werden. Falls dennoch ein neugeborenes Kind schwächlich oder mißgestaltet wäre, so könnte ihm von Ärzten „ein sanfter Tod bereitet [werden], sagen wir durch eine kleine Dose Morphium“ (ebd., S. 144f.). Für Ploetz verhinderten oder verzögerten „humane Gefühlsduseleien wie Pflege der Kranken, der Blinden, Taubstummen, überhaupt aller Schwachen nur die Wirksamkeit der natürlichen Zuchtwahl“ (ebd., S. 146f.).

Die „Hungerblockade“⁸³ der alliierten Mächte gegen das Deutsche Reich während des Ersten Weltkriegs hatte sich ab 1916 verschärfend auf die ohnehin immer schlechter werdende Lebenssituation der deutschen Bevölkerung ausgewirkt. Besonders betroffen davon waren die Menschen auf der untersten Stufe der „Ernährungshierarchie“, darunter Insassen von Gefängnissen, „Fürsorgeerziehungs- und Altenheimen sowie „Heil- und Pflegeanstalten“. In den Jahren zwischen 1914 und 1918 ließen die jeweiligen Leiter über 70.000 Kranke und Behinderte durch Nahrungsentzug verhungern, in ungeheizten Räumen erfrieren oder schritten nicht ein, als die Patienten sich gegenseitig mit tödlichen Krankheiten ansteckten (Schmuhl 2005:22).

Nach dem militärischen Scheitern Deutschlands im Ersten Weltkrieg brachte der „Versailler Vertrag“ mit den Reparationsforderungen der Siegermächte die ohnehin ökonomisch und politisch instabilen Verhältnisse der noch jungen Weimarer Republik vollends aus dem Gleichgewicht. Eine weitere harte Zäsur setzte die „Weltwirtschaftskrise“ von 1929, die große Teile der bereits pauperisierten Bevölkerung zusehends radikalisierte. Diese Entwicklung führte dazu, dass den Theorien der Eugenik besondere Aufmerksamkeit zuteil wurde (Rickmann 2002:38). So entstand eine „biologische Version der Dolchstoßlegende“, die durch Äußerungen des Berliner Professors für Physiologie Georg Friedrich Nicolai (1874-1964), zusätzlich Nahrung fand. Nicolai übernahm die Ploetzsche Theorie von der „Contraselection“ (Schmuhl 2005:22f.). In seiner 1917 veröffentlichten Schrift „Biologie des Krieges“⁸⁴ erklärte er im 3. Kapitel, das den Titel trägt „Die Auslese durch den Krieg“:

Staatlich geschützt bleiben die Kinder und die Greise. Außerdem aber die Blinden, die Taubstummen, die Idioten, die Buckligen, die Skrofulösen, die Blödsinnigen, die Impotenten, die Paralytiker, die Epileptiker, die Zwerge, die Mißgeburten - all dieser Rückstand und Abhub der menschlichen Rasse kann ruhig sein, denn gegen ihnen pfeiffen

⁸³ Dabei handelte es sich um eine „Wirtschaftsblockade“ während des Ersten Weltkriegs, die zu schwerwiegenden Import- und Produktionsproblemen im Deutschen Reich führte (Roerkohl 1991:317).

⁸⁴ „Die Biologie des Krieges. *Betrachtungen eines deutschen Naturforschers*“.

keine Kugeln, und während die jungen, tapferen, starken Männer auf dem Schlachtfeld vermodern, kann er zu Hause sitzen und seine Geschwüre pflegen (Nicolai 1917:80).

Somit geriet die ohnehin geringe staatliche Fürsorge in dieser ökonomischen Notzeit noch mehr ins Visier der „Rassenhygieniker“. Es wurden immer mehr Stimmen laut, die eine von der Eugenik bestimmte „Neuorientierung“ der Gesundheits- und Wohlfahrtspflege forderten, die das „Volksvermögen“ nicht unnötig durch „die Erhaltung und Mehrung erblich Minderwertiger“ belasten sollte (Rickmann 2002:43). Zu den wichtigsten rassenhygienischen Forderungen zählten neben der gesetzlichen Durchsetzung von „Erbgesundheitszeugnissen“ und „Eheverbote[n]“ auch die Legalisierung von Zwangssterilisationen „Minderwertiger“ (ebd., S. 33). So sprach sich etwa der Heidelberger Gehörlosenlehrer Georg Neuert 1923 in der Fachzeitschrift „Die Blätter für Taubstummensbildung“ für ein Heiratsverbot unter Gehörlosen aus (1988:11f.). Der ebenfalls aus Heidelberg stammende Gehörlosenlehrer August Abend plädierte zwei Jahre später in der gleichen Zeitschrift erneut für die „Unfruchtbarmachung“ Gehörloser (Groschek 2008:157).

Die „Infiltration“ mit dem „rassenhygienischen Gedankengut“ erfasste zunehmend auch die „Ärzeschaft“. Besonders der Zwickauer Medizinalrat Gerhard Boeters nahm dabei eine aktive Rolle ein, um Sterilisationen auf „politischer Ebene“ durchzusetzen. So befürwortete er zum Beispiel die Zwangssterilisation schwachsinniger, blinder oder „taubstumm“ geborener Kinder bzw. Jugendlicher noch vor deren Schuleintritt oder „Anstaltsentlassung“ (Rickmann 2002:35f.). Der 1927 in Weimar ins Leben gerufene „Reichsverband der Gehörlosen Deutschlands“ (ReGeDe), der die Sterilisation Gehörloser vehement ablehnte, hatte es sich jedoch zur Aufgabe gemacht, ein solches Gesetz, von dem auch Gehörlose betroffen gewesen wären, zu verhindern (Scharf 2007:20f.). Die Forderung Boeters nach einer gesetzlichen Regelung, „Lex Zwickau“ genannt, nach der auch Gehörlose zwangsweise sterilisiert werden sollten, wies der Hamburger Gehörlosenlehrer Alwin Heinrichsdorff 1932 vehement zurück. Für ihn waren „Gebrechliche“ in einer Krisenzeit viel gefährdeter als Menschen ohne Behinderung. Gleichzeitig forderte er „mehr Menschlichkeit“ und wandte sich gegen diejenigen, die für ein „Recht auf Vernichtung lebensunwerten Lebens“ eintraten. Prophetisch sagte er voraus, dass solche Ansichten „in Zeiten der Not an Kraft gewinnen und zur Verpflichtung der Vernichtung werden“ (Groschek 2008:157).

2.8 Gehörlose im Dritten Reich

Mit ihrer Machtübernahme begannen die Nationalsozialisten 1933 rassenhygienische Forderungen in die Tat umzusetzen, um auf ihre Art die soziale Frage zu lösen. Damit unterminierten sie das innerhalb der deutschen Bevölkerung noch verbliebene solidarische Verhalten (Mattner 2000:57ff.). Das am 14. Juli 1933 verabschiedete „Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses“ (GzVeN) erklärte unter anderem Gehörlose als „erbkrank“ und gab sie so zur Sterilisation frei⁸⁵:

§1

(1) Wer erbkrank ist, kann durch chirurgischen Eingriff unfruchtbar gemacht werden (sterilisiert), wenn nach den Erfahrungen der ärztlichen Wissenschaft mit großer Wahrscheinlichkeit zu erwarten ist, dass seine Nachkommen an schweren körperlichen oder geistigen Erbschäden leiden werden.

(2) Erbkrank im Sinne dieses Gesetzes ist, wer an einer der folgenden Krankheiten leidet:

1. Angeborener Schwachsinn,

(...)

7. Erbliche Taubheit,

§5

Zuständig für die Entscheidung ist das Erbgesundheitsgericht, in dessen Bezirk der Unfruchtbarzumachende seinen allgemeinen Gerichtsstand hat.

Damit hatte die Politik die legislativen Voraussetzungen für die Exekutive geschaffen, und der behördliche Verwaltungsapparat reagierte mit deutscher Gründlichkeit. Dieser fand ein bereits institutionalisiertes Schulwesen vor, das in einem längeren Prozess seit dem 19. Jahrhundert gewachsen war. Teile davon bildeten heilpädagogische Anstalten, die eine „separierte Sonderbeschulung“ anboten (Bleidick 2001:12). Auf diese Weise waren Schulen entstanden, in denen beispielsweise geistig Behinderte, Blinde oder auch Gehörlose zusammengefasst⁸⁶ und so zu besonders leicht „verwundbaren Zielen“ wurden (Poore 2007:85). Bei der Umsetzung des NS-Sterilisationsvorhabens nahm das Lehrpersonal der Gehörlosenschulen eine maßgebliche Stellung ein,

⁸⁵ Auch zahlreiche US-Bundesstaaten hatten solche Gesetze erlassen (Poore 2007:77). Bereits 1907 wurde in den USA das erste Gesetz verabschiedet, nachdem „Zwangssterilisationen aus eugenischen Gründen“ erlaubt waren (Bühl 2009:32). 1935 waren es 28 Bundesstaaten, die Zwangssterilisationen für „In-sassen staatlicher Pflegestätten, psychiatrischer Anstalten“ oder Gefängnissen vorsahen (ebd., S. 35).

⁸⁶ Das im 19. Jahrhundert entwickelte Schulkonzept stellte dafür größere Einrichtungen bereit, die neben Schulen in der Regel auch Internate umfassten (Sasse 2005:58).

indem es Gesundheitsämtern Zugang zu den Schülerakten und deren Weiterleitung an die Erbgesundheitsgerichte ermöglichte (Hannen 2006:70f.). Im Schulalltag übte der NS-Staat immer stärkeren Einfluss auf die Schulleitungen aus, Lehrer und Schüler im Sinn der Partei zu formen (Scharf 2004:14). Kontinuierlich sahen sich Gehörlosenlehrer einem massiven Druck von Seiten der vorgesetzten Ministerien ausgesetzt. Diese drohten, dass die Gehörlosenschulen ihre „Existenzberechtigung“ nur dann behalten könnten, wenn sie sich öffentlich zu den „rassenhygienischen Maßnahmen der Nationalsozialisten“ bekannten (Büttner 2005:119). Der Aufforderung, erbkrankte Gehörlose zu melden, um sie auf diese Weise der Sterilisation in den Krankenhäusern zuzuführen, versuchten sich die Vertreter der wenigen noch tätigen Privatschulen zu widersetzen, allerdings meist ohne Erfolg. Dabei handelte es sich fast ausnahmslos um „katholische Konfessionsanstalten“⁸⁷ (Biesold 1988:118).

Gewissenhafte Pädagogen verloren durch die zwangsweise Eingliederung ihrer Standesvertretung „Bund Deutscher Taubstummlehrer“ in den „Nationalsozialistischen Lehrerbund“ (NSLB) immer mehr an Einfluss (Giesecke 1999:153). Unter den parteitreuen Pädagogen nahm der 1934 als „Reichsfachgruppenleiter“ für Gehörlose ernannte Hermann Maeße eine besonders aktive Rolle ein (Löwe 1992:85). Dieser befürwortete nachdrücklich das Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses (GzVeN) (Groschek 2008:236). Die Nachricht von dem in Kraft getretenen GzVeN breitete sich in der kleinen Gruppe der deutschen Gehörlosen in Windeseile aus und ließ Unruhe und Widerstand aufkommen. Da die Gebärdensprache eine für Hörende fremde Kommunikationsform und damit kaum kontrollierbar war, nahmen die Nationalsozialisten die Gehörlosenlehrer in die Pflicht, um von vornherein ein eventuelles „Widerstandspotenzial“ der Gehörlosen auszuschließen (Büttner 2005:53).

Auch die überwiegende Mehrzahl der Ärzte im Dritten Reich⁸⁸ leistete ihren Beitrag, das Sterilisationsgesetz (GzVeN) durchzusetzen. Dabei schreckten Einzelne nicht davor

⁸⁷ Klöster als Zufluchtsorte für Gefährdete sahen sich ab 1941 nicht mehr in der Lage, ihren caritativen Aufgaben nachzukommen, nachdem der zur Reichsleitung der NSDAP gehörende Martin Bormann im Januar die Gauleiter der NSDAP angewiesen hatte, diese Besitztümer der Kirche, die als schützende Räume fungierten, zu beschlagnahmen. Diesem bis zum Sommer 1941 andauernden „Klostersturm“ fielen 120 Klöster zum Opfer (Strohm 2011:82).

⁸⁸ Die Haltung der Ärzte dieser Zeit war weitgehend konservativ. Zwar praktizierten auch Ärzte, die den Sozialisten und Kommunisten nahestanden, diese waren aber eindeutig in der Minderheit. So repräsentierten bei der Reichstagswahl 1932 neun Ärzte die NSDAP und nur ein Arzt die Sozialisten. In der Zeit des Nationalsozialismus kam hinzu, dass den Ärzten eine besondere Rolle als „Hüter der Volksgesundheit“ zugewiesen wurde. Ärzte besaßen während der zwölfjährigen Naziherrschaft einen sehr hohen

zurück, mitunter gehörlose Personen unberechtigt als „erbkrank“ einzustufen und damit einer Sterilisation auszusetzen (Poore 2007:79). Gleichzeitig erschienen über 180 medizinische Doktorarbeiten, die sich eingehend mit dem Thema „Sterilisation“ befassten (Proctor 2002:36). Beispielhaft für den einseitig ökonomischen Ansatz dieser Schriften ist die 1943 an der Friedrich-Alexander-Universität in Erlangen eingereichte Dissertation mit dem Titel „Die Bedeutung frühzeitiger Erfassung Taubstummer“:

Der Kampf gegen die Erbkrankheiten ist heute notwendiger denn je. Wie der verstorbene Reichsärztführer W a g n e r ausführte, beträgt die wirtschaftliche Belastung durch Erbkrankte zurzeit für das Deutsche Reich etwa 1,2 Milliarden Mark jährlich. Hier ist der Anteil der erblich bedingten Taubstummen sehr hoch. Rechnet man jährlich pro Kopf 800 RMk., so bedeutet das bei den etwa 20 000 erblichen Taubstummen jährlich 16 Millionen Mark, von denen für Anstaltspflege etwa 2 215 500.-- RMk. aufgewendet werden müssen. Nach F r i c k⁸⁹ betragen die Kosten für einen Schüler der Taubstummenanstalt im Jahre 1500 RMk. Im höheren Alter fallen viele Taubstumme der Armenpflege und den Altersheimen zur Last. Irgendwelche Zahlen lassen sich hierüber nicht abgeben. Indessen müssen die gesamten Summen aus dem Arbeitsertrag der schaffenden Nation aufgebracht werden und dem Gesamteinkommen des Volkes entzogen werden. Millionen werden jährlich unproduktiv ausgegeben (Schärl 1943:32f.).

Die Entwicklung effektiverer Sterilisationsmethoden (Proctor 2002:36) hat wohl auch dazu beigetragen, dass im Dritten Reich von 1933-1945 400.000 Zwangssterilisationen vorgenommen wurden (Hannen 2006:69), von denen nach offiziellen Schätzungen auch etwa 15.000 Gehörlose betroffen waren (Büttner 2005:10). Gehörlose bildeten, gemeinsam mit Blinden, die zahlenmäßig kleinste Gruppe, die unter das GzVeN fielen⁹⁰ (Friedlander 2002:22). Dennoch darf nicht übersehen werden, dass ihre Zahl weitaus höher angesetzt werden muss. Obwohl offiziell nur die sehr kleine Gruppe von Gehörlosen mit „erbliche[r] Taubheit“ unter den Opfern zu finden war, dürfen die Gehörlosen nicht unberücksichtigt bleiben, die des Öfteren wegen ihrer ungenügenden lautsprachlichen Ausdrucksweise von den untersuchenden Ärzte als „schwachsinnig“

Status, den sie vorher und auch danach nie wieder einnahmen. Die Hälfte aller deutschen Rektorenstellen an deutschen Universitäten war mit Ärzten besetzt (Proctor 2002:42ff.). Bereits 1933 traten „45 % aller Ärzte in die NSDAP, 7,3 %“ in die SS ein (Bastian 2001:34).

⁸⁹ Der damalige Reichsminister des Inneren Wilhelm Frick (1877-1946) war verantwortlich für das „Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses“ (Bock 2008:85).

⁹⁰ Das am 1. Oktober 1953 in Kraft getretenen Bundesentschädigungsgesetzes (BEG) schränkte den Kreis der Opfer und Anspruchsberechtigten stark ein. Es schloss Ansprüche von Personen, die unter das Erbgesundheitsgesetzes (GzVeN) gefallen waren, grundsätzlich aus, zu denen neben den Homosexuellen auch die Zwangssterilisierten gehörten (Scheulen 2002:46). Erst nach einer im August 1981 vom Bundesfinanzministerium in Kraft gesetzten und 1990 nachgebesserten „Härtefallregelung“ sollte jeder zwangssterilisierte Gehörlose eine einmalige Zahlung in Höhe von 5000 DM und zusätzlich 100 DM monatlich, etwa für die Behandlung möglicher gesundheitlicher Folgeschäden, erhalten (Krause 1993:173).

beurteilt wurden (Hannen 2006:70). Damit ordnete man sie geistig Behinderten zu, der mit Abstand größten Personengruppe, die an erster Stelle für eine Sterilisation vorgesehen war (Friedlander 2002:22).

Neben den Schulen erfasste die „Gleichschaltung“ auch die Gehörlosenvereine (Scharf 2007:20). Die zahlreichen kleineren Gehörlosensektionen wurden ab Frühjahr 1933 Teil der „nationalsozialistischen Volkswohlfahrt“(NSV), ihre Angehörigen „automatisch Mitglieder der NSDAP“ und deren Vermögenswerte beschlagnahmt (Büttner 2005:54). Ihre zwangsweise Eingliederung war eine Maßnahme mit dem Ziel, an die Stelle differenzierter Vereinsstrukturen eine zentralistisch gesteuerte NS-Organisation zu setzen. Damit war es den Nationalsozialisten auch möglich, die Kontrolle über Aktivitäten der Gehörlosen und deren internes Kommunikationsnetz zu gewinnen (Biesold 1988:64). Die Gleichschaltung galt auch für den 1927 gegründeten „Reichsverband der Gehörlosen Deutschlands“ (ReGeDe). Der überzeugte Nationalsozialist Fritz Albrecht, der bereits während eines kürzeren Zeitraums nach der Gründung 1927 den Verbund geleitet hatte, übernahm 1933 den Vorsitz der ReGeDe, dieses Mal jedoch unter anderen Voraussetzungen. So forderte er das „Opfer der Unfruchtbarmachung“ als eine „selbstverständliche Erfüllung der völkischen Pflichten“ (Groschek 2008:163). Sein erklärtes Ziel war es, die Gehörlosen, die erblich bedingt gehörlos waren, dahingehend zu beeinflussen, sich „freiwillig“ sterilisieren zu lassen (ebd., S. 181). Diese „eugenische Indikation“ sollte verhindern, dass „erbkrank“ gehörlose Personen sich weiter fortpflanzten (Petersen 2003:141).

Mit zahlreichen propagandistischen „Aufklärungsschriften“ sollten die „Vorurteile“ gegen das GzVeN beseitigt werden. Der Widerstand dagegen wurde in der Öffentlichkeit als „Verrat am Volk“ diffamiert (Büttner 2005:53). So erschienen zahlreiche Artikel zum Problem der Sterilisation Gehörloser in der Zeitschrift „Der Deutsche Gehörlose“, dem inzwischen gleichgeschalteten Presseorgan der ReGeDe. Einer dieser Artikel weist darauf hin, dass die Sterilisation zwar ein Eingriff in das Persönlichkeitsrecht des Gehörlosen darstelle, der aber „im Interesse der gesunden Arterhaltung und Artverbesserung des Gesamtvolkes“ hingenommen werden müsse (Anonym 1939:107). Diese Rechtfertigung richtete sich vorwiegend an junge Gehörlose, die immer mehr ins Visier der NS-Jugendorganisationen gerieten. Bis zum Ende des Jahres 1933 war es gelungen, fast alle Jugendverbände in die bereits seit 1926

existierende „Hitlerjugend“ (HJ)⁹¹ einzugliedern. Nach der Gründung der ersten HJ-Blindengruppe 1933 (Brill 2011:166) folgte im April 1934 die HJ-Gruppe „Bann G“⁹² (ebd., S.171), einer Unterabteilung der Hitlerjugend, die sich nach geraumer Zeit an nahezu allen Gehörlosenschulen etablierte (Büttner 2005:9). Nicht alle gehörlosen Jugendlichen wurden jedoch als Mitglieder akzeptiert. Heranwachsende Gehörlose, die als „geistig minderwertig, charakterlich ungeeignet oder körperlich stark behindert“ eingestuft worden waren, blieb der Beitritt verwehrt (Groschek 2008:178). Die Aussicht, von Erwachsenen anerkannt zu werden und hörenden Altersgenossen auf Augenhöhe zu begegnen, bewog viele junge Gehörlose, eine Mitgliedschaft in dieser Untergruppe der HJ anzustreben. Der gehörlose Fridolin Wasserkampf, selbst Mitglied der HJ, berichtete rückblickend über die Motive gehörloser Jugendlicher, die in die HJ drängten: „Man wollte ja »wer« sein, und das konnte man am besten unter wehenden Fahnen beim Marschieren und Demonstrieren in Uniform“⁹³ (Scharf 2006:12).

Am 18. Oktober 1935 trat das „Gesetz der Erbgesundheit des deutschen Volkes“ („Ehegesundheitsgesetz“) in Kraft, das Personen mit genetisch bedingter Gehörlosigkeit als eheuntauglich einstuft⁹⁴:

§1

(1) Eine Ehe darf nicht geschlossen werden

(...)

(d) wenn einer der Verlobten an einer Erbkrankheit⁹⁵ im Sinne des Gesetzes zur Verhütung erbkranken Nachwuchses leidet.

⁹¹ Nach der Machtübernahme Hitlers wurden alle Jugendverbände unter dem Dach der nationalsozialistischen Jugend- und Nachwuchsorganisation vereinigt, die bereits 1926 von der NSDAP gegründet worden war. 1939 erfolgte die gesetzliche Zwangsmitgliedschaft, um die Jugendlichen auch außerhalb der Schule ideologisch auf Parteilinie zu bringen. Die 10-14-jährigen Jungen gehörten zum „Jungvolk“ und die 10 bis 13-jährigen Mädchen zum „Jungmädelsbund“. Die 14 bis 18-jährigen Jungen wurden in der „Hitlerjugend“ (HJ), die gleichaltrigen Mädchen im „Bund deutscher Mädel“ (BDM) zusammengefasst (Wehler 2003:762ff.). Das Ziel war die „lückenlose Erfassung aller 10-18-Jährigen“ (Wehler 2009:103).

⁹² Die Hitlerjugend gliederte sich unter anderem in „Kameradschaften“, „Scharen“, „Gefolgschaften“, „Stämme“ und „Banne“. Einem „Bann“ gehörten circa 3000 Mitglieder an (Schilde 2007:564f.). Eine Schulterklappe mit einem „G“ für „gehörlos“ unterschied gehörlose von hörenden Mitgliedern der Hitlerjugend (Groschek 2008:178), die „rotgestickte Bannnamen“ trugen (Scharf 2006:88). „Der »Bann G« war organisatorisch und finanziell von den »hörenden« HJ-Gebietsführungen unabhängig und verfügte sogar über ein eigenes Presseorgan für gehörlose Kinder und Jugendliche, die »Quelle«, in der die NS-Ideologie in einfacher Semantik auch Gehörlosen zugänglich gemacht werden sollte“ (Büttner 2005:9).

⁹³ Vgl. hierzu ausführlich: Lothar Scharf. 2006. „Taubstumme in der Hitlerjugend? Fridolin W. erzählt. *Biographie und Dokumentation zu Gehörlose im 3. Reich*“. Eichenhüll: Selbstverlag.

⁹⁴ Zuvor hatte sich der Eugeniker Fritz Lenz (1887-1976) aus ökonomischen Gründen für ein Eheverbot eingesetzt (Lenz 1931:307).

Mit Kriegsbeginn 1939 begannen sich die ohnehin ungünstigen Lebensbedingungen der Gehörlosen weiter zu verschlechtern. Als ausgesprochen bedrohlich wirkten sich die zunehmenden Bombenangriffe aus, von denen vor allem die Zivilbevölkerung der deutschen Großstädte betroffen war. Die Lage gehörloser Personen vor einem Fliegerangriff erwies sich als besonders kritisch, da sie nicht in der Lage waren, die im Radio gesendeten akustischen Warnsignale, Hinweise von öffentlichen Lautsprechern oder das Heulen der Sirenen wahrzunehmen. Ihre ohnehin gefährdete Situation wurde etwa in Hamburg noch dadurch verstärkt, dass vor Bombenangriffen Warnungen von Seiten hörender Nachbarn oder des „Luftschutzhauswarts“ zuweilen ausfielen (Hannen 2006:81).

Mit dem Einsetzen des Krieges steigerte sich auch die Rücksichtslosigkeit, mit der das Naziregime gegen die in seinen Augen „minderwertigen“ Menschen vorging. Statt der bisher praktizierten Sterilisationen ordneten die zuständigen NS-Behörden nunmehr Maßnahmen im Rahmen der „Euthanasie“⁹⁶ an, um schwache und kranke Menschen zu eliminieren⁹⁷ (Poore 2007:78).

Eine Tötungsdebatte, in deren Verlauf die Sterbehilfe für unheilbar kranke Menschen bereits Ende des 19. Jahrhunderts öffentlich diskutiert worden war (Schweikardt 2010:65), hatte sich den 1920er Jahren fortgesetzt und trug allmählich zur weitgehenden Auflösung der traditionellen ärztlichen Ethik zum Schutz menschlichen Lebens bei. In diesem Prozess hatte sich relativ schnell der eugenische Gedanke durchgesetzt, der die Entwicklung der Euthanasie im Dritten Reich maßgeblich unterstützte. Hierbei gelten der Psychiater und Leiter der Universitätsnervenklinik in Freiburg, Alfred Hoche (1885-1943) und der Leipziger Professor für Straf- und Staatsrecht, Karl Binding (1840-1920) als „geistige Wegbereiter“ der späteren NS-Euthanasie (ebd., S. 69). In ihrer 1920 erstmals erschienenen Schrift „Die Freigabe der Vernichtung lebensunwerten Lebens“ wirft Karl Binding die Frage auf, ob es in einer wirtschaftlichen Notzeit gerechtfertigt sei, „Ballastexistenzen“, worunter in erster Linie geistig Behinderte fielen, zu töten, da sie für den Staat und die Gesellschaft ohne Nutzen seien (Hoche & Binding 1922:55).

⁹⁵ § 1 Abs. 2 GzVeN listete unter anderem „erbliche Taubheit“ als eine Erbkrankheit auf, die es zu vermeiden galt.

⁹⁶ Unter „Euthanasie“ wurde in der Antike ein „guter und angenehmer Tod“ verstanden. In der „Romantik“ des 19. Jahrhunderts verstand man sie als „Hilfe im Sterben und nicht Hilfe zum Sterben“ (Roeckel 2006:34).

⁹⁷ Die Euthanasiebewegung war international, aber nur in Nazideutschland hatte sie zum „Massentod behinderter Menschen“ geführt (Poore 2007:86).

Zunächst betont Karl Binding:

Die volle Achtung des Lebenswillens aller, auch der kränksten der gequältesten und nutzlosesten Menschen (Hoche & Binding 1922:28).

Aber in seinen Augen besitzen zum Beispiel „unheilbar Blödsinnige“ weder „den Willen zu leben noch zu sterben“. Deren Leben ist „absolut zwecklos, aber sie empfinden es nicht als solches“ (ebd., S. 31). Aus ärztlicher Sicht fehlt nach Ansicht Alfred Hoches diesen „geistig Toten“ vor allem die „Möglichkeit, sich der eigenen Persönlichkeit bewusst zu werden“⁹⁸ (ebd., S. 57). Die Gegner der vom NS-Staat vertretenen eugenischen Ansicht wiesen auf die Gefahr hin, dass die Tötung geistig Behinderter nur der Anfang einer weiteren Entwicklung sein könne, auch „Arbeitsinvaliden“ oder „Taubstumme“ als „lebensunwert“ einzustufen (Hirschinger 2001:38).

Im Frühjahr 1939 ermächtigte Adolf Hitler seinen Leibarzt Karl Brandt und den Leiter der Führerkanzlei Philipp Bouhler, behinderte Kinder zu eliminieren. Zu diesem Zweck wurde der „Reichsausschuss zur Erfassung erb- und anlagebedingter schwerer Leiden“ ins Leben gerufen, der die Organisation der „Kinder-Euthanasie“ übernahm (Lisner 2006:268). Innenminister Wilhelm Frick verfügte einen „Runderlass“, mit dem er Hebammen und Ärzte verpflichtete, neben blinden oder geistig behinderten auch gehörlose Neugeborene und Gehörlose bis zu drei Jahren den Gesundheitsämtern zu melden⁹⁹ (Poore 2007:86).

Die für die Euthanasie vorgesehenen Kinder lebten häufig nicht in Heimen, sondern in ihren Familien. Dementsprechend wurden die betroffenen Eltern aufgefordert, ihre Söhne und Töchter in speziellen Kinderkliniken oder Krankenhäusern abzuliefern. Spätestens 1941 standen den Eltern keinerlei Möglichkeiten mehr zur Verfügung, ihre Kinder vor „Zwangsmaßnahmen“ des NS-Staates zu schützen (Specht 2002: 117). Von September an durfte das Gesundheitsamt ein ihr gemeldetes Kind auch ohne Zustimmung der Eltern zwangsweise in eine dementsprechende Anstalt unterbringen. Häufig wurde diesen untersagt, ihre Kinder zu besuchen, was sich ohnehin als großes

⁹⁸ Auch wenn Karl Binding der Vernichtung von Leben Schranken setzte, scheute er nicht davor zurück, den „Wert“ eines menschlichen Lebens zu bestimmen und damit den Tod eines Menschen in Kauf zu nehmen (Merkel 2007:104).

⁹⁹ Die Meldebögen wurden zunächst an die „Kanzlei des Führers“ gesendet und von drei Gutachtern des „Reichsausschusses“ geprüft (Lisner 2006:268). Nach der Prüfung der Frage, ob ein Kind „Lebenswert“ besaß oder getötet werden sollte, wurden entsprechende Meldeformulare an die für die Durchführung der Beschlüsse zuständigen Gesundheitsbehörden weitergeleitet (Specht 2002:117).

Problem erwies, da die entsprechenden Anstalten wegen ihrer abgeschiedenen Lage mit Hilfe öffentlicher Verkehrsmittel nur sehr schlecht erreichbar waren (Evans 2008:36). Die Tötung der in der überwiegenden Mehrzahl als „schwachsinnig“ eingestuften Kinder wurde in nur zu diesem Zweck gegründeten „Kinderfachabteilungen“ durchgeführt¹⁰⁰ (Specht 2002:111). Dort ließen die zuständigen Ärzte die Kinder verhungern oder töteten sie mit Morphinum oder verabreichten ihnen eine Überdosis des Beruhigungsmittels Luminal, das meist Lungenschäden zur Folge hatte, an denen die Kinder nach einigen Tagen starben (Evans 2008: 36).

Schätzungen zufolge wurden etwa 5000 sogenannte „Reichsausschusskinder“, unter ihnen auch Säuglinge, getötet (Lisner 2006:268). Zu den Opfern zählten auch Kinder, die eine Hörschädigung aufwiesen. So bezeugte der ehemalige Direktor der Münchner Heil- und Pflegeanstalt „Eglfing-Haar“, Hermann Pfannmüller, im „Nürnberger Ärzteprozess“, dass sich unter den Opfern, die in den Fachabteilungen getötet worden waren, auch „hörgeschädigte“ Kinder befunden haben (Friedlander 2002:25).

Nach heftigen öffentlichen Protesten¹⁰¹ wurde dieses Euthanasieprogramm auf Hitlers Befehl zwar offiziell am 24. August 1941 eingestellt, aber im Verborgenen ging das Töten weiter und wieder zählten gehörlose Kinder zu den Opfern. So sprechen Zeugen- aussagen von der Tötung zweier ansonsten gesunder, gehörloser Mädchen, die in der

¹⁰⁰ Ab Frühjahr 1940 wurden im Laufe der Zeit dreißig „Kinderfachabteilungen“ eröffnet (Lisner 2006: 268).

¹⁰¹ Kirchlicherseits hatte sich allmählich der Widerstand gegen dieses Vernichtungsprogramm formiert. So prangerte der katholische Bischof von Münster, Clemens August Graf von Galen (1878-1946), in seiner Predigt vom 3. August 1941 öffentlich die Ermordung von „unproduktiven Menschen“ durch das Euthanasieprogramm an (vgl. Gruber 2006:444ff.). Von Galen blieb durch sein Amt geschützt, aber andere wie etwa der Domprobst von Berlin, Bernhard Lichtenberg (1875-1943), der sich ebenfalls mit Nachdruck in der Öffentlichkeit für die Verfolgten des Euthanasieprogramms einsetzte, musste sein Eintreten mit dem Leben bezahlen. Er starb nach zweijähriger NS-Haft auf dem Weg ins Konzentrationslager Dachau (Feldkamp 2009:116).

Auch Teile der Evangelischen Kirche lehnten sich gegen diese Aktionen auf. So untersagte Lothar Kreyssig (1898-1986), ab 1934 Präses der „Bekennenden Kirche“ in Sachsen, als Vormundschaftsrichter die Verbringung seiner Mündel in die Vernichtungsanstalten und verurteilte öffentlich die Euthanasie- morde (Feldkamp 2009:79). Nachdem auch „Bethel“ und seine Anstalten ab 1940 in das Euthanasie- programm einbezogen worden waren, das die Tötung psychisch Kranker zum Ziel hatte, setzte sich der Theologe Friedrich von Bodelschwingh jun. (1877-1946) bei höchsten Stellen für die betroffenen Menschen ein und versuchte, soweit es ihm möglich war, sie unter seinen Schutz zu stellen und vor dem Abtransport in die Vernichtungsanstalten zu bewahren (Evans 2008:40). Diese ablehnende Haltung war getragen von einem christlichen Grundverständnis, das von jeher in Bethel existierte (Benad 1995:203f.). Trotz zahlreicher Versuche gelang es Bodelschwingh und seinen Mitarbeitern nicht, jüdische Patienten vor dem Abtransport zu schützen (vgl. Hochmuth 1997: 137ff.). Was das Sterilisationsprogramm betraf, so wurden in Bethel und den damit verbundenen Anstalten in den Jahren 1934 bis 1945 allerdings etwa 1.093 „behinderte“ Menschen sterilisiert (ebd., S. 388).

¹⁰¹ Organisierte Verlegungen in „Tötungsanstalten“ wurden danach eingestellt (Benz 2010:80).

„Heil- und Pflegeanstalt Kaufbeuren“ im Mai 1944 zu Tode gekommen seien (Schmidt et al. 2012:295).

Anders als die betroffenen Kinder, die meist in ihren Familien lebten, waren Erwachsene, die unter das T4¹⁰² Euthanasieprogramm fielen, sehr häufig in Heimen und Anstalten untergebracht (Evans 2008:38). Die sogenannte „geschlossene Fürsorge“, insbesondere die „Unterbringung in Heil- und Pflegeanstalten“, hatte seit Anfang des 20. Jahrhunderts einen beträchtlichen Zuwachs erfahren. Zu ihren Bewohnern zählten neben „Blinden“ oder „Geisteskranken“ auch „Taubstumme“ (Gruner 2002:27). Zur Unterstützung dieser T4 Aktion für Erwachsene bestand ebenfalls eine Meldepflicht für Heime und Heilanstalten. Die wichtigsten Selektionskriterien orientierten sich an der Dauer des Heimaufenthalts, dem Fehlen einer arischen Abstammung und der nichtvorhandenen Arbeitsfähigkeit (Poore 2007:87). Psychiatrische Anstalten wurden angewiesen, Formulare mit detaillierten Angaben über den Zustand ihrer Patienten auszufüllen. Neben Patienten mit Krankheiten wie „Schizophrenie“ und „Epilepsie“ sollten auch Insassen gemeldet werden, die als „schwachsinnig“ angesehen wurden, was bei der „Unbestimmtheit dieser letzten Kategorie“ willkürliche Beurteilungen der Gutachter nach sich ziehen konnte (Evans 2008:38).

Wie für andere Heiminsassen so galt auch für gehörlose Patienten vor allem die Arbeitsfähigkeit als ein entscheidendes Kriterium für ihr Überleben. Gehörlose ohne Mehrfachbehinderung wurden grundsätzlich als „normal“ und damit als arbeitsfähig und für die Gemeinschaft brauchbar angesehen und deshalb nicht von der „Operation T4“ erfasst. Dennoch passierte es bisweilen, dass gehörlose Patienten wegen ihrer mangelhaften Artikulationsfähigkeit fälschlicherweise als „zurückgeblieben“ und damit als geistig behindert¹⁰³ eingestuft wurden, was sie in Todesgefahr brachte (Muhs 2002:70/Anm.40). Von den insgesamt ca. 100.000 Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen, die in den Euthanasie-Anstalten den Tod fanden, verloren Schätzungen zufolge etwa 1.600 gehörlose Personen ihr Leben (Büttner 2005:23).

¹⁰² Die Abkürzung „T4“ bezieht sich auf den Standort der Euthanasieaktion in der Berliner Tiergartenstraße 4, wo zentral die Erfassung, Selektion und Vernichtung von Erwachsenen und Kindern aus den Anstalten ab 1939 geplant und durchgeführt wurde (Wehler 2009:155).

¹⁰³ Bereits im 19. Jahrhundert wurden in den „Irrenlisten“ psychiatrischer Anstalten gehörlose Menschen als „Geisteskranke“ und „geistig Behinderte“ geführt, obwohl sie lediglich eine Gehörlosigkeit aufwiesen (Thurnburg 1992:108).

2.9 Jüdische Gehörlose während der nationalsozialistischen Herrschaft

Neben Medizinern und Juristen trugen auch Ethnologen in Deutschland dazu bei, den ideologischen Nährboden zur völkischen Rassenideologie zu bereiten (Laukötter 2007:87). Ab 1933 verloren herausragende Ethnologen ihre Lehrbefähigung und wurden zur Emigration gezwungen wie etwa der jüdische Leonhard Adam (1891-1960). Adolf Ellegard Jensen (1899-1965), der als Schüler und enger Mitarbeiter Leo Frobenius' (1873-1938) nach dessen Tod die Leitung des von diesem gegründete Forschungs-instituts für Kulturmorphologie übernommen hatte, war mit einer „Vierteljüdin“¹⁰⁴. Ihm entzog man 1940 die Lehrbefugnis und entfernte ihn aus dem wissenschaftlichen Dienst (Riese 1995:211ff.). Damit war der Weg frei für eine nationalsozialistisch angepasste Ethnologie, in der sich der „Wert“ eines Menschen vermehrt an „rassenhygienischen“ Maßstäben orientierte (Byer 1995:74). Die deutsche nationalsozialistische Rassenlehre ging vom Primat der Rassenungleichheit aus. Ihre Ideologie ordnete die Deutschen als „Arier“¹⁰⁵ der „germanisch-nordischen Herrenrasse“ zu (Bauer 2008:109ff.). Die wissenschaftliche Begründung dafür lieferte das 1927 gegründete Berliner „Kaiser Wilhelm Institut für Anthropologie, menschliche Erblehre und Eugenik“. Ab 1934 übernahm Fritz Lenz (1878-1976) die Leitung des dort neu geschaffenen Instituts für „Rassen-hygiene“. Für die Umsetzung der rassenhygienischen Vorstellungen auf dem Gebiet der „Wissenschaft, Öffentlichkeit und Politik“ leistete das von ihm und seinen Kollegen Eugen Fischer und Erwin Baur verfasste zweibändige wissenschaftliche Standardwerk der nationalsozialistischen Rassenhygiene und Vererbungslehre „Menschliche Erblichkeitslehre und Rassenhygiene“ einen bedeutenden Beitrag (Schmuhl 2003:10). Darin unterstützte auch Lenz die Diskreditierung der jüdischen Bevölkerung in Deutschland (vgl. Lenz 1936b: 746ff.) und unterstrich zudem deren häufig auftretende erblich bedingte Gehörlosigkeit:

¹⁰⁴ Nach den Nürnberger Rassengesetzen von 1935 wurden Personen, die einen „volljüdischen Großelternteil“ aufwiesen als „jüdische Mischlinge zweiten Grades“ gleichzeitig als „Vierteljuden“ eingestuft (Schmitz-Berning 2007:293).

¹⁰⁵ „»Arier« war ursprünglich eine neutrale wissenschaftliche Bezeichnung für die Sprecher der indogermanischen Ursprache“ (Bauer 2008:110). Als grundlegend für die Etablierung des Rassekonzepts gilt das zwischen 1853-1856 erschienene vierbändige Werk von Arthur de Gobineau (1816-1882) »Essai sur l'inégalité des races humaines«. Für Gobineau war die „Rassenmischung“ schädlich und der Grund für den politischen und kulturellen Verfall und zum Untergang der „Kulturwelt“ führen musste. Nicht der „schwarze[n] und gelbe[n] Rasse“, sondern der „weiße[n]“, insbesondere der „arischen Varietät“ billigte er kultur- und zivilisationsschöpferische Fähigkeiten zu. Die von Charles Darwin (1809-1882) entwickelte Theorie der natürlichen Selektion, die dieser in seinem 1859 erschienenen Werk »Origin of the Species« entwickelt hatte, lehnte Gobineau hingegen ab (Laukötter 2007:87).

Wegen der größeren Häufigkeit der Verwandtenehen unter den Juden ist auch die Taubstummheit in der jüdischen Bevölkerung häufiger als in der nichtjüdischen. Im Jahre 1925 kamen auf 10 000 Juden 8,3 Taubstumme, auf 10 000 Katholiken 5,8 und auf 10 000 Evangelische 5,4. Da nicht anzunehmen ist, daß Taubstummheit infolge äußerer Krankheit bei den Juden häufiger sei als bei den Nichtjuden, bleibt nur übrig, daß der weitaus größte Teil der Taubstummheit bei den Juden erblicher Natur ist (Lenz 1936a:369f.).

Mehr noch als alle anderen Gehörlosen hatten die gehörlosen Juden unter dem Nazi-Regime zwischen 1933-1945 zu leiden. Unter den etwa 500.000 Juden, die vor Hitlers Machtübernahme 1933 in Deutschland lebten (Mendel 2010:80), befanden sich schätzungsweise circa 1000 Gehörlose (Zaurov 2003:75).

Wie die überwiegende Mehrzahl der hörenden Bevölkerung, so versprachen sich auch viele Gehörlose von Hitler und der NSDAP eine Verbesserung ihrer „katastrophalen wirtschaftlichen Probleme“¹⁰⁶. Ihre bedrückende Lebenssituation war vor allem auf den Umstand zurückzuführen, dass Gehörlose nur sehr unzureichende Möglichkeiten der „Berufsbildung“ besaßen (Hannen 2006:33). Zusätzlich waren sie einer massiven propagandistischen Indoktrination von Seiten des Staatsapparates ausgesetzt, die alle Lebensbereiche erfasste. Um vor allem die gehörlose Jugend mit dem nationalsozialistischen Gedankengut vertraut zu machen, erschienen in der HJ-Zeitschrift für Gehörlose „Die Quelle“ regelmäßig antisemitische Artikel und Karikaturen, die das Klischee vom schlechten und betrügerischen Juden zeichneten, der „andere Menschen arm und elend, arbeitslos und heimatlos“ mache (Scharf 2007:46). Auch der bereits erwähnte Vorsitzende der ReGeDe Fritz Albreght¹⁰⁷ schrieb ab 1939 in der gleichgeschalteten Zeitschrift „Der Deutsche Gehörlose“ regelmäßig antisemitische Artikel wie etwa „Der Jude“¹⁰⁸.

¹⁰⁶ In den deutschen Großstädten wie etwa Berlin oder Frankfurt a. M. betrug die Arbeitslosenrate von Gehörlosen bis zu 80 Prozent (Scharf 2007:33).

¹⁰⁷ Bereits ab 1931 hatte Fritz Albreght als überzeugter Nationalsozialist die „Ortsgruppe für Gehörlose und Schwerhörige“ in Berlin aufgebaut, die zwei Jahre später bereits 296 NSDAP-Mitglieder zählte und deren Zahl sich nach Albreghts Angaben relativ schnell auf 1000 erhöhte. Im Mai 1935 folgte allerdings deren Auflösung, „weil die Partei in den eigenen Reihen wohl keine Gehörlosen - Organisation haben wollte“. Wiederum in Berlin initiierte er 1933 den ersten „Gehörlosen SA-Sturm“, der aus 144 Männern bestand (Scharf 2007:31). Diese SA-Truppe wurde jedoch noch im gleichen Jahr wieder aufgelöst und 1934 in den hörenden SA-Verband eingegliedert. Bisher liegen keine Erkenntnisse vor, die darauf hinweisen, dass es von Seiten gehörloser SA-Mitglieder „gezielte Aktionen gegen jüdische Gehörlose“ gegeben hat. Es gilt allerdings als gesichert, dass ausgehend von der Führungsspitze der ReGeDe bis hin zu den Ortsverbänden deren Mitglieder nach nationalsozialistischem Vorbild agierten und durch ihre „antisemitische Hetze“ auffielen (ebd., S. 38ff.).

¹⁰⁸ *Der Deutsche Gehörlose vereinigt mit „Die Stimme“*. Reichsbundeszeitschrift für alle Gehörlosen Großdeutschlands 68 (1):1-2.

Mit der Machtübernahme Hitlers verschlechterte sich die Lebenssituation der jüdischen Bevölkerung in Deutschland zusehends. Dies führte dazu, dass sich im Laufe der Zeit immer mehr wohlhabende Juden dazu entschlossen auszuwandern. Das „Haavara“ („Transfer“) - Abkommen¹⁰⁹ ermöglichte es aber nicht nur diesen, sondern auch wirtschaftlich schwächer gestellten jüdischen Personen wie etwa Pensionären, Studenten, Schülern oder mittellosen Arbeitern mit Hilfe jüdischer Organisationen Hitlerdeutschland zu verlassen (Moses 1972:11). Gestaltete es sich bereits für hörende Juden von diesem Zeitpunkt an zunehmend schwieriger, in einem anderen Land Aufnahme zu finden, so stellte sich die Ausreise gehörloser Juden als ein nahezu aussichtsloses Unterfangen dar. Bereits 1933 wies der damalige Direktor der „Israelitische[n] Taubstummenanstalt Berlin-Weißensee“ (ITA) Felix Reich junior, dessen Vater Felix Reich senior (1844-1911) diese Gehörloseneinrichtung im Ostteil Berlins 60 Jahre zuvor ins Leben gerufen hatte¹¹⁰, in der Septemberausgabe der jüdischen Gehörlosenzeitung „Das Band“¹¹¹, auf deren immer bedrohlicher werdende Situation hin. So waren ihm jüdische

¹⁰⁹ Palästina war nicht nur für Zionisten ein begehrtes Ausreiseziel. Es war das einzige Land, das bereit war, Juden in größerer Zahl nicht nur als „geduldete Flüchtlinge“, sondern als „Einwanderer“ aufzunehmen. Bereits Ende 1933 trat das sogenannte „Haavara-Transfer-Abkommen“ zwischen der Zionistischen Bewegung und dem Reichsministerium für Wirtschaft in Kraft, das dem Dritten Reich Absatzmärkte sichern sollte. Die Regularien für eine vereinfachte Einwanderung nach Palästina, die nicht einer festgelegten „Quote“ unterworfen war, sahen ein sogenanntes „Vorzeigegeld“ in Höhe von 1000 Palästinensischen Pfund (LP) vor, was etwa 1000 Pfund Sterling entsprach. Damit konnte unter anderem ein ausreisewilliges „Ehepaar mit Kindern unter 19 Jahren“ nach Palästina, das zu dieser Zeit noch unter Britischem Mandat stand, emigrieren. Diese Summe musste bei der Einreise entrichtet werden. Einwanderer mit 1000 LP galten zur damaligen Zeit in Palästina als sehr vermögend und trugen so zur wirtschaftlichen Entwicklung des Landes bei. Aufgrund des von den Nazis verhängten Kapitalausfuhrverbots bildete dieses Abkommen die einzige Möglichkeit, eine größere Anzahl deutscher Juden außer Landes zu bringen. Da Palästina deutsche Waren benötigte, zahlten jüdische Ausreisewillige mindestens das Äquivalent von 1000 Pfund Sterling in Reichsmark auf ein deutsches Konto ein und bezahlten damit die deutschen Waren, die nach Palästina exportiert wurden. Der entsprechende Betrag in LP wurde später von einem einheimischen Importeur auf ein entsprechendes Auswandererkonto in Palästina einbezahlt. Bei der Einreise erhielten die jüdischen Immigranten die zuvor in Deutschland entrichtete Summe in Palästinensische Pfund (Feilchenfeld 1972:38ff.). Ab März 1940 wurde dieser Waren- und Zahlungsverkehr zwischen Britisch-Palästina und Nazideutschland, nunmehr Kriegsgegner, eingestellt (ebd., S. 70f.).

¹¹⁰ Im Kaiserreich fanden jüdische Kinder in den meist christlich geführten Gehörloseneinrichtungen keine Aufnahme. Davon abgesehen war es offenbar so, dass die Eltern in der Regel fürchteten, dass ihr Kind durch den Besuch einer christlichen Institution möglicherweise für die jüdische Gemeinschaft verloren ginge. Auch die staatlichen Schulen waren nicht geeignet, die gewünschte religiöse Erziehung zu vermitteln. Markus Reich gelang es mit Hilfe eines Unterstützerkreises in Form eines Vereins noch vor Einführung der allgemeinen Schulpflicht 1911, eine eigenständige jüdische Gehörlosenschule mit angeschlossenem Internat zu etablieren. (Drovs 2000:38ff.). Dieses wohl vorbildlichste Institut im Deutschen Reich wurde nach dem Unterrichtsverbot für jüdische Schulen vom 26. Juni 1942 geschlossen. Der überwiegende Teil der Lehrer/innen und Schüler/innen, denen die Flucht nicht gelang, wurden deportiert (ebd., S. 50ff.). Vgl. hierzu ausführlich den Aufsatz von Horst Biesold „Das Schicksal der Israelitischen Taubstummenanstalt in Berlin“ 1993.

¹¹¹ Diese Zeitschrift erschien bis 1936 (Scharf 2007:54).

Personen bekannt, denen selbst in Palästina wegen ihrer Gehörlosigkeit die Einreise verwehrt worden war (Scharf 2007:55). Daher profitierten jüdische Gehörlose wohl nur in sehr geringem Maße vom „Haavara“ Abkommen.

Von Seiten der nichtjüdischen Gehörlosen in Deutschland war Hilfe kaum zu erwarten, denn die „Judenfrage“¹¹² war auch in den Gehörlosenvereinen ein beliebtes Gesprächsthema (Scharf:2007:42). Die negative Folgen dieser Propaganda erfuhr der gehörlose Künstler David Ludwig Bloch (1910-2002) am eigenen Leib, als er während der Reichsprogromnacht vom 9. November 1938 in „Schutzhaft“ genommen und ins Konzentrationslager Dachau gebracht wurde (Hoster & Wenzel-Teuber 1997: 29). Als Gehörloser, noch dazu als Jude, war der Künstler in einem Konzentrationslager, in dem die Würde des Menschen längst an Bedeutung verloren hatte, extrem gefährdet. Gehörlose befanden sich ständig in einer äußerst prekären Lage, denn das Leben der KZ-Insassen hing davon ab, dass Befehle und Anweisungen strikt befolgt wurden. Aus Angst jedoch selektiert zu werden, versuchten sie oftmals ihre Taubheit zu verheimlichen. Trotz der zu erwartender Bestrafung halfen hörende KZ-Häftlinge mit heimlichen Zeichen, die Kommunikationsbarriere zu überwinden. Dennoch war besonders die Prozedur des morgendlichen Appells für die Gehörlosen nahezu „unerträglich“ (Muhs 2002:92). Nach vier Wochen war es David Bloch möglich, das KZ zu verlassen. Geprägt von diesen Erfahrungen, mied er bis zu seiner Emigration im Februar 1940¹¹³ fast jeglichen Kontakt zu anderen Gehörlosen, da er große Angst vor Denunziationen hatte. Trotz des strengen Verbots von Seiten der Gehörlosengemeinschaft, jeglichen Kontakt mit Juden zu vermeiden, stand ihm dennoch ein gehörloser Freund aus vergangenen Schultagen an der „Landestaubstummenanstalt“ in München zur Seite, ohne auf die sich für ihn daraus ergebenden negativen Konsequenzen Rücksicht zu nehmen (Scharf 2007:63). „Judenfreunde“ wurden in den Gehörlosenvereinen massiv unter Druck gesetzt, jeglichen Umgang mit jüdischen Mitgliedern zu unterlassen und bei Verstößen von den Vereinen „ausgeschlossen“ (Zaurov 2003:76).). Diese hatten bereits 1933 damit begonnen, ihre jüdischen Mitglieder auszuschließen. Diese Entwicklung

¹¹² Die „Judenfrage“ bzw. das Judenproblem gründete auf der in der NS Propaganda vertretenen Hypothese, dass für die politischen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Probleme Deutschlands ausschließlich die Juden verantwortlich seien (Wehler 2003:510f.).

¹¹³ Mit Hilfe seines in den USA lebenden, hörenden Bruders gelang ihm im Februar 1940 die Ausreise. Über Italien erreichte er den letzten noch möglichen Zufluchtsort Shanghai. Erst 1949 erhielt David Bloch das Einreisevisum in die USA (Hoster & Wenzel-Teuber 1997:29ff.).

hatte nicht selten tragische Folgen, da für die meisten der Betroffenen damit der oftmals einzige soziale Kontakt zur Außenwelt verloren ging (Muhs 2002:90). Ein Beispiel dafür ist der 1872 geborene Max Rosenstein, der sich, anders als David Bloch, dafür entschied, in Deutschland zu bleiben. Er hatte als Buchbinder gearbeitet und war zu diesem Zeitpunkt bereits vierzig Jahre Mitglied im Hamburger Gehörlosenverein, für den er auch als Vorstand agierte. Durch seinen Ausschluss 1934 sahen sich er und seine Frau „offiziell“ isoliert und gezwungen, ohne staatliche Unterstützung zu überleben, da er trotz jahrzehntelanger Beitragszahlungen keine Rentensprüche geltend machen durfte. Da Rosensteins Ehefrau Anna jedoch der evangelischen Konfession angehörte und sie die drei gemeinsamen Kinder im evangelischen Glauben erzogen hatte, die dennoch als „Halbjuden“¹¹⁴ galten, führten sie nach nationalsozialistischem Maßstäben eine „privilegierte Mischehe“. Dieser Status verhinderte, dass Max Rosenstein ab 1941 den „Gelben Stern“ tragen musste, wie es für die nach den Nürnberger Rassengesetzen von 1935 definierten „Volljuden“ ab sechs Jahren vorgeschrieben war. Zudem gewährte er einen „gewissen Schutz vor Deportation“. Er verhinderte indes nicht die Diskriminierung und die damit verbundenen Repressalien, die das Ehepaar täglich erdulden musste (Hannen 2006:87ff.)

Nachdem die Rosensteins mit viel Glück die Nazizeit überstanden hatten, nahm man sie wieder in den Hamburger Gehörlosenverein auf, der seine Tätigkeit 1947 wieder aufgenommen hatte. Das Schicksal jüdischer Gehörlose während der Nazidiktatur wurde nach dem Krieg „weitgehend tabuisiert“ (Hannen 2006:91f.) und dies hielt bis in die unmittelbare Gegenwart an. Erst 2003 machte der gehörlose, jüdische Historiker Mark Zaurov in seinem Buch „Gehörlose Juden“ erstmals auf diese Tatsache aufmerksam. Wegen ihrer geringen Zahl blieben deren Anträge auf Entschädigung zunächst unberücksichtigt. Mit der Einrichtung eines „Härtetfonds für jüdische Verfolgte“ im Jahr 1980 erhielt aber auch dieser Personenkreis eine Entschädigung in Form einer Einmalzahlung in Höhe von umgerechnet 2500 Euro (Krause 1993:173). Von den etwa 1000 gehörlosen Juden, die 1933 in Deutschland gelebt hatten, davon ca. 600 in Berlin, überlebten kaum mehr als drei Dutzend die Naziherrschaft (Muhs 2002:92). Unter den schätzungsweise 80.000 Gehörlosen, die derzeit in Deutschland leben, befinden sich nach Mark Zaurov noch etwa 100 gehörlose Juden (Neubert & Reuber 2006:13).

¹¹⁴ Personen, die von zwei „volljüdischen Großelternanteilen“ abstammten, galten nach den Nürnberger Gesetzen als „Halbjuden“ und „jüdische Mischlinge ersten Grades“ (Schmitz-Berning 2007:293).

3 Die gegenwärtige Situation Gehörloser in Deutschland

Die Situation der Gehörlosen in Deutschland hat sich heute zwar in vielerlei Hinsicht zum Positiven entwickelt, dennoch ist der Blick, den die hörende Gesellschaft auf sie richtet, vorwiegend von einem defizitären Bild geprägt.

3.1 Gehörlose als „Behinderte“

Der Begriff „Behinderung“, hat sich in den letzten Jahrzehnten im wissenschaftlichen und alltäglichen Sprachgebrauch fest etabliert. Aufgrund seiner Komplexität konnte sich lange Zeit keine allgemeingültige Definition durchsetzen. Ein wesentlicher Grund dafür liegt in der Tatsache, dass es sich hierbei nicht nur um einen rein medizinischen, sondern zugleich um einen psychologischen, pädagogischen und soziologischen Fachbegriff handelt (Dederich 2009:15). Um Klarheit zu schaffen, entschied sich die Weltgesundheitsorganisation (WHO) 1980 dafür, ein Einteilungsschema für Krankheiten und Behinderungen festzulegen (ICIDH¹¹⁵). Um den neuen Entwicklungen im Gesundheitswesen gerecht zu werden, legte die WHO im Mai 2001 eine Neufassung unter dem Titel „International Classification of Functioning, Disability and Health“ (ICF)¹¹⁶ vor.

Mit der erweiterten Definition von Behinderung berücksichtigt die WHO stärker die Beteiligung („participation“) des Betroffenen am sozialen Leben. Um diese Beteiligung zu ermöglichen, weist sie auf die Notwendigkeit hin, individuelle Barrieren abzubauen. So kann eine Schädigung des Hörsinns in einer hörenden Gesellschaft in vielen Lebensbereichen zu Barrieren führen. Diese sollen beispielweise durch sonderpädagogische Maßnahmen wie die der Frühförderung, aber auch mit Hilfe verbesserter Hörhilfen bzw. Hörprothesen überwunden werden. Gehörlosen sollen zudem die Gelegenheit erhalten, in Begleitung eines Gebärdensprachdolmetschers vor Gericht zu erscheinen oder einen Arzt aufzusuchen (Welti 2005:8f.).

¹¹⁵ Die dreigliedrige Klassifizierung „International Classification of Impairments, Disabilities and Handicaps“ betonte die „Schädigung“ (Impairment) auf der organischen Ebene, gefolgt von der „Behinderung“ (Disability) auf der persönlichen Ebene und das Vorliegen einer möglichen „Benachteiligung“ (Handicap) auf der sozialen Ebene (Krauß 2010:25).

¹¹⁶ „Internationale Klassifikation der Funktionsfähigkeit, Behinderung und Gesundheit“.

In Deutschland hat sich das am 1. Juli 2001 in Kraft getretene Neunte Sozialgesetzbuch (SGB IX) mit seiner Definition von Behinderung eng an die von der WHO vorgegebene ICF-Fassung angelehnt. So definiert § 2 Abs. 1 SGB IX „Behinderung“ wie folgt:

Menschen sind behindert, wenn ihre körperliche Funktion, geistige Fähigkeit oder seelische Gesundheit mit hoher Wahrscheinlichkeit länger als 6 Monate von dem für das Lebensalter typischen Zustand abweichen und daher ihre Teilhabe am Leben in der Gesellschaft beeinträchtigt ist.

Auf der Grundlage dieser „funktionalen Klassifikation“ gilt eine Person dann als „gehörlos“, wenn ihr nur noch eine sehr begrenzte auditive Wahrnehmung zur Verfügung steht. Konkret wird damit ein Zustand beschrieben, bei dem der Betroffene auch mit Hilfe von Hörgeräten keine akustischen Eindrücke wahrnehmen kann, wobei die Hörschwelle bei etwa 90 Dezibel liegt. Die häufigste Form der Hörbeeinträchtigung ist die der „Schallleitungsstörung“, die zum Beispiel als Folge längerer oder sich wiederholender Mittelohrentzündungen entstehen kann (Dittmann 2010:101). Was den Zeitraum der Hörschädigung angeht, unterscheidet man drei Gruppen: Die „pränatal“ erworbene Hörschädigung, kann „erblich bedingt“ weitergegeben werden. Besonders früher wurde sie häufig durch eine Infektionserkrankung der Schwangeren wie etwa „Masern, Keuchhusten, Röteln“ hervorgerufen, die vor der Geburt auf das ungeborene Kind übertragen worden war. Eine „perinatale“ Hörschädigung kann zum Beispiel durch Sauerstoffmangel während des Geburtsvorgangs entstehen. „Postnatale“ Hörschädigungen traten vor allem in früheren Zeiten durch das fehlende oder verspätete Erkennen einer schweren Form von Infektionskrankheit bei Säuglingen und Kleinkindern wie etwa „Diphtherie, Mumps, Scharlach, Masern“ oder Meningitis auf. Hinzu kommen Schädelverletzungen infolge von Unfällen¹¹⁷. Als häufige Ursache für eine Hörschädigung bei Erwachsenen ist die Altersschwerhörigkeit zu nennen, die bis hin zur Gehörlosigkeit führen kann. (Leonhardt 2010:58f.). Eine absolute „Gehörlosigkeit“, bei der keinerlei Hörreste mehr vorhanden sind, tritt jedoch nur sehr selten auf. Etwa 98 Prozent der gehörlosen Personen verfügen noch über eine mehr oder weniger vorhandene Resthörigkeit, die aber im Einzelfall so gering ist, „dass die Lautsprache auf natür-

¹¹⁷ Eine ausführliche Tabelle über pränatale, perinatale und postnatale Ursachen für die Entstehung von Gehörlosigkeit liefert Annette Leonhardt in ihrer 2010 erschienenen „Einführung in die Hörgeschädigtenpädagogik“, S. 63.

lichem Wege nicht erlernt werden kann“ (ebd., S. 55). Etwa 1 Promille der deutschen Bevölkerung wird als gehörlos angesehen (Neuberg & Reuber 2006:13).

Als „Behinderte“ fallen Gehörlose unter die Definition des § 2 Abs. 1 SGB IX und können daher beispielsweise Ansprüche aus § 57 SGB IX¹¹⁸ ableiten. Mit der Novellierung des Sozialgesetzbuches hat der Gesetzgeber nunmehr ein wichtiges Instrument geschaffen, um die Situation von behinderten Menschen wesentlich zu verbessern. Der Definition von „Behinderung“ liegt heute nicht mehr eine nahezu ausschließlich medizinische Betrachtungsweise zugrunde. Sie berücksichtigt vielmehr in größerem Umfang die Tatsache, dass „Behinderung“ immer auch unter einem gesellschaftlichen Aspekt zu betrachten ist. Diese Sichtweise gilt auch für die Wahrnehmung von Gehörlosigkeit, die sowohl aus medizinischer als auch aus gesellschaftlicher Perspektive betrachtet werden kann (Müller & Zaracko 2010:246). Bereits seit geraumer Zeit werden diese Ansätze auch auf der virtuellen Kommunikationsplattform „Gehörlosen-Cafe (GL-C@FE.de)“ unterschiedlich diskutiert, wie zwei Beiträge beispielhaft zeigen.

Hartmut 10.09.2003 09:19:53¹¹⁹

Der Begriff „behindern“/„Behinderung“ entstand im Zusammenleben mit Andersartigen und bedeutet nie „geschädigt“ am Körper, sondern die Barrieren, Diskriminierungen, Vorurteilen, die von der Gesellschaftsmehrheit der andersartigen Minderheit auferlegt worden sind.

Moon Deaf 15.09.2003 20:59:33¹²⁰

@ Hartmut

Deine Definition der Behinderung in allen Ehren. Wird hier nicht Ursache und Wirkung verwechselt? Die Ursache der Behinderung ist die Taubheit, und nicht die Barrieren in der Gesellschaft. Die Barrieren entstehen durch die Wirkung der Taubheit, gäbe es keine Taubheit, gäbe es auch keine Barrieren! Die Taubheit entsteht nicht durch die Barrieren, sondern gerade umgekehrt! Dieser Tatsache trägt die Definition der Behinderung im Wörterbuch Rechnung. So benennst du eine Behinderung nach ihrem

¹¹⁸ §57 SGB IX stellt klar: „Bedürfen hörbehinderte Menschen oder behinderte Menschen mit besonders starker Beeinträchtigung der Sprachfähigkeit auf Grund ihrer Behinderung zur Verständigung mit der Umwelt aus besonderem Anlass der Hilfe Anderer, werden ihnen die erforderlichen Hilfen zur Verfügung gestellt oder angemessene Aufwendungen erstattet“.

¹¹⁹ <http://www.gl-cafe.de/viewtopic.php?p=252877#p252877>

¹²⁰ <http://www.gl-cafe.de/viewtopic.php?f=108&t=5206&start=250>

Wirkungsbild, statt nach der Ursache! Wenn der Gehörlose behauptet, er sei nicht behindert, würde man daraus folgern, dass für ihn auch keine Barrieren in der Gesellschaft existieren würden. Da dürfte er sich nicht wundern, dass man dann nichts unternimmt, um die Barrieren abzubauen. Mit anderen Worten: Um die Barrieren erfolgreich abzubauen, muss die Behinderung für die Gesellschaft beim Namen genannt werden, d.h. von der Gesellschaft registriert werden.

Auch in den von mir geführten Gesprächen mit Gehörlosen kommt diese Diskrepanz zum Vorschein. So sieht sich etwa Sandra¹²¹, deren Eltern gehörlos sind, als nicht „behindert“ im medizinischen Sinne:

Dass ich nichts hören kann ist für mich keine Behinderung. Ich sehe es lediglich als eine „Barriere“ an. Nein, ich fühle mich auf keinen Fall behindert. Bei Gehörlosigkeit würde ich von „Einschränkung“ sprechen. Es gibt lediglich ein gewisses Informationsdefizit. Die Gehörlosen können ansonsten ungehindert an dem, was diese Welt zu bieten hat, teilnehmen,

Alexandra¹²², die hörende Eltern besitzt, antwortet spontan auf die Frage, ob sie sich „behindert“ fühle:

Ja, doch. Gut, man könnte auch sagen, körperlich stark eingeschränkt.

Die Weise, wie der Mensch gesehen wird, beeinflusst die Art, wie er behandelt wird (Anand 2004:13). Dazu tragen Werte und Normen einer Gesellschaft bei, wobei die Werte das gedankliche Konzept für das normorientierte Handeln bilden (Oermann & Zachhuber 2001:129). Die „Norm“, die sich aus dem lateinischen Wort „norma“ („Regel“) ableitet, eröffnet durch ihren regelhaften Charakter dem Einzelnen eine Möglichkeit, sich im Alltag daran zu orientieren (Gelhaus 2008: 39). Von dieser wird positiv abgewichen, wenn es sich um überdurchschnittliche Intelligenz, Schönheit oder

¹²¹ Angaben zur Person finden sich im Anhang.

¹²² Angaben zur Person finden sich im Anhang.

Reichtum handelt, die gewöhnlich als erstrebenswerte Eigenschaften gelten (ebd., S. 39). „Behinderung“ dagegen wird als eine negative Abweichung von der Norm angesehen, steht als Synonym für „Unfähigkeit, Abhängigkeit und Passivität“ und widerspricht damit den von unserer Leistungsgesellschaft propagierten Werten wie „Fitness, Unabhängigkeit und Aktivität“ (Köbsell 2009: 277).

3.1.1 Die Stereotypisierung Gehörloser

In der Vorstellung vieler Hörender erschien früher der Gehörlose als eine Mitleid erregende Figur (Hoeren 1999:653). Die Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts unterstützte diese Sichtweise, wenn sie ihn als eine abstoßende und mit „krächzender Stimme“ ausgestattete Person schildert. Des Öfteren übernimmt er dort die Rolle des Schurken, Trottel oder des stummen, „verschwiegenen“ Dieners, der seinem Herrn treu ergeben ist (Blau 1967:131). Wenn heute in Zeitungen über Gehörlose berichtet wird, dann erfolgt dies immer noch häufig lediglich im Sinne eines medizinisch-kausalen Verständnisses von „Behinderung“ (Scholz 2010:268).

Ein starres Wahrnehmungsschema, ein sogenanntes „Stereotyp“¹²³, kommt immer noch zur Anwendung, wenn es darum geht, Gehörlose einzuordnen¹²⁴. Für die Konstruktion der Wahrnehmung von Personen stellt die Soziologie Erklärungsmuster bereit. Danach werden Einzelne in der Regel nicht als Individuen wahrgenommen, sondern bevorzugt als Vertreter einer Gemeinschaft. Die Beurteilung folgt dabei unbewusst standardisierten Bildern (Broszinsky-Schwabe 2011:203). Dieser vereinfachende Ansatz lässt jedoch individuelle „Merkmale“ des Einzelnen unberücksichtigt (Auernheimer 2003:84) und ist eng an eine „Rollenerwartung“¹²⁵ geknüpft

¹²³ Die etymologischen Wurzeln für „stereotyp“ setzen sich aus den griechischen Wörtern „stereós“ (starr, fest) und „týpos (Gestalt, Form, Modell) zusammen (Dąbrowska 1999:53).

¹²⁴ In seiner 1922 erstmals erschienenen Schrift „Public Opinion“ („Öffentliche Meinung“) entwickelte der US-amerikanische Zeitungskolumnist und Publizist Walter Lippmann (1899-1974) das Konzept des „Stereotyps“. Stereotype sind seiner Ansicht nach notwendig, um handlungsfähig zu sein, denn das Individuum ist nicht in der Lage, die zahlreichen Veränderungen der modernen Umwelt, die an ihn herangetragen werden, zu verarbeiten. Daher muss diese Flut von Eindrücken reduziert werden (Lippmann 1964:18). Dies geschieht mit Hilfe von Stereotypen, die Sozialisations- und Anpassungsprozesse innerhalb einer Gruppe ermöglichen und die „öffentliche Meinung“ formen (ebd., S. 28).

¹²⁵ In seinem 1959 erstmals erschienenen Werk „Wir spielen alle Theater“ greift der amerikanische Soziologe Erving Goffman auf die Theatermetaphorik zurück, um in anschaulicher Weise das Zustandekommen sozialer Rollen aufzuzeigen. Das Wissen um die Zugehörigkeit zu einer sozialen Gruppe, für die er den Begriff „Ensemble“ wählt, ist für den Einzelnen, der als Schauspieler agiert, eng mit einer Rolle verbunden, die es aufzubauen gilt (Goffmann 1973:74f.). Die Individuen als „Mitglieder eines En-

Da ich in der hörenden Welt aufgewachsen bin und weder in beruflicher noch in privater Hinsicht Kontakt zu Gehörlosen hatte, entwickelte ich bei zufälligen Begegnungen mit ihnen ein vorgefertigtes, standardisiertes Rollenbild. Sie erschienen mir immer als eine homogene Gruppe von Personen, die nicht hören und nur unzureichend sprechen konnten. Umso überraschter war ich, als ich feststellte, dass viele unterschiedliche Gruppierungen von Gehörlosen existieren, die sich in ihrer Hörfähigkeit und Kommunikationsform sehr voneinander unterscheiden. So begegnete ich älteren Gehörlosen, die vor oder während des Zweiten Weltkrieges geboren wurden, und denen es unter Androhung von Strafe verboten war, im Schulunterricht zu gebärden. Diese lernten meist heimlich auf dem Schulhof die üblichen Gebärden der jeweiligen Schulen und beherrschen nur sehr unvollständig die offizielle Deutsche Gebärdensprache (DGS). Sie verständigen sich mit hörenden Personen außerhalb ihrer Familien gewöhnlich lautsprachlich, wobei ihre Aussprache zum Teil schwer verständlich ist. Ihre schriftliche Ausdrucksweise bewegt sich gewöhnlich auf bescheidenem Niveau.

Die mittlere Altersgruppe gebärdet meist in der offiziellen DGS. Ihre Artikulationsfähigkeit ist häufig um einiges besser als die der älteren Gehörlosen. Sie besitzt eine deutlich bessere Lese- und Schreibkompetenz. Junge Gehörlose können nach meinen Beobachtungen in zwei Gruppen aufgeteilt werden: Die Mitglieder der zahlenmäßig stärksten Gruppe stammen aus hörenden Familien und werden im Allgemeinen mit einer Hörprothese, dem Cochlea Implantat, ausgestattet. Üblicherweise erlernen sie nicht die Deutsche Gebärdensprache (DGS). Durch regelmäßige logopädische Übungen können diese Gehörlosen sowohl im lautsprachlichen als auch im schriftlichen Bereich ein Niveau erreichen, das sich kaum von dem hörender Gleichaltriger unterscheidet. Mir fiel auf, dass besonders häufig gehörlose Jugendliche aus gehörlosen Familien eine entgegengesetzte Position vertreten. Wie ihre Eltern, so lehnen auch sie gewöhnlich die deutsche (Laut-) Sprache als eine „Fremdsprache“ ab und verwenden ausschließlich die DGS, die sie als ihre „Muttersprache“ betrachten. Falls es notwendig erscheint, verständigen sich die Mitglieder dieser kleinen Gruppen mit Hilfe von Gebärdensprach-

sembles“ (ebd., S. 78) folgen nach Goffman einem vorbestimmten „Handlungsmuster“, das er als „Rolle“ bezeichnet (ebd., S. 18). Passend dazu bauen sie eine „Fassade“ auf, die er „als standardisiertes Ausdrucksrepertoire“ bezeichnet, das „der Einzelne im Verlauf seiner Vorstellung bewußt oder unbewußt anwendet“ (ebd., S. 23). Dazu dient vor allem die Selbstdarstellung, die Goffman als „Performance“ bezeichnet und als Gesamttätigkeit eines bestimmten Teilnehmers in einer spezifischen Situation definiert, die dazu dient, die anderen Teilnehmer in irgendeiner Weise zu beeinflussen (ebd., S. 18).

dolmetschern oder kommunizieren schriftlich mit ihrem hörenden Umfeld. Viele von ihnen verfügen über eine relativ gute Lese- und Schriftsprachkompetenz.

3.1.2 Vorurteile gegenüber Gehörlosen

Eng mit dem Begriff des Stereotyps ist der des Vorurteils verbunden, der eine „Steigerung des Stereotyps“ darstellt (Bausinger 2009:17) und zusätzlich eine emotionale Akzentuierung aufweist. Das Vorurteil ist Ausdruck eines subjektiven Urteils, das ohne Überprüfung der Faktenlage erfolgt (Auernheimer 2012:89). Im täglichen Sprachgebrauch werden Vorurteile, anders als Stereotype, so gut wie immer zur negativen Beurteilung anderer benutzt. Eine charakteristische Eigenschaft von Vorurteilen ist auch ihre Langlebigkeit, da sie über Generationen hinweg weitergegeben werden (Broszinsky-Schwabe 2011:204).

Die Begegnung mit einer blinden Person löst spontane Sympathie und Zuwendung aus. Im Gegensatz dazu ruft die oftmals schwer verständliche, raue Sprechweise gehörloser Personen bei ihrem Gegenüber eher einen befremdenden Eindruck hervor. Dieses negative Gefühl wird durch die ungewohnte, expressive Gestik und Mimik noch verstärkt (Küster 1991:4f.). Dies zeigt den überaus hohen Stellenwert, den unsere Gesellschaft dem Hören und der Fähigkeit zur artikulierten Lautsprache zuweist (Heßmann 1998: 176). Für den Soziologen Günther Cloerkes, der sich intensiv mit Einstellungen und Verhaltensweisen gegenüber Behinderten auseinandergesetzt hat, erfolgt die Beurteilung von Behinderung im Rahmen einer psychosozialen Wertehierarchie. Nach dieser besitzt die „Intelligenz“ den höchsten Stellenwert. Darauf folgt die artikuliert Sprachfähigkeit, an die sich sinnliche Fähigkeiten wie etwa Hören und Sehen anschließen (Cloerkes 1985:173). Von den Funktionsstörungen wie etwa dem Ausfall des Gehörs oder der Sprache gehen nach Cloerkes negative Konsequenzen für alle Formen sozialer Beziehungen aus (ebd., S. 175). Hörende erwarten bei einer ersten Begegnung, dass sich die ihnen unbekannt Person lautsprachlich gut artikulieren kann (Christ 2009:38). Der unmodulierte Sprachrhythmus vieler Gehörloser kann die an sie gerichteten Erwartung, „normal“ zu sprechen, jedoch nicht erfüllen (ebd., S. 175f.). Bei Gerti¹²⁶ frage ich nach:

¹²⁶ Angaben zur Person finden sich im Anhang.

Frage: Hast du schon öfters eine ablehnende Reaktion von Seiten der Hörenden erhalten, als sie gemerkt haben, dass du gehörlos bist?

Gerti: Natürlich, das ist für mich normal. Wenn sich zum Beispiel Hörende nach dem Weg erkundigen, und ich frage nach, dann sehen sie mich erst einmal erstaunt an, und dann gehen sie einfach weiter.

Frage: Wie ist das für dich?

Gerti: Es ist schon unhöflich, aber ich habe mich daran gewöhnt.

Durch fehlende Begegnungen mit Gehörlosen verbreiteten sich früher noch mehr als heute Ansichten, die von Vorurteilen geprägt waren, darunter, dass Gehörlose nicht in der Lage seien, ein Kraftfahrzeug zu führen (Fengler 1995:279). Nach meinen Beobachtungen sind Gehörlose umsichtige Fahrer/innen, auch wenn ich bei einer ersten gemeinsamen Fahrt ebenfalls zunächst etwas skeptisch gewesen bin und lieber einmal mehr in den Rückspiegel gesehen habe. Ein weiteres noch immer verbreitetes Vorurteil kommt in der Vorstellung zum Ausdruck, gehörlose Menschen wären „taubstumm“¹²⁷.

Wie sehr ich selbst in Vorurteilen gefangen bin, möchte ich an einem Beispiel erläutern: Jeden Dienstag treffe ich mich mit sechs gehörlosen Frauen zum Sport in einer Turnhalle eines Gymnasiums. In der angrenzenden Halle findet zur gleichen Zeit das Basketballtraining einer hörenden Männermannschaft statt. Da sie ein Mal wegen eines defekten Korbes ihren Raum nicht nutzen konnten, bat uns ihr Trainer, die Räume zu tauschen. Als Hörende ging ich spontan davon aus, die Unterredung zu führen. Unsere Leiterin signalisierte mir allerdings, dass sie durchaus in der Lage sei, diese Aufgabe zu bewältigen, was sich dann auch bestätigte. Selbstbewusst vermittelte sie dem Trainer zunächst durch eine Geste, dass sie gehörlos sei. Da sie sehr gut Lippenlesen gelernt hatte, erfasste sie sofort das Problem und bot Hilfe an. Anfangs war ich etwas irritiert, denn für mich als Hörende war es selbstverständlich, ihr als

¹²⁷ Das Wort „taub“ geht etymologisch auf das alt- und mittelhochdeutsche Wort „toup“ zurück, zu dessen Bedeutung auch „stumpfsinnig“ oder „nicht empfindend“ gehört (Kluge 2011:390). Bis vor nicht allzu langer Zeit fand der Begriff „taubstumm“ auch im wissenschaftlichen Bereich immer noch Verwendung, obwohl dieser Begriff das Vorurteil befördert, dass Gehörlose „stumm“ bzw. sprachlos wären (Biewer 2009:49f.).

Gehörlose zu helfen. Aber durch ihr Verhalten begegnete sie mir auf Augenhöhe und machte mir bewusst, wie beständig Vorurteile sind. Diese Langlebigkeit zeigte sich bis vor kurzem auch in der Behandlung Gehörloser in der deutschen Rechtsprechung. So wurden Gehörlose bis vor wenigen Jahren nach dem in der Kaiserzeit erlassenen Bürgerlichen Gesetzbuch (BGB) beurteilt. So galten sie gemäß § 114 BGB immer noch als beschränkt geschäftsfähig. Auch das Haftungsprivileg des § 828 Abs. 2 BGB sah sie als „rechtlich unmündig“ an, sodass sie nur bedingt für ihre Handlungen verantwortlich gemacht werden konnten (Hoeren 1999:654f.). Inzwischen sind diese Paragraphen aufgehoben. Zudem ist auch die Einschränkung der Testierfähigkeit nach § 2233 Abs. 2 BGB abgeschafft, womit die rechtliche Gleichstellung von hörenden und gehörlosen Personen verwirklicht ist.

3.1.3 Die Stigmatisierung Gehörloser

Eng mit dem Vorurteil ist der Begriff des Stigmas verbunden. Im antiken Griechenland, in dem der Terminus „Stigma“ entstand, wurden Verbrecher „gebrandmarkt“, um damit ein nach außen hin sichtbares „körperliches Zeichen“ zu setzen. Dieses spezifische physische Merkmal diente dazu, seinen Träger vom Rest der Bevölkerung zu unterscheiden und sozial auszugrenzen (Goffman 1967:9). Der amerikanische Soziologe Erving Goffman (1922-1982) spricht von einem vorgegebenen gesellschaftlichen „Muster“¹²⁸, an dem ein individuelles Merkmal gemessen wird. Wenn dieses eine negative Zuschreibung erhält, entsteht ein Stigma, das den Betroffenen zum Außenseiter stempelt (ebd., S. 12f.). Nach Ansicht des französischen Soziologen Pierre Bourdieu (1930-2002) geht im Gegensatz zur „Auszeichnung“ die Stigmatisierung einer Person mit einer negativen „Statuszuweisung“ einher (Bourdieu 1982:48). Diese Aussage gilt auch heute noch für gehörlose Personen, die häufig eine negative gesellschaftliche Beurteilung erfahren, da Gehörlosigkeit allgemein als ein „Defekt“ wahrgenommen wird (Prosetzky 2009:87). Mit der Geburt eines gehörlosen Kindes erleben hörende Eltern oftmals ihre eigene „Hilflosigkeit“ in Verbindung mit einer Abwehrhaltung gegenüber einer unumstößlichen medizinischen Diagnose. Hinzu tritt eine von außen kommende Stigmatisierung, die sich nicht nur gegen ihr gehörloses Kind, sondern

¹²⁸ Bereits 1925 forschte die amerikanische Kulturanthropologin Margaret Mead (1901-1978) auf der Insel Tau in Ostsamoa über das Vorliegen individueller kultureller Muster der dortigen Gemeinschaft wie etwa Religion und Sprache (Mead 1959:14).

gleichzeitig auch gegen sie selbst richten kann und die Eltern so in eine gesellschaftliche Außenseiterrolle drängt („Die mit dem taubstummen Kind!“). Diese negative Einstellung, wie sie sich häufig gegenüber Familien mit gehörlosen Kindern im Alltag äußert, kann sich jedoch auch innerhalb der Familie fortsetzen und unbewusst gegen das eigene Kind richten und es stigmatisieren (Dietzel 2002:56).

3.1.3.1 Psychische Probleme als Folge sozialer Ausgrenzung

Die jeweilige Gesellschaft wies den Gehörlosen über Jahrhunderte hinweg eine meist negative Rolle zu. Als Folge dieser Stigmatisierung trat häufig eine Vereinsamung ein, die als Konstante viele Gehörlose auf ihrem Lebensweg begleitete. Eine besondere Form des Stigmas bildete der Spott, den Gehörlose hinnehmen mussten. In den deutschen Kleinstädten des ausgehenden 18. Jahrhunderts zogen häufig hörende Familien mit gehörlosen Kindern die Häme der Nachbarn auf sich. Das Schmatzen dieser Kinder beim Essen, ihr lautes Schlurfen beim Gehen und ihr Klappern mit dem Geschirr forderten aber nicht nur die Nachbarn, sondern auch die Eltern heraus. Gehörlose Kinder kompensierten ihre „Behinderung“ nicht selten durch Verstöße gegen die Ordnung wie beispielsweise „Unsittlichkeiten“ und „Diebereien“, die nur noch mehr Schläge, Hänseleien und Ausgrenzung nach sich zogen (Feige 2001a:24f.).

Erst im 20. Jahrhundert begannen Pädagogen, den Zusammenhang von Gehörlosigkeit und Psyche aufzuzeigen. So fragte der Leipziger Gehörlosenlehrer Rudolf Lindner 1925 nach den Ursachen für das vermehrte Auftreten von Depressionen¹²⁹ bei seinen gehörlosen Schülern. Die Gründe für ihre fehlende emotionale Stabilität ergaben sich für Lindner vor allem aus der Schwierigkeit der meisten Gehörlosen, verletzte Gefühle artikulieren zu können, denn „worüber man nicht reden kann, das wirkt umso mehr“ (Lindner 1925:11). Eine 1974 von der Bundesregierung in Auftrag gegebene Studie über das psychosoziale Leiden gehörloser Erwachsener gelangte zu dem Ergebnis, dass es vor allem deren schwer verständliche Artikulation war, die „Befremden“ bei Hörenden auslöste und zur sozialen Distanz führte (Richtberg 1980:86). Gehörlose leiden auch heute noch besonders unter dieser Erfahrung, da sie gewöhnlich mit dem

¹²⁹ „Die Depression ist die bedeutendste affektive Störung. Als Kernsymptom wird das Gefühl der inneren Leere beschrieben, das zum Verlust jeder Freude und jeglichen Interesses führt. Die Suizidrate der Depressiven ist zwanzigfach größer als in der Normalbevölkerung, der Suchtmittelmissbrauch dreimal höher“ (Hennen et al. 2008:157).

Gefühl der gesellschaftlichen „Nutzlosigkeit“ einhergeht (Wagner 2009:170). Bereits in jungen Jahren lernen Gehörlose, sich ihrer hörenden Umwelt anzupassen und damit die Verantwortung für ihr Handeln nicht selten hörenden Personen zu überlassen. Dies fördert die Entstehung dependenter Persönlichkeitsstrukturen, was häufig zum Verlust von Selbstvertrauen führen und die Entwicklung „eigener Bedürfnisse und Interessen“ hemmen kann (Leven 1997:49f.). Dieses Defizit kann sich mitunter in einer überdurchschnittlichen Aggressivität äußern (Dietze 1998:135). Ein derartiges Verhalten ist mir persönlich nur ein Mal begegnet. Dabei handelt es sich um eine ältere Frau, die als Witwe sehr zurückgezogen lebt. Falls sie sich übergangen fühlt, was ziemlich häufig vorkommt, beginnt sie unbeherrscht zu gestikulieren und andere Gehörlose zu beschimpfen. Ihr Verhalten hat inzwischen dazu geführt, dass andere ältere Gehörlose im Verein sich von ihr distanzieren. Falls sie an angebotenen Urlaubsreisen teilnimmt, erklärt sich keine der mitreisenden gehörlosen Frauen bereit, mit ihr das Zimmer zu teilen.

Auch heute noch begegnet ein gehörloses Kind, das in einer hörenden Familie lebt, zahlreichen Schwierigkeiten. Die sprachlichen Aktivitäten der Eltern und Geschwister sind vorwiegend handlungsorientiert und dienen hauptsächlich der Bewältigung des Alltags. Gehörlose Jugendliche müssen deshalb erhebliche kommunikative Defizite im Elternhaus hinnehmen, die eine nachhaltige, inhaltlich tiefergehende Kommunikation nicht zulassen (Dietzel 2002:60). Sprache ist aber notwendig, um sich mit anderen Menschen auszutauschen und eigene Bedürfnisse und Interessen zu äußern (Ferron 2009:24). Die Lautsprache bietet dem gehörlosen Kind in der Regel nur bedingt diese Möglichkeiten. So bewirken Informationsmängel, wie etwa die fehlende Aufklärung über die Hintergründe für eine von den Eltern getroffene Entscheidung, meist das Gefühl, eine passive Rolle spielen zu müssen, was zur Entstehung eines negativen Selbstwertgefühls beiträgt (Dietzel 2002:65). Diese negativen Faktoren können bewirken, das gehörlose Familienmitglied innerhalb seiner Familie zu isolieren (ebd., S. 75).

An dieser Stelle möchte ich eine hörende Familie vorstellen, die eine gehörlose Tochter auf bestmögliche Weise in den gedanklichen Austausch ihrer Mitglieder einbezieht. Regina¹³⁰ erkrankte als ältestes von drei Kindern mit zwei Jahren an Meningitis und verlor daraufhin Gehör und Sprache. Als sicher war, dass das Mädchen taub bleiben

¹³⁰ Angaben zur Person finden sich im Anhang.

würde, lernten beide Elternteile die Gebärdensprache, was nicht dem üblichen Verhalten hörender Eltern entspricht (Mann & Haug 2010:176). Die Mutter, die als Hausfrau über mehr zeitliche Flexibilität verfügte als ihr angestellter Mann, baute intensive Kontakte zu anderen gehörlosen Kindern und deren Eltern auf. Die Gehörlosigkeit und die damit verbundenen Probleme bei der Erziehung veranlassten die Eltern, ihrer gehörlosen Tochter viel Zeit und Aufmerksamkeit zu widmen. Sie bemühten sich, nicht nur mit ihr in der Gebärdensprache zu kommunizieren, die Regina als ihre Muttersprache betrachtet, sondern auch in der Lautsprache. So übten Vater und Mutter beispielsweise regelmäßig anhand von Bildern die Begriffe für verschiedene Bewegungsformen wie etwa gehen, laufen, hüpfen oder schleichen. Auch ihre hörenden Geschwister sind in der Lage zu gebärden, was nach meinen Beobachtungen nicht als selbstverständlich angesehen werden kann. Trotz ihrer Heirat mit einem ebenfalls gehörlosen Partner und ihrem Engagement für die örtliche Gehörlosengemeinschaft hält sie weiterhin engen Kontakt zu ihrer Familie.

3.1.3.2 Psychische Probleme als Folge sexueller Gewalt

Den notwendigen Schutz und Respekt in Familie, Heim und Schule erfahren indes nicht alle Gehörlosen. Einige müssen sogar Formen von sexueller Gewalt ertragen, die auf der Erfahrung einer strukturellen „Machtungleichheit“ beruhen (Atilgan 2001:18). Untersuchungen über sexuelle Gewalt sehen deren Ausgangspunkt im Umfeld gehörloser Kinder. Bis vor kurzem wohnten diese weit entfernt von schulischen Einrichtungen, wo sie mitunter bereits im Alter von drei Jahren untergebracht wurden. Die Trennung vom gewohnten familiären Raum kann vor allem bei den Jüngsten eine „emotionale Instabilität“ hervorrufen. Hinzu kommt, dass Lehrer/innen und Betreuer/innen für sie vom morgendlichen Anziehen bis zum Mittagessen und der Freizeitgestaltung am Nachmittag die Entscheidungen treffen. Diese ungünstige Mischung aus „Überprotektion“ und „Fremdbestimmung“ erklärt auch das oftmals fehlende Selbstvertrauen der Kinder und Jugendlichen. Unzureichende Kommunikation und Stigmatisierung von der hörenden Umgebung lassen nur ein eingeschränktes Erfahrungs- und Handlungsspektrum zu. (Walter 2001:36 ff.). Stärker als hörende Kinder geraten gehörlose so in ein emotionales „Abhängigkeitsverhältnis zu hörenden Erwachsenen“ (Gotthardt 2001:53).

Besonders bedauerlich ist es, dass die Erscheinung der sexuellen Gewalt nicht nur innerhalb der Gehörlosengemeinschaft (Piel 2001:88), sondern auch in den Institutionen für Hörgeschädigte weitgehend verschwiegen wird¹³¹ (Walter 2001:4). Gehörlose Kinder und Jugendliche bilden nur eine sehr kleine Gruppe unter den „behinderten“ Schüler/innen (Dietzel 2002:51). Dies erklärt die geringe Aufmerksamkeit für die Probleme dieser Personengruppe in der Öffentlichkeit. 1994 beschäftigte sich die Psychotherapeutin Regina Leven ausführlich mit diesem Thema. Im Rahmen ihrer therapeutischen Tätigkeit in der „Verhaltenstherapie-Ambulanz“ am Universitätskrankenhaus Hamburg-Eppendorf betreute sie gehörlose Erwachsene, die als Kinder und Jugendliche sexuell missbraucht worden waren. Die Täter sind ihrer Ansicht nach nicht nur in der „Kernfamilie“, sondern auch zu einem nicht unerheblichen Teil unter Freunden der Familien oder Betreuern zu finden (Leven 1994:55). Wegen ihrer Hörbehinderung sind Schüler/innen aus Sicht der Täter „ideale Opfer“. Verantwortlich für den Missbrauch ist oftmals ihre emotionale Abhängigkeit von Bezugspersonen und die scheinbar geringe Glaubwürdigkeit der Gehörlosen, die Täter früher veranlassten, sich in Sicherheit vor Aufdeckung zu wiegen (Dietzel 2002:73).

Bereits 1958 beklagte der Diplompsychologe Dietrich Klinghammer, der als Sachverständiger bei Sittlichkeitsdelikten tätig war, die „weitreichende Unkenntnis von Juristen, Psychiatern und Psychologen“ hinsichtlich der Glaubwürdigkeit gehörloser Personen. Oftmals gaben Täter zu, ein „taubstummes“ Kind nur deshalb als Opfer ausgewählt zu haben, da dieses später nicht gegen sie aussagen könne bzw. seinen Aussagen im Prozess keine Bedeutung beigemessen werde (Klinghammer 1958:77). Erst 1999 begann ein Umdenken im Bereich des Strafrechts, das den Gehörlosen eine mit den Hörenden gleichwertige rechtliche Stellung einräumt¹³². Von der oft Jahre anhaltenden sexuellen Gewalt gehen häufig zerstörerische Folgen für Körper und Seele der Betroffenen aus, die sich häufig von der Außenwelt abwenden und die „Isolation“ wählen. Dieser Rückzug geht meist mit Depression und Alkoholsucht einher (Leven 1994:58) und kann im schlimmsten Fall zu Suizidversuchen führen. (Dietzel 2002:86f).

¹³¹ Anja Dietzel berichtet in ihrer Dissertation „Sexuelle Gewalt gegen gehörlose Jungen und Mädchen“ (2002) über sexuellen Missbrauch und nutzt dabei die Möglichkeit der präventiven Aufklärung, um Kinder, Eltern und Schulen für dieses Problem zu sensibilisieren.

¹³² In seiner Entscheidung hat der Bundesgerichtshof 1999 festgestellt, dass im Rahmen einer strafrechtlichen Verfolgung der Täter bei sexuellem Missbrauch im Sinne von § 174 bzw. § 176 StGB „allein die Notwendigkeit, einen gehörlosen Zeugen mittels eines Gebärdensprachdolmetschers zu vernehmen, keinen Anlass für ihre Glaubwürdigkeitsprüfung gibt“ (Zinsmeier 2006:112).

3.2 Exkurs: Heilungsversuche der Taubheit von der Frühzeit bis zur Gegenwart

„Behinderung“ oder Krankheit traten seit Beginn der Menschheit auf. Im Alten Orient war die Heilkunst von der Wertschätzung der Magie geprägt, die auf das Denken aller gesellschaftlichen Schichten Einfluss ausübte (Krebernik 2012:98). Als Heilmittel gegen die Taubheit, die nach altorientalischem Verständnis zum Beispiel von einem in den Körper eingedrungenen Dämon verursacht werden konnte, wurden verschiedene Exkrementen gemischt, um damit den Betroffenen zu beräuchern. Aber auch ein hauptsächlich aus dem „Fliederbart“ eines Fliederbartwelses gewonnenes Räuchermittel wurde eingesetzt, um beispielsweise einen „Toten“-Dämon aus dem Kopf entfernen zu können (Westendorf 1999: 159f.). Von den Hethitern ist bekannt, dass sie taube Personen gewöhnlich als „Behexte“ betrachteten. Sie führten dieses Gebrechen auf eine Störung des Verhältnisses zu einer Gottheit zurück und setzten Beschwörungsformeln oder andere magische Rituale ein, um auf diese Weise ebenfalls „das Entfernen der Krankheit aus den betroffenen Körperteilen“ zu bewirken (Haas 2002:24 ff.).

In der griechisch-römischen Antike erlebten sich Eltern, unabhängig von ihrem sozialen Status in der Gesellschaft, durch die Behinderung eines Kindes als „sozial gebrandmarkt und ausgegrenzt“. So verwundert es nicht, dass Eltern und Betroffene alle Möglichkeiten ausschöpften, diesen Makel zu beseitigen. Sie wiegten sich in der Hoffnung, die Gehörlosigkeit durch Pilgerfahrten zum Asklepiostempel in Epidauros, der als „Heilungswunderstätte“ galt, oder durch das Handauflegen besonderer Heiler zum Verschwinden zu bringen. Darüber hinaus versuchte die Medizin, mit dem ihr damals zur Verfügung stehenden Wissen zu helfen. So bemühte sich der bekannteste Arzt des Altertums, Hippokrates von Kos (460 - ca. 370 v. Chr.), Taubheit durch das Einträufeln von Lösungen aus Wasser, Mandelöl, Wein und Muttermilch ins Ohr zu heilen. Die Tatsache, dass die Unterseite der Zunge mit dem Mundboden verbunden war, deutete er als Ursache für die Stummheit. Diesen „Defekt“ versuchte er durch das Trennen des Zungenbändchens („frenulum linguae“) zu beseitigen (Feige 2006:369).

Jahrhunderte später lagen noch immer keine nennenswerten neuen Einsichten über die Ursachen für die Taub- und Stummheit und ihre Behandlung vor. Der Autor Aulus Cornelius Celsus (25 v. Chr. - ca. 50 n. Chr.) machte allerdings im siebten Band („Chi-

rurgie“) seiner acht Bände umfassenden medizinischen Darstellung „De Medicina“ auf die Gefahren eines operativen Eingriffs aufmerksam¹³³:

(...) die Zunge ist bei einigen von Geburt an, mit den darunterliegenden Teilen so verwachsen, dass sie deshalb nicht einmal sprechen können. Hier muss man die Spitze der Zunge mit einer Zange, die unter ihr befindlichen Häutchen durchschneiden, jedoch mit der besonderen Vorsicht, dass die nahe gelegenen Blutgefäße nicht verletzt, und keine nachteilige Blutung in's Entstehen gebracht werde (Ritter 1840: 476).

Der syrische Arzt Archigenes, der während der Regierungszeit Kaiser Trajans (98-117 n. Chr.) in Rom lebte, soll bei der Behandlung tauber und schwerhöriger Patienten neben „medikamentösen Mitteln“ auch „starken Schall“ wie etwa Trompetenklang als Stimulans eingesetzt haben (Werner 1932:27). Galenos von Pergamon (um 130-200 n. Chr.), neben Hippokrates der wohl berühmteste griechische Arzt der antiken Welt, schlug eine Heilung in Anlehnung an dessen „Humoralpathologie“ (Vier-Säfte-Lehre)¹³⁴ vor (Eckart 2009:44ff.). Wie schon Hippokrates behandelte Galenos akute Taubheit mit einer besonderen Diät oder Tinkturen. Sie bestanden oftmals aus „Kümmel, Öl, Honig, Rosenessenz, Lauchsaft, Bittermandelöl, Frauenmilch und Zwiebeln“, die dem Patienten in die Ohren „geträufelt“ wurden. Hinzu traten Versuche, die „in den Ohren verstockten Säfte“ zu verflüssigen und abzuleiten. Dazu sollte die „Speichelsekretion“ durch ein aus unterschiedlichen Extrakten gewonnenes „Kaumittel“ angeregt und so eine Ableitung herbeigeführt werden (Werner 1932:32). Da auch oftmals „Fremdkörper“ im Gehörgang für die Taubheit verantwortlich waren, konstruierte er „Haken, Zangen und Sonden“, durch die Verstopfungen im Ohr beseitigt werden sollten. Ebenso wie Hippokrates empfahl auch Galenos, das Zungenband zu durchtrennen, um die Voraussetzung für das Sprechen zu schaffen (Feige 2006:371).

Aufbauend auf den Schriften Hippokrates‘ und Galenos‘, entwickelte der persische Chemiker und Arzt Rhazes (ca. 865-925 n. Chr.) seine 25-bändige „Gesundheits- und Krankenlehre“, die 1279 unter dem Titel „Liber Continens“ ins Lateinische übersetzt wurde (Assion 2005:24). Im 1. Kapitel des dritten Buches werden ausführlich Erschei-

¹³³ In Pompei wurden ärztliche Instrumente ausgegraben, unter denen sich auch ein „gegabelter Spatel aus Bronze“ befand, der dazu diente, die Zunge hochzuhalten, um das Zungenband besser durchtrennen zu können (Panconcelli-Calzia 1993:15).

¹³⁴ Der antiken Vier-Säfte-Lehre entsprechend, „ist ein Mensch gesund, wenn sich die vier Säfte seines Körpers – Blut, Schleim, gelbe und schwarze Galle – im Gleichgewicht befinden. Beginnt einer der Säfte sich abzusondern und zu fließen, treten Schmerzen und Krankheiten auf (Rzihacek-Bedö 2005:57).

nungsformen und Ursachen der Taubheit beschrieben. Nach seinen Erfahrungen konnte ein Unfall den Gehörgang schädigen und so zur Taubheit führen. Er schlug daher vor, diese „erworbene Taubheit“ innerhalb zweier Jahre zu behandeln, um eine chronische und damit nicht mehr heilbare Erkrankung zu vermeiden. Davon unterschied er die angeborene Gehörlosigkeit, die für ihn immer „unheilbar“ blieb (Werner 1932:35f.).

Es dauerte noch etwa bis 1000 n. Chr. bis sich die medizinische Sichtweise auf die Taub- und Stummheit allmählich zu verändern begann. Zu dieser Zeit verfasste der persisch-arabische Universalgelehrte Abu al-Husein ibn Abdallah ibn Sina (980-1037 n. Chr.) ein umfassendes Kompendium der Medizin¹³⁵, in dem er unter anderem auf die Taubheit einging (Rzihacek-Bedő 2005:72). Zur Heilung empfahl auch er die obligatorischen Diäten, Bäder, Schlafkuren und Ohrenreinigungen. Jedoch distanzierte er sich von dem üblichen Durchtrennen des Frenulums, da er wohl erkannt hatte, dass dies nicht zur Sprechfähigkeit verhelfen konnte (Feige 2006:396). Die mittelalterliche Medizin des Abendlandes, die auf der antiken Heilkunst fußte und deren Schriften in den Bibliotheken der Klöster aufbewahrt wurden, hielt an den traditionellen Methoden fest (Rzihacek-Bedő 2005:56). Noch im 17. Jahrhundert setzte man auf die bisher bekannten Mittel, um Taubheit zu kurieren (Stichnoth 1987:29). Zu ihrer Beseitigung fügten die Ärzte nunmehr die „Trommelfellperforation“ als eine weitere Methode hinzu (Stichnoth 1985:40f.). Das Durchtrennen des Zungenbändchens blieb jedoch immer noch eine verbreitete Operation. Samuel Heinicke, der im 18. Jahrhundert als Schuldirektor das Leid gehörloser Kinder erlebt hatte, klagte die oftmals sinnlosen, brutalen Methoden an:

Man zerschneidet ihnen die Zungenbänder, martert sie mit andern meistens heilsschädlichen und desperaten Mitteln, und nimmt vielleicht gar seine Zuflucht zu abergläubischen und eben deswegen ganz verderblichen Kuren. Aber dadurch werden nun diese schon Unglücklichen immer noch unglücklicher, und zuletzt müßen sie gänzlich verdorbene unbrauchbare Menschen sein und bleiben (...) ich rede aus Erfahrung; und nur selten bekomme ich einen Taubstummen zu sehen, der nicht auf diese oder jene Art gemäßhandelt worden wäre (Heinicke 1780:4f).

¹³⁵ Nachdem der Kleriker und Übersetzer arabischer Schriften, Gerhard von Cremona, dieses umfangreiche Werk in die lateinische Sprache übersetzt hatte, erlangte es unter dem Namen „Canon medicinae“ ab der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts den Rang eines anerkannten Standardwerks, das vom Mittelalter bis zum 17. Jahrhundert großen Einfluss auf die westliche Medizin ausübte. Dieser „Kanon der Medizin“ war so konzipiert, dass logische und detaillierte Erörterungen unterschiedlicher medizinischer Themen in einen „philosophisch-theoretischen Rahmen“ eingefügt waren. Daher eignete er sich für den scholastisch geprägten Unterricht an den Universitäten und machte so seinen persisch-arabischen Autor unter dem latinisierten Namen Avicenna in ganz Europa bekannt (Rzihacek-Bedő 2005:72).

Solche Torturen trafen meist ausschließlich gehörlose Kinder aus wohlhabenden Familien, wohingegen die aus ärmeren Schichten nahezu immer davon verschont blieben (Feige 2001a:22). Auch noch zu Beginn des 19. Jahrhunderts galten Aderlässe, Diäten, Einläufe und Tinkturen immer noch als geeignete Methoden, um das Gehör wiederherzustellen. Zu den gängigen Methoden wie etwa dem Durchtrennen des Zungenbandes und dem Perforieren des Trommelfells trat die neue Methode des Galvanisierens¹³⁶ als eine weitere erfolgversprechende Möglichkeit hinzu, um Kindern zum Sprechen zu verhelfen, die jedoch in den meisten Fällen erfolglos blieb¹³⁷ (Schott 1995:137f.). Es wurden immer mehr Stimmen laut, die an dem Glauben Kritik übten, dass Taubheit und Stummheit grundsätzlich verschiedene „Gebrechen“ wären (Ernsdorfer 1817:21). In den darauffolgenden Jahren wurden Untersuchungsmethoden entwickelt, die eine verbesserte Diagnose und Behandlung von Ohrenleiden ermöglichten (Boeninghaus & Lenarz 2005:1). Der Berliner HNO-Arzt Wilhelm Kramer kritisiert in seiner 1856 verfassten „Ohrenheilkunde“ die noch immer von Kollegen praktizierten und seiner Ansicht nach sinnlosen Behandlungen gehörlosen Patienten:

Einigen Kranken hat er auch die ganze Eustachische Trompete kauterisirt, ohne indess sein Verfahren dabei anzugeben; Andern hat er den Pharynx mit salpetersaurem Quecksilber geätzt; gewissen (!) Kranken endlich, denen diese örtliche Behandlung Nichts oder nicht genug geholfen, hat er Vesicatorien, Abführungen, Blutegel, Sassaпарille, Wildunger Wasser, *kermes mineralis*, Nussblätterthee, kalte oder warme Bäder u. dergl. bunt durch einander empfohlen ohne alle Indikatoren, und ohne Mittheilung der etwaigen Erfolge dieser sogenannten Heilmittel der Taubheit (Kramer 1856:74).

¹³⁶ „1780 entdeckte der italienische Naturforscher Luigi Galvani (1737-1798) das Prinzip der Kontaktelektrizität (»galvanische Elektrizität«), die bei der Berührung ungleichartiger Stoffe entsteht (...) Diese Entdeckungen avancierten binnen kurzem zur modischen »Wunderwaffe« der Medizin bei der Heilung aller möglichen Gebrechen. Auch die Taubheit bzw. Stummheit glaubte man damit ein für alle Mal heilen zu können. Diese Überzeugungen verleiteten zahlreiche Mediziner und Taubstummenlehrer dazu, praktisch an jedem Taubstummeninstitut zu »galvanisieren«. Dabei wurde das jeweilige Opfer mit einer Voltaischen Säule (je 50 aufeinandergelegte Zink- und Kupferplatten, die durch säurehaltige Kaschmirtücher voneinander getrennt sind) kurzgeschlossen. Von dieser Säule gingen zwei Silberdrähte aus. Ein Silberdraht wurde einem Gehörlosen mit einer Zange »auf die Wurzel der Zunge an der Eustachischen Trompete« gelegt; den anderen Draht schlug der Arzt in kurzen Abständen an die Messingkugel, die das Opfer in seiner salzwasserfeuchten Hand hielt“ (Feige 2001a:19/Anm.3).

¹³⁷ Über das Galvanisieren am „Königliche[n]-Taubstummeninstitut“ in Berlin berichtet 1803 dessen Begründer Ernst Adolf Eschke (1766-1811) in seinem Buch „Galvanische Versuche“. So klagen Schüler nach mehrfacher Anwendung vor allem über ein mehr oder weniger starkes Schwindelgefühl oder Kopfschmerzen (Eschke 1803:92ff.). Rückblickend konstatierte er „Ich glaube, daß die galvanische Erfindung noch zu sehr abgetrennt von Erfahrungen und Analogien der Natur, eine Luftfahrt sey, die selten zum Ziele führe. Ich erfuhr, das mehreren Personen, die sich hatten galvanisieren lassen, nicht geholfen war; sondern daß sie sich dadurch verschiedene Krankheiten zugezogen hatten“ (vgl. ebd., S. 11).

3.3 Die Pränataldiagnostik

Zu jeder Zeit und in jeder Gesellschaft bildeten sich Standards heraus, die explizit oder implizit Vorgaben für ihre Mitglieder entwickelten. So erfuhr neben der „Schönheit“ auch die „körperliche Integrität“, der jeweiligen perspektivischen Betrachtungsweise der Zeit und des sozialen Umfelds entsprechend, immer schon eine sehr positive Bewertung (Cloerkes 1985:27). Um gegen abweichende körperliche Ausprägungen anzugehen, die von den meisten Menschen mit „Leiden“ oder „Qual“ gleichgesetzt werden, stehen heutzutage mit dem biomedizinischen Fortschritt Hilfsmöglichkeiten zur Verfügung. Ein Beispiel für diese Weiterentwicklung ist die „Pränataldiagnostik“ (PND)¹³⁸, die in Deutschland zu einer anhaltenden ethischen Diskussion über den Wert des menschlichen Lebens geführt hat (Dederich 2007:157). In seiner 2011 herausgegebenen Stellungnahme verweist der Deutsche Ethikrat auch auf „wirtschaftliche Faktoren“ hin, die im Rahmen der PND-Diskussion zunehmend an Bedeutung gewinnen. So macht er darauf aufmerksam, dass bereits „Kosteneffektivitätsmodelle“ vorliegen, die betonen, dass Krankheiten mit hohen Behandlungskosten nicht von der Allgemeinheit übernommen werden sollten, wenn sich diese durch „repromedizinische Intervention“ verhindern ließen (Deutscher Ethikrat, Hg. 2011:132).

Bereits 1980 erschien eine Dissertation von Hans Heinrich von Stackelberg unter dem Titel „Probleme der Erfolgskontrolle präventivmedizinischer Programme - dargestellt am Beispiel einer Effektivitäts- und Effizienzanalyse genetischer Beratung“, die diesem gesundheitsökonomischen Aspekt Rechnung trägt. In dieser volkswirtschaftlich ausgerichteten Analyse stellt der Autor die Ergebnisse seiner zwischen 1972 und 1977 durchgeführten Studie an der Marburger „Humangenetischen Poliklinik“ (Stackelberg 1980: 291) vor. Bereits in seinen ersten beiden Sätzen führt er aus:

Die historische Entwicklung der Sozialpolitik in der Bundesrepublik Deutschland ist durch die tendenzielle Ablösung von Maßnahmen „reaktiver Art“ durch Maßnahmen aktiver, prophylaktischer Natur gekennzeichnet. Darin kommt die Überzeugung zum Ausdruck, daß es vorzuziehen ist, unerwünschte Ereignisse erst gar nicht eintreten zu lassen, als sie nachträglich zu korrigieren (Stackelberg 1980:1)

¹³⁸ Im Rahmen der vorgeburtlichen Diagnostik (PND) werden genetische Untersuchungen nach der „Nidation“ an der schwangeren Frau sowie an dem ungeborenen Kind vorgenommen (Heun 2010:104). Bereits im Jahr 1958 entwickelte der britische Mediziner Ian Donald die Grundlagen für die heute zur Verfügung stehenden pränatalen diagnostischen Möglichkeiten (vgl. Lenhard 2004:25ff.)

Im Rahmen einer „Kosten-Nutzen-Analyse“ („cost-benefit-analysis“)¹³⁹ im Bereich des Gesundheitswesens bezieht er sich vor allem auf die „Ermittlung der Ressourcenersparnis durch genetische Beratung“ (Stackelberg 1980:175):

Ohne die Beratung wäre eine Anzahl von Kindern mit schweren körperlichen, geistigen und / oder seelischen Schäden geboren worden, die Anspruch auf bestmögliche Rehabilitation ihrer Behinderung und auf alle Hilfen gehabt hätten (Stackelberg 1980:175f.).

In einer Tabelle seiner 1980 veröffentlichten Studie, in der er verschiedene Behinderungsarten auflistet, erscheinen auch zwei Personen mit „angeborene[r] Taubheit und den entsprechenden sekundären Sprachstörungen“ (Tab. 28/Blatt 16). Deren Unterbringung in einer „Sonderkindergartenstätte“ (SKT) zwischen dem 3. und dem 6. Lebensjahr schlägt jährlich mit 32.814 DM zu Buche (S. 234/Tab. 43). Der anschließende Besuch der Sonderschule von der ersten bis zur zehnten Klasse summiert sich auf 47.896 DM (S. 238/Tab. 44). Nicht mitgerechnet sind die Kosten für die Heimunterbringung in Höhe von 34.237 DM für zehn Schuljahre (S. 239/Tab. 46). Darauf folgen Zuschüsse für „Berufsausbildungs- und Berufsvorbereitungsmaßnahmen“ dieser zwei Gehörlosen, die sich auf weitere 17.624 DM belaufen (S. 246/Tab. 48).

In seinem Resümee schlägt Stackelberg vor, dass eine gezielte Informationspolitik über die Möglichkeiten der präventivmedizinischen Vorsorge für Familien der „Grundschicht“ erfolgen müsse, da diese bisher vor allem den „sozial Bessergestellten“ zugute gekommen sei, die „erfahrungsgemäß Präventivangeboten aufgeschlossener gegenüberstehen“ (Stackelberg 1980:329f.). Was die Effizienz der genetischen Beratungen betrifft, soll diese durch den Ausbau diagnostischer und beratender Angebote gesteigert werden. So könnten durch zusätzliche Investitionen „spürbare Einsparungen in den Bereichen Therapie, Rehabilitation und Pflege Behinderter“ erreicht werden (ebd., S. 339).

Artikel 1 des am 23. Mai 1949 in Kraft getretenen Grundgesetzes beginnt mit folgenden Worten: „Die Würde des Menschen ist unantastbar. Sie zu achten und zu schützen, ist Verpflichtung aller staatlicher Gewalt“. Diese Verpflichtung ist besonders

¹³⁹ „Hierunter werden Verfahren verstanden, die zum Zwecke der monetären Erfolgskontrolle sowohl Input- als auch Output-Größen in Geldeinheiten ausdrücken“ (Stackelberg, 1980:5).

für uns Deutsche eine Bringschuld, die es zu erfüllen gilt. Dagegen spricht indes die von Stackelberg formulierte Zielsetzung seiner Dissertation:

Angesichts des gegenwärtigen und auch in absehbarer Zukunft im Vergleich zu den sechziger Jahren langsameren Wirtschaftswachstums und des sich dadurch verengenden Spielraums für soziale Leistungen zeichnet sich schon heute die Tendenz ab, daß die verfügbaren Ressourcen nicht für alle notwendigen und wünschenswerten Maßnahmen zur Betreuung und Behandlung aller Behinderten ausreichen werden (...) Selbst ohne diese notwendigen Leistungsausweitungen der Rehabilitation verursacht allein schon die höhere Lebenserwartungen der Behinderten, zusammen mit dem Durchschlagen des allgemeinen Kostenanstiegs vor allem im Bereich der medizinischen Versorgung, ein Ansteigen der aufzuwendenden Beträge (...) Damit gewinnt die Forderung nach mehr Wirtschaftlichkeit des Mitteleinsatzes für die verschiedenen Programme in diesem Sektor zunehmend an Bedeutung. (Stackelberg 1980:12f.).

Der Autor betont in seiner Einleitung, seine „ökonomische Analyse“ solle nicht dahin interpretiert werden, eine „ethische Begründung“ für das Einführen oder Unterlassen von Maßnahmen im Gesundheitswesen oder sozialpolitischen Bereich zu liefern (Stackelberg 1980:13). Auch wenn man dieser Arbeit zugutehalten kann, dass sie auf sich verändernde gesellschaftliche Prozesse reagiert und einen Lösungsansatz leisten möchte, um den Erhalt unseres Wohlfahrtsstaates langfristig zu sichern, darf dabei dennoch der sozialetische Aspekt nicht gänzlich unberücksichtigt bleiben. Paare, die aus Sorge um ihr zukünftiges Kind eine Untersuchung vornehmen lassen, sehen sich zugleich mit einer „Effektivitätsanalyse“ (ebd., S. 11) konfrontiert. Es widerspricht ethischen Erwägungen, ein zukünftiges Mitglied der Gesellschaft fast ausschließlich als einen potenziellen Kostenfaktor zu bewerten. Daher muss von Staffels Aussage wohl eher als ein Versuch der Exkulpation gewertet werden. Die Tatsache, dass von Stackelberg für diese Forschungsarbeit 1981 den deutschen „Bundesökonomiepreis“ erhielt, mag aus volkswirtschaftlicher Perspektive seine Berechtigung haben. Auf der Grundlage einer humanen Betrachtungsweise ist sie für mich dennoch nicht wirklich nachvollziehbar, denn die Aufgabe des Staates ist es, jede Form menschlichen Lebens bereits in einer frühen Entwicklungsphase zu schützen (Deutscher Ethikrat, Hg. 2011:120).

Der technische Fortschritt im medizinischen Bereich hat inzwischen dazu beigetragen, auch bei hereditärer Gehörlosigkeit Hilfe anzubieten, die eine PND weitgehend

überflüssig macht. Heute besteht die Möglichkeit, mittels einer Innenohrprothese, dem „Cochlea Implantat“, Hörfähigkeit zu erlangen (Müller & Zaracko 2010: 244).

3.4 Das Cochlea Implantat

Bei vorhandenem intakten Hörnerv ersetzt das „Cochlea Implantat“ die geschädigten Sinneszellen der Hörschnecke (Cochlea) im Innenohr. Dies funktioniert folgendermaßen: Der oder die Betroffene trägt einen Sprachprozessor hinter dem Ohr, der mit einem kleinen Mikrofon ausgestattet ist. Dieses fängt die Schallwellen auf und führt sie zum Prozessor. Die empfangenen akustischen Wellen werden mit Hilfe eines „analog-digitalen Wandlers“ in digital kodierte Signale umgewandelt und über ein Kabel zur scheibenförmigen Sendespule geleitet, die mit einem Magnet oberhalb des Ohrs an der Kopfhaut angebracht ist. Sie sendet elektrische Impulse an die unterhalb der Kopfhaut implantierte Empfängerspule, die diese ihrerseits an die in der Cochlea eingesetzten Elektrodenträger übermittelt und dort verschiedene Abschnitte des noch intakten Hörnervs stimuliert. Der daraus entstehende Code wird an das Hörzentrum im Gehirn weitergegeben, wo sie als akustische Signale „entschlüsselt“ werden, wodurch es möglich ist, Töne und Sprache wahrzunehmen (vgl. Otto & Streicher 2011: 20f).

Die Entwicklung dieses neuroelektronischen Implantats trug dazu bei, die Hör- und Sprechfähigkeit der Gehörlosen grundlegend zu verbessern (Hennen et al. 2008:117). 1957 war es dem HNO-Arzt Charles Eyriès zusammen mit dem Physiker André Djourno in Paris erstmals gelungen, einem Patienten, dessen Hörsinn ausgefallen war, mit Hilfe einer „elektrischen Stimulation des Hörnervs auditive Eindrücke zu vermitteln“. Diese technische Methode gilt als „Vorläufer“ des Cochlea Implantats (CI), das der australische HNO-Chirurg Graeme Clark in den frühen 1980er Jahren entwickelte und ab 1984 weltweit erprobte (Leitzbach 2009:17). Zunächst wurde es postlingual ertaubten erwachsenen Personen eingesetzt, die noch ein „akustisches Erinnerungsvermögen“ besaßen. Durch die guten Erfolge bestärkt, begannen deutsche Ärzte 1988 damit, gehörlosen Kleinkindern das CI einzusetzen (Leonhardt 2008:63f.).

Ab 1. Januar 2009 wurde das „Hörscreening“¹⁴⁰ bei Neugeborenen als eine neue Methode zur Früherkennung von Hörschäden in den ersten drei Lebensmonaten flächendeckend in der BRD eingeführt, um zeitnah je nach Hörschädigung eine geeignete Therapieform einleiten zu können (Müller 2009:13). Das Neugeborenen-Hörscreening stößt seitdem vor allem bei hörenden Eltern auf starkes Interesse. Sie möchten so früh wie möglich über den Hörstatus ihres Kindes informiert werden, um bei auftretenden Problemen schnell und angemessen reagieren zu können. (ebd., S. 17).

3.4.1 Das Cochlea Implantat und hörende Eltern

In Deutschland leben Schätzungen zufolge etwa 90 Prozent der gehörlosen Kinder in hörenden Familien¹⁴¹ (Menzel 2009:153). Hier steht ein Raum zur Verfügung, in dem Wissen, Werte oder Glaubensvorstellungen mit Hilfe der Sprache weitergereicht werden können (Knapp 2002:63). In der Entscheidung der hörenden Eltern für ein Cochlea Implantat drückt sich der Wunsch aus, ihrem Kind zu helfen, das mangelhafte Gehör auszugleichen, um ihm möglichst gute Startmöglichkeiten im Leben zu sichern, wie der Sozialpädagoge und Leiter eines Jugendwohnheimes Karl Harms¹⁴² in einem Interview ausführt:

Ich habe im Laufe der Jahre einige Eltern kennengelernt, auch gehörlose, die sich für ein Cochlea Implantat aussprachen. Allgemein ist es so, dass sich heutzutage eine große Zahl von Eltern für ein C I ausspricht. Für diese Eltern ist das primäre Ziel, das Erlernen der Lautsprache, um dem Kind dadurch eine gute Bildung zu ermöglichen, die wiederum zu besseren Aufstiegschancen in der hörenden Welt führen soll.

Eine immer größer werdende Anzahl von Gehörlosen in Deutschland, die dem Cochlea Implantat aufgeschlossen gegenübersteht und ausschließlich lautsprachlich kommuniziert, tritt dem Förderverein LKHD („Lautsprachlich Kommunizierende Hörgeschädigte Deutschland“) bei. Ihre Mitglieder setzen sich bewusst von der gehörlosen Welt

¹⁴⁰ Dabei handelt es sich um ein systematisches Verfahren, das mit Hilfe diagnostischer Methoden den Hörstatus eines Säuglings feststellt (Giebel 2009:44f.).

¹⁴¹ Manche Autoren gehen davon aus, dass gegenwärtig sogar etwa 95 Prozent der gehörlosen Kinder in einer lautsprachlichen Umgebung aufwachsen (Mann & Haug 2010:176).

¹⁴² Angaben zur Person finden sich im Anhang.

ab und bejahen die Normen der hörenden Mehrheitsgesellschaft (Vonier 2008:21). Der Soziologe Henri Tajfel (1919-1982), der sich vorzugsweise mit der Entstehung sozialer Identitäten beschäftigte, liefert für dieses Verhalten eine Erklärung. Entsprechend seiner These von der „sozialen Mobilität“, streben LKHD-Mitglieder mit der Einbindung in die hörende Gruppe gleichzeitig eine positive Veränderung ihrer sozialen Situation an (Tajfel 1982:91). Im Jahr 2000 gründeten Hörgeschädigte in Deutschland nach schweizer Vorbild den LKHD-Verein, der hörende Eltern dabei unterstützen soll, ihre gehörlosen Kinder beruflich und sozial in die hörende Gesellschaft zu integrieren. Dazu befürworten Eltern die Verwendung eines Cochlea Implantats für ihr Kind bereits zu einem frühen Zeitpunkt und treten ebenso für den Erwerb der Lautsprache ein, um auf diese Weise den Hörverlust so weit wie möglich zu kompensieren. Dadurch soll dem Kind die Möglichkeit geboten werden, die Normen und Werte der hörenden Gesellschaft aufzunehmen, um zu dort zu einem akzeptierten Mitglied zu werden (Pietsch 2000: 15ff.). Eine entscheidende Voraussetzung für eine erfolgreiche Nutzung der Hörprothese ist die Mitarbeit und Unterstützung von Seiten der Eltern (Dimpflmeier 2009: 237). Damit einhergehend, ist die „Qualität und Quantität“ des lautsprachlichen Inputs individuell abhängig vom jeweiligen „familiären Umfeld“ (Mann & Haug 2010:176).

Die CI-Trägerin Barbara ist davon überzeugt, dass ihre hörenden Eltern mit der Entscheidung, ihre Tochter mit zwei Cochlea Implantaten auszustatten, die richtige Wahl getroffen haben. Sie hat zwar Verständnis für gehörlose Eltern, die ihrem Kind kein CI implantieren lassen, denn damit verbleiben die gehörlosen Kinder ausschließlich in deren Welt, die zugleich auch die ihre ist. Zudem sehen diese Kinder die Gebärdensprache als ihre Muttersprache an. Hörende Kinder leben jedoch in einer anderen Welt, und die Sprache der hörenden Eltern ist die Lautsprache. Barbara kann hörende Eltern nur schwer verstehen, die ihren gehörlosen Kindern das CI vorenthalten, denn in ihren Augen wird diesen Kindern damit der Weg in eine bessere Zukunft verbaut und sie werden so gezwungen in einer Welt zu leben, die sie von der ihrer hörenden Eltern trennt. Sie ist davon überzeugt, dass sich die bei einer Cochlea-Implantation eingesetzten Operationstechniken in den letzten Jahren deutlich verbessert haben¹⁴³, sodass trotz immer noch bestehender Risiken eine Operation gewagt werden kann.

¹⁴³ Barbara erlaubte 1999 im Alter von zwölf Jahren und erhielt daraufhin zwei Cochlea Implantate. Nach einer Gehirnhautentzündung wurde ein Implantat entfernt und später erneuert.

Dass durch die Ausstattung mit einem Cochlea Implantat deren Träger/innen in eine emotionale Lage geraten können, in der sie sich weder der hörenden Welt noch der Gehörlosenwelt zugehörig fühlen verdeutlicht das nachfolgende Beispiel: 2004 erzählte eine 32-jährige gehörlose Frau, die in eine hörende Familie geboren wurde, in einem Interview der Wochenzeitschrift „Die Zeit“ von ihren Erfahrungen. Nach einem langen, beschwerlichen Weg hat sie heute einen Hörstatus erreicht, der es ihr ermöglicht, mit Hilfe zweier Cochlea Implantate, die ihr in den Jahren 2000 und 2003 eingesetzt worden sind, Musik zu hören oder zu telefonieren. Ihr Resümee lautet:

Heute frage ich mich manchmal, wohin ich gehöre. Zu den Hörenden gehöre ich nicht, denn ich bin gehörlos. Zu den Tauben gehöre ich auch nicht, denn sie teilen meine Erfahrungen nicht. Für die meisten von ihnen ist ihre Muttersprache die Gebärdensprache. Meine Muttersprache ist die Lautsprache (Rückert 2004:4)

Die Erfolgsaussichten der Hör- und Sprachentwicklung eines CI-Trägers hängen weitgehend von den genutzten professionell angebotenen Hör- und Sprachtherapien ab. Der entscheidende Einfluss geht dabei aber vor allem vom persönlichen Umfeld aus, in dem sich das Kind bewegt (Martin & Lürßen 2004:291). Bisherige Untersuchungen haben ergeben, dass trotz eines Cochlea Implantats die Sprachentwicklung bei hörgeschädigten Kindern zunächst üblicherweise langsamer verläuft als bei normal hörenden Gleichaltrigen (Müller 2009:27). Nach einer Cochlea-Implantation gehen aber dennoch viele hörende Eltern davon aus, dass ihr Kind dieselbe Sprachkompetenz aufweist wie gleichaltrige hörende Kinder. Wenn sich diese Erwartung allerdings als unrealistisch herausstellt, sind diese Eltern oft sehr enttäuscht. Häufig wecken Mediziner übertriebene Erwartungen über die Erfolgsaussichten der Operation. Sie versäumen es auch mitunter, rechtzeitig auf mögliche Schwierigkeiten aufmerksam zu machen, die bei der Benutzung des Cochlea Implantats auftreten können (Mann & Haug 2010:177).

Ob ein CI in absehbarer Zeit erfolgreich zum Erwerb der Lautsprache verhilft, hängt auch von den individuellen Fähigkeiten des Kindes ab (Müller 2009:355). Überträgt man den klassischen Marginalitätsansatz des amerikanischen Soziologen Everett Stonequist (1901-1979) auf einen gehörlosen Jugendlichen, der zwar mit einem CI ausgestattet wurde, später aber noch nicht ausreichend hören und sprechen gelernt hat, so

muss dieser Jugendliche eine Position als „Randpersönlichkeit“ („marginal man“) hinnehmen. Einerseits verhindern seine Defizite den gewünschten Beitritt zur hörenden Mehrheit, andererseits lehnt er die Zugehörigkeit zur Gehörlosengruppe ab. In dieser Übergangsphase ohne klare Gruppenzugehörigkeit fühlt sich der Gehörlose allein gelassen, denn die Majoritätsgruppe der Hörenden verweigert ihm die Aufnahme und verweist ihn in die unterlegene Randgruppe der Gehörlosen („inferiority“). Dieser für den gehörlosen Jugendlichen ambivalente Status kann zu psychischen Verhaltensauffälligkeiten führen (vgl. Stonequist 1961: 148f.).

3.4.1.1 Identitätsfindung gehörloser Jugendlicher hörender Eltern

Ist es für ein hörendes Kind oftmals schwierig als Jugendlicher seine Identität zu finden, so läuft dieser Prozess bei einem gehörloses Kind ungleich mühsamer ab. Ein Beispiel für Identitätsprobleme, die bei CI-implantierten Kindern auftreten können, liefert Fritz Geisberger, Direktor des Instituts für Hörgeschädigte in Straubing¹⁴⁴:

Die CI-Kinder hörender Eltern wachsen mit der Lautsprache auf. Das CI wird gleichgesetzt mit der Lautsprache, die ihrerseits unabdingbarer Bestandteil der hörenden Welt ist. Vor einiger Zeit bot eine Kollegin einen kostenlosen Gebärdensprachkurs für alle interessierten Schüler an. Unter den ohnehin wenigen Schülern, die dafür Interesse zeigten, war kein einziges CI-Kind. In ihrer Selbstwahrnehmung sehen sich die CI-Kinder nicht als taub, da das CI ihnen das Hören ermöglicht. Aber wenn die Technik versagt, wird ihnen dann auf schmerzliche Weise bewusst, dass sie ohne Hilfsmittel taub sind und es ihr Leben lang bleiben werden. Dazu ein Beispiel: An der Klassenfahrt ins Skilager nach Südtirol nahm auch ein Junge mit CI teil. Während des Aufenthalts funktionierte das CI aufgrund eines Kabelbruchs am Prozessor nicht mehr, was öfters einmal vorkommen kann. Dieser Junge konnte nicht gebärden und auch nicht von den Lippen ablesen. In den darauffolgenden Tagen, bis der Schaden behoben werden konnte, war dieser Junge deshalb komplett abgeschnitten von seinem bisherigen Umfeld, und man konnte beobachten, wie er immer depressiver wurde. Kaum war der Schaden behoben und das CI funktionierte wieder, war eine reibungslose Kommunikation mit seinen Freunden möglich, und der Junge blühte wieder auf.

¹⁴⁴ Angaben zur Person finden sich im Anhang.

Bereits 1995 machte Ulrike Gotthardt, leitende Ärztin an der Westfälischen Klinik für Psychiatrie und Neurologie in Lengerich, auf die mit der Benutzung eines Cochlea Implantat verbundenen Erwartungshaltung aufmerksam. Die gehörlose Fachärztin wies darauf hin, dass psychische Erkrankungen von CI-implantierten Jugendlichen in „erschreckendem Maße“ zugenommen hätten. Gehörlose könnten ihrer Ansicht nach in der frühen Entwicklungsphase nur im Kontakt mit anderen Gehörlosen „innere Stabilität“ entwickeln. Wenn hörende Eltern ihre in der hörenden Welt gemachten Erfahrungen ohne Berücksichtigung der „Wünsche und Bedürfnisse“ ihrer gehörlosen Kinder auf deren Leben übertragen, so führt dies immer wieder zu psychischen Belastungen. Solche Gehörlose sind nicht in der Lage, in der pubertären Phase eine „eindeutige und sichere Ich-Identität“ aufzubauen. Diese Unsicherheit wird noch dadurch verstärkt, dass Kinder in vielen Fällen überbehütet aufwachsen, und ihr Verhalten in hohem Maße reglementiert wird. Die für gehörlose Kinder oftmals unlösbare Situation führt unweigerlich zu Enttäuschungen und in letzter Konsequenz zum „psychischen Zusammenbruch“¹⁴⁵ (Gotthardt 1995:311f.). Hörende Eltern, die sich dafür entschieden haben, ihren gehörlosen Kindern kein Cochlea Implantat einsetzen zu lassen, müssen sich allerdings oftmals von Seiten ihres hörenden Umfelds den Vorwurf gefallen lassen, ihnen den Zugang zu einem erfüllten Leben verwehrt zu haben.

3.4.2 Das Cochlea Implantat und gehörlose Eltern

Die Zahl der gehörlosen Kinder, die als Erstsprache die Gebärdensprache erlernen, wird gegenwärtig auf lediglich etwa fünf Prozent geschätzt (Mann & Haug 2010:181). Vereinzelt statteten bereits in den Neunziger Jahren gehörlose Eltern ihre Kinder mit einem Cochlea Implantat aus (Vonier 2008:79). In den letzten zehn Jahren ist allerdings

¹⁴⁵ Gotthardt greift wohl bei ihrer Schilderung gehörloser Jugendlicher und ihrer Identitätsprobleme auf den Ansatz des amerikanischen Psychologen Erik H. Erikson (1902-1994) zurück. Das Aneignen einer „Ich-Identität“ erfolgt nach Erikson durch Beziehungen zwischen der Entwicklung der Persönlichkeit des Kindes einerseits und den Erwartungen der sozialen Umgebung andererseits (Erikson 1973:18). So erlebten Kinder von Minoritäten in den USA wie etwa von Indianern, Mexikanern oder bestimmten europäischen Einwanderergruppen zunächst eine glückliche frühe Kindheit. Später gerieten sie jedoch in eine Krise, da die Eltern damit begannen, ihr Kind mit dem Ziel zu erziehen, sich dem „allgegenwärtigen angelsächsischen Ideal“ anzunähern. Dadurch entstanden in dieser Entwicklungsphase „schroffe Brüche“. Hinzu kam das oftmals überfürsorgliche Verhalten der Mutter, das die Ausbildung einer „unabhängigeren Persönlichkeit“ verhinderte (ebd., S. 108f.). Diese Beobachtungen Eriksons, die von Identitätsproblemen bei Kindern aus Minderheitsgruppen berichten, können somit auch als Modell zum Verständnis gehörloser Kinder und Jugendlicher in einer mehrheitlich hörenden Umwelt herangezogen werden.

eine spürbare Steigerung der Anzahl gehörloser Kinder festzustellen, die mit einem CI versorgt werden (Mann & Haug 2010:177). Die sprachlichen Verzögerungen beim Spracherwerb eines hörgeschädigten Kindes sind auch auf die unzureichende sprachliche Förderung von Seiten der gehörlosen Eltern zurückzuführen (Dittmann 2010:105). In der Regel können diese wegen ihrer fehlenden bzw. stark reduzierten Hörfähigkeit bei der lautsprachlichen Sprachentwicklung nicht wirklich helfen (Leonhardt 2008:70). Daher richtet sich die Aufmerksamkeit meist auf die hörenden Großeltern. Diese üben häufig starken Einfluss auf ihre inzwischen erwachsenen gehörlosen Kinder aus und befürworten eine Ausstattung mit dem CI für ihr Enkelkind (Vonier 2008:79). Sehr viele gehörlose Eltern fühlen sich vor allem von Medizinern unter Druck gesetzt, sich für eine Cochlea-Implantation zu entscheiden (Leonhardt 2009b:68). Da der Erwerb der Lautsprache gewöhnlich zwischen dem 16. und 30. Lebensmonat erfolgt (Müller 2009: 21), soll das gehörlose Kind möglichst früh implantiert werden. Über seine Erfahrungen berichtet Fritz Geisberger:

Frage: Können Sie gehörlose Eltern verstehen, die sich bewusst gegen ein CI entscheiden, vor allem weil ihr Kind in der Gehörlosengemeinschaft mit der Gebärdensprache aufwachsen soll?

F.G.: Verstehen Sie mich bitte nicht falsch. Ich bin kein Vertreter der Ärztelobby, aber ich werde jeden Tag mit den Nöten von Eltern konfrontiert. Die überwiegende Mehrheit der gehörlosen Kinder hat nun einmal hörende Eltern, und die möchten ihrem Kind verständlicherweise die bestmöglichen Chancen in der hörenden Welt bieten. Ich glaube, die Zahlen sprechen für sich. Wie ich bereits erwähnt habe, gibt es zurzeit kein einziges gehörloses Kind in der Frühförderung. Auch an unserer Schule geht die Anzahl gehörloser Schüler rapide zurück. Bis in die Achtziger Jahre gab es in jeder Jahrgangsstufe von der ersten bis zur zehnten Klasse gehörlose Kinder. Jedes Jahr verließen in der Regel zehn Gehörlose die Gehörlosenschule. Heute werden insgesamt nur noch 24 gehörlose Schüler jahrgangsübergreifend in vier Klassen unterrichtet. In der Universitätsklinik Regensburg etwa werden heutzutage so gut wie alle gehörlosen Kinder mit dem CI versorgt. Selbst gehörlose Eltern wünschen sich vermehrt eine CI-Versorgung für ihr Kind. Was die Risiken der Implantation betrifft, so muss man natürlich festhalten, dass bei jeder Operation Komplikationen auftreten können. Der Eingriff ist jedoch nicht mehr so schwerwiegend wie früher. Auch die Risiken haben sich minimiert.

Frage: Wird nicht von Seiten der hörenden Welt Druck auf die Eltern ausgeübt, sich für ein Implantat zu entscheiden?

F.G.: Ja, ein gewisser Druck ist natürlich da. Fakt ist aber, dass Taubheit medizinisch betrachtet eine physische Beeinträchtigung darstellt, und die Eltern möchten diese so weit wie möglich mit dem CI auszugleichen.

Die wenigen gehörlosen Kinder, die heute mit der Gebärdensprache aufwachsen, treffen meist auf Lehrer/innen, die „mehr oder weniger gut gebärden können“. Dadurch wird ihnen der Zugang zu Information und Wissen häufig erschwert (Menzel et al. 2009: 152). Gefragt nach der Zahl gehörloser Lehrer, die an seiner Schule unterrichten, antwortet der Schuldirektor:

F.G.: An unserer Schule gibt es keine gehörlosen Lehrer.

Frage: Wird dann auch keine DGS (Deutsche Gebärdensprache) verwendet?

F.G.: Falls überhaupt noch gebärdet wird, dann LBG (Lautsprachbegleitende Gebärdensprache). Als eine spezielle Form der deutschen Sprache erleichtert sie den Kindern das grammatikalische Rüstzeug für die Schriftsprache zu erwerben.

Frage: Gibt es hinsichtlich der Reaktion auf die Gehörlosigkeit eines Kindes Unterschiede zwischen hörenden und gehörlosen Eltern?

F.G.: Bis vor kurzem war es noch so, dass gehörlose Eltern im Allgemeinen relativ entspannt mit der Gehörlosigkeit ihrer Kinder umgingen, verglichen mit hörenden Eltern. Sie leben in ihrer kleinen Gemeinschaft und bedingt durch die Gehörlosigkeit, besitzen sie eine gemeinsame Identität und betrachten ihre gehörlosen Kinder in der Regel nicht als krank oder behindert. Dennoch ist die Tendenz zu sagen „Nein – Kein CI für mein Kind“ bei den Gehörlosen zunehmend rückläufig. Immer mehr Gehörlose entscheiden sich dafür, ihrem Kind ein CI implantieren zu lassen. Da das Kind auch gelernt hat zu gebärden, bleibt die problemlose Kommunikation zwischen Kind und Eltern erhalten und wenn es mit dem CI nicht klappt, dann bleibt ja immer noch die

Gebärdensprache. Es ist gegenwärtig vermehrt zu beobachten, dass auch gehörlose Eltern enttäuscht und traurig darüber sind, ein gehörloses Kind zu haben, und reagieren damit genauso wie der überwiegende Teil der hörenden Eltern.

Die zunehmende Tatsache, dass häufig nicht mehr in Deutscher Gebärdensprache (DGS) unterrichtet wird und gehörlose Schüler aus hörenden Familien kaum Interesse am Gebärden zeigen, verdeutlicht die schwierige Situation, in der sich gehörlose Eltern derzeit befinden. Wie ich während meiner Feldforschung erfahren habe, herrscht augenblicklich bei jungen gehörlosen Eltern eine starke Verunsicherung. Sie fühlen sich innerhalb ihrer gehörlosen Familie und unter ihren gehörlosen Freunden und Bekannten wohl und sind mit ihrem Leben zufrieden. Aber sie erleben immer mehr wie andere gehörlose Eltern ihrem Kind ein CI einsetzen lassen, und empfinden dies immer mehr als ein Muss, sich auch für ein solches zu entscheiden. Sandra, die aus einer gehörlosen Familie stammt, nimmt dazu Stellung:

Frage: Warum trägst Du kein CI?

Sandra: Ich würde mir nie ein CI einsetzen lassen. Ich bin auch ohne CI glücklich. Wenn es Probleme mit Hörenden gibt, schreibe ich das, was ich sagen möchte, auf einen Zettel. Das klappt eigentlich immer gut. Für mich ist die Gebärdensprache meine „Muttersprache“, denn ich bin in einer gehörlosen Familie aufgewachsen. Ich finde es gut, gehörlos zu sein, es ist Teil meiner Identität, und deshalb würde ich meinem Kind niemals ein CI einsetzen lassen.

Frage: Kannst du verstehen, wenn hörende, aber auch gehörlose Eltern ihrem Kind ein CI einsetzen lassen?

Sandra: Ja, ich kenne auch Gehörlose, die ihr Kind mit dem CI versorgen lassen. Aber egal, ob hörende Eltern oder gehörlose Eltern, ich persönlich kann das überhaupt nicht verstehen. Die kleinen Babys bekommen bereits dieses CI. Es ist eine schwere Operation und auch risikoreich. Der Druck von Seiten der Ärzte auf die Eltern ist schon enorm. Wenn die Kinder volljährig sind, sollen sie selbst entscheiden können, denn es ist ja ihr Leben.

3.4.2.1 Diglossives Verhältnis: Gebärdensprache versus Lautsprache

Sprache zählt zu den Erscheinungsformen, die das „Selbstverständnis“ einer Gemeinschaft prägen (Brenzinger 1998:49). Über die Sprache gewinnt der Einzelne ein Gefühl der Zugehörigkeit zu seiner Gruppe und grenzt sich so von anderen Gruppen ab (Tomasello 2009:334). Jede Sprache nimmt im Vergleich zu anderen einen bestimmten Status ein, der auch von der Zahl ihrer Sprecher abhängt. Deutsch in Deutschland besitzt deshalb mehr Prestige als die Sprachen der Zuwanderer wie etwa Türkisch oder Arabisch (Vorköper 2010:71). Das Ansehen von Sprachen innerhalb einer Gesellschaft entspricht der Rangfolge, die das Macht- und Statusverhältnis innerhalb der verschiedenen Sprachgruppen repräsentieren (Elias 2001:99). Deren jeweiliges „Image“ bestimmt ihre gesellschaftliche Akzeptanz und das Beherrschen einer Sprache mit hohem Prestige verhilft zu beruflichem und sozialem Erfolg (Winter-Heider 2009:190).

Auch wenn Kinder bilingual erzogen werden und damit die Fähigkeit erwerben, sich in zwei Sprachen ausdrücken zu können, setzt sich jedoch meist die dominantere durch (Suter Tufekovic 2008:67). Diese Feststellung kann auf die Beobachtungen des amerikanischen Soziolinguisten Charles A. Ferguson (1921-1998) zurückgeführt werden, der das Phänomen der „Diglossie“¹⁴⁶ ausführlich beschrieb. Dabei weist er auf die Tatsache hin, dass innerhalb eines Landes eine Sprache in zwei Varietäten auftreten kann, nämlich in Form einer hohen Varietät („High Variety“) und als niedere Varietät („Low Variety“). Ferguson veranschaulicht die besondere Form der Zweisprachigkeit von Standardsprache und „Dialekt“ unter anderem am Beispiel des mit hohem Prestige ausgestatteten Französischen und der haitianischen Kreolsprache. Diese Sprache niedriger Varietät benutzen die Bewohner Haitis als Muttersprache ohne schriftliche grammatikalische Struktur und als informelle Umgangssprache im Alltag. Dem steht das Französische als Hochsprache mit hoher Varietät gegenüber, das im Rahmen einer Schulausbildung grammatikalisch richtig und anhand der Beschäftigung mit Literatur gelehrt wird. Die wenigen Gebildeten verwenden sie als Amtssprache oder beispiels-

¹⁴⁶ Das Problem der Diglossie wie sie Ferguson schildert, wurde zuvor Ende des 19. Jahrhunderts im Rahmen eines „Sprachstreits“ („glossiko Zitima“) innerhalb der griechischen Gesellschaft sehr kontrovers diskutiert. Der Philosoph Ioannis Psycharis, der zur Gruppe der „Demotizisten“ zählte, trat für eine allgemeine „Volkssprache“ ein. Die Befürworter der Hochsprache, die „Katharevousianer“ hingegen, sahen darin die einzige Möglichkeit „den Fortbestand der Überlegenheit griechischer Kultur“ zu gewährleisten und sich so den vorwiegend „westeuropäischen Einflüssen“ zu entziehen. (Zelepos 2002:131).

weise im Bereich der Politik (Ferguson 1959:229ff.). Dieses ungleiche Verhältnis kann sich allerdings ändern, wenn zum Beispiel ein Sprecher des “Low-Variety“-Dialekts aus wirtschaftlichen Erwägungen heraus die “High-Variety“-Sprache erlernt. Damit strebt er eine bessere Bildung und eine engere Bindung an die ökonomisch stärkere Gruppe der “High-Variety“-Sprachbenutzer an (ebd., S. 338). Joshua Fishman dehnte 1967 Fergusons Konzeption auf zwei sich eigenständig gegenüberstehende Sprachen aus und führte verschiedene Formen der Diglossie und des Bilingualismus ein (Fishman 1967:30ff.).

Seit 2002 ist die „Deutsche Gebärdensprache“ (DGS) als „eigenständige Sprache“ im Sinne des § 6 Abs. 1 BGG¹⁴⁷ anerkannt. Aus dieser Eigenständigkeit leiten Gehörlose, besonders jene mit hereditärer Gehörlosigkeit, den Anspruch ab, die Gebärdensprache als autochthone Minderheitensprache zu betrachten. Die DGS ist jedoch bis heute nicht als eine in Deutschland verwendete offizielle Amtssprache anerkannt. Innerhalb der hörenden Bevölkerung wird sie immer noch weitgehend als eine „Plauderei“ unter Gehörlosen angesehen (Bergmann 2007:59). Dies lässt die Folgerung zu, dass die öffentliche Meinung der Deutschen Gebärdensprache im Vergleich zur deutschen Lautsprache einen niedrigeren Status zuweist. Der Auffassung Fergusons entsprechend, verfügt die Deutsche Lautsprache als offizielle Amtssprache über eine hohe Varietät (“High Variety“), wohingegen der DGS eine niedere sprachliche Varietät (“Low Variety“) zukommt. Deren Benutzer, zu denen in der Regel gehörlose Eltern gehören, sind bestrebt, für ihre gehörlosen Kinder einen möglichst hohen sozialen Status zu erreichen. Daher tendieren sie gegenwärtig vermehrt dazu, ihre Kinder mit einem Cochlea Implantat auszustatten, um ihnen auf diese Weise ein besseres Erlernen der deutschen Lautsprache zu ermöglichen. Dadurch gewinnen diese Kinder weitere Bildungs- und Berufsmöglichkeiten und damit einhergehend verbesserte Aussichten, ökonomisch erfolgreich sein. Dieser von gehörlosen Eltern angestrebte Weg kann zu Prestige und Anerkennung in der mehrheitlich lautsprachlich orientierten “High Variety“-Gesellschaft führen. Er birgt indes die Gefahr, dass ein gehörloses Kind, das zum CI-Träger wird, sich dieser Gruppe oder der hörenden Mehrheit anschließt und so für die Gehörlosengemeinschaft verloren geht.

¹⁴⁷ Gesetz zur Gleichstellung behinderter Menschen (Behindertengleichstellungsgesetz): BGG.

3.5 Berufliche Erfahrungen der älteren und mittleren Gehörlosengeneration

Zur Gruppe, deren Berufswahl fast ausschließlich von ihrem Hörstatus beeinflusst worden ist, zählen in der BRD die heute über 70-Jährigen. Um akademische Berufe ergreifen zu können, standen an deutschen Hochschulen bis in den 1980er Jahren so gut wie keine Dolmetscher für Gehörlose bereit, um ein Studium zu unterstützen. Dies gilt in besonderem Maße für jene mit „angeborener Taubheit“. Zudem bestand zu dieser Zeit keine Möglichkeit, an Gehörlosenschulen die „Hochschulreife“ zu erwerben (Herbst 1981:243). Nach meiner stichprobenartigen schriftlichen Befragung unter den heute 70- bis 80-jährigen Gehörlosen verfügt die überwiegende Mehrheit über einen Volksschulabschluss. Dem kaufmännischen Bereich wendeten sich nur wenige zu. Die meisten erlernten handwerkliche Berufe wie etwa Schneider, Gärtner, Drucker oder Polsterer. Diese älteren Gehörlosen brachten sich im Rahmen des wirtschaftlichen Aufschwungs nach dem Krieg aktiv ein. Dabei arbeiteten sie oftmals in kleineren Gruppen für Handwerksbetriebe wie etwa Polstereien. Die überwiegende Anzahl dieser Gehörlosen besaß noch nicht die Möglichkeit, die ihren Neigungen und Fähigkeiten entsprechenden Berufe zu wählen. Dennoch hatte ich den Eindruck, dass sie relativ zufrieden mit ihrer Arbeit gewesen waren. Der Grund hierfür mag darin liegen, dass zu ihrer Zeit das Bildungsniveau allgemein niedriger war und handwerkliche Berufe auch von Hörenden gerne gewählt wurden.

Der nachfolgenden Gehörlosengeneration boten sich bereits bessere schulische und berufliche Perspektiven. So besitzen die von mir befragten 40-50-jährigen gehörlosen Frauen auch mittlere Schulabschlüsse. Sie beendeten die Realschule und konnten auf der Grundlage einer kaufmännischen Lehre Berufe wie zum Beispiel den einer Bürokauffrau ergreifen. Eine gehörlose Frau absolvierte eine Ausbildung im medizinischen Bereich und ist heute als Masseurin in einer städtischen Klinik tätig. Im Gegensatz zu früher sind sie häufig die einzigen Gehörlosen am Arbeitsplatz.

Auch lernte ich gehörlose Männer kennen, die über einen mittleren Schulabschluss verfügen und keine handwerklichen Tätigkeiten mehr ausüben, sondern häufig als Sachbearbeiter tätig sind. Gleichwohl beklagten sich mitunter gehörlose Männer und Frauen mittleren Alters, vor allem aus Akademikerfamilien, die bis heute darunter leiden, früher nicht die Perspektive auf einen höheren Schulabschluss erhalten zu haben und deshalb nicht studieren und so keinen entsprechenden Beruf ausüben durften.

Die Erleichterung der Kommunikation zwischen Hörenden und Gehörlosen durch das Internet eröffnete gehörlosen Menschen aber neue Berufsfelder wie etwa das des Web-Designers, für den sie sich wegen ihrer häufig ausgeprägten „visuellen“ Fähigkeiten besonders eignen (Kramer 2007:23). Nach einer 2007 veröffentlichten Studie über die berufliche Situation Gehörloser in Deutschland scheuen sich dennoch nicht selten Arbeitgeber, gehörlose Mitarbeiter/innen einzustellen. Da Vorgesetzte und Kollegen gewöhnlich nicht gebärdensprachkompetent sind, befürchten sie bei der Einstellung einer gehörlosen Person gewöhnlich Störungen des Informationsflusses (Kramer: 2007:22). Die bisherige positive Entwicklung für Gehörlose im beruflichen Bereich stößt indes an eine Grenze, die sich zukünftig auf ihr berufliches Weiterkommen auswirken kann. Die im EDV-Bereich tätigen Personen verwenden grundsätzlich Englisch als Fachsprache auf einem Niveau, über das nur relativ wenig Gehörlose verfügen. Außerdem fordert die moderne Arbeitswelt, in der Wissen und Information ständig zunehmen, eine kontinuierliche Form von Weiterbildung. Die gehörlosen Arbeitnehmer können diese Möglichkeit erfahrungsgemäß nur begrenzt ausschöpfen und werden deshalb immer mehr zu den „leistungsgeminderten“ Personen gezählt (Kramer 2007:23). Zudem werden zukünftig immer mehr Arbeitsplätze, die von standardisierten Abläufen geprägt und immer noch von vielen Gehörlosen ausgeübt werden, auf Grund von Rationalisierung und Auslagerung wegfallen (ebd., S. 24).

Was die Zufriedenheit gehörloser Arbeitnehmer betrifft, so ergab meine Feldforschung ein zwiespältiges Bild. So fühlt sich zum Beispiel Christian¹⁴⁸, der seit längerem im Magazin einer süddeutschen Maschinenbaufirma tätig ist, sowohl bei den dort angebotenen Fortbildungsmaßnahmen als auch bei Beförderungen regelmäßig übergangen. Die Begrenzung der Inanspruchnahme eines Dolmetscherdienstes auf lediglich eine Sitzung im Monat empfindet er als unzureichend. Zudem schränken die sprachlichen Barrieren den Kontakt zu seinen hörenden Kollegen ein. Tiefergehende Gespräche können wegen der meist fehlenden Gebärdensprachkenntnisse hörender Arbeitskollegen häufig nicht stattfinden. Regina hingegen übt ihren Beruf als Industriekauf-frau in Freising gerne aus. Sie verfügt über eine gute Lautsprachkompetenz und fühlt sich bestens integriert in ihrer Firma. Dies kommt auch darin zum Ausdruck, dass Regina sich auch außerhalb der Arbeit gelegentlich mit hörenden Kolleginnen trifft.

¹⁴⁸ Angaben zur Person finden sich im Anhang.

3.6 Berufliche Perspektiven junger Gehörloser

Mittlerweile stehen gehörlosen Jugendlichen Bildungsmöglichkeiten offen, die für vorhergehende Gehörlosengenerationen noch nicht erreichbar waren. Als ein Beispiel für beruflichen Erfolg gilt Dr. Ingo Barth. Als gehörloses Kind gehörloser Eltern begann er 1996 ein Studium der Physik an der Freien Universität Berlin, das er 2004 als Diplomphysiker abschloss. Danach setzte er sein Studium im Fach physikalische und theoretische Chemie fort, das er 2009 mit einer Promotion in Chemie über „Quantenkontrolle von elektronischen und nuklearen Ringströmen durch zirkular polarisierte Laserimpulse“ mit „summa cum laude“ abschloss. Ingo Barth ist der erste Gehörlose in Deutschland, der im Fach Chemie erfolgreich promovierte. Im selben Jahr erhielt er den renommierten Carl Ramsauer Preis der Physikalischen Gesellschaft Berlin. 2010 folgte der Nachwuchspreis der „Wilhelm-Oswald-Gesellschaft“¹⁴⁹. Bis zu seinem Diplom studierte er ohne Gebärdensprachdolmetscher. Da das Lippenlesen während der Vorlesung nicht funktionierte, war er auf die Mitschriften hörender Kommilitonen angewiesen, damit er das Vorgetragene später nacharbeiten konnte. Für seine Promotion war es ihm jedoch möglich, auf einen Gebärdensprachdolmetscher zurückzugreifen, was sich aber wegen der geringen Zahl an Dolmetschern als sehr schwierig erwies. Sowohl für ihn als auch für die Dolmetscher stellte die Übersetzung der vielen komplizierten Fachausdrücke in die Gebärdensprache und das hohe Niveau der behandelten Thematik eine echte „Herausforderung“ dar¹⁵⁰.

Zur Erleichterung ihres Studiums an der Universität erhalten mittlerweile gehörlose Personen die Möglichkeit, auf einen Schriftdolmetscher zurückzugreifen (Marquardt 2008:4ff.). Damit steht ihnen seit geraumer Zeit ein weiteres hilfreiches Instrument der Studienförderung zur Verfügung. Um von diesem Angebot Gebrauch machen zu können, muss jedoch ein höherer Schulabschluss in Form der Allgemeinen Hochschulreife erworben werden. Von mir befragte gehörlose junge Frauen verfügen nicht nur über einen Realschulabschluss, sondern auch über die Fachhochschulreife oder die Allgemeine Hochschulreife. Zu ihnen gehört die 20-jährige gehörlose Melissa¹⁵¹. Ab 2009 besuchte sie das „Berufskolleg für Hörgeschädigte“ in Essen und erwarb dort

¹⁴⁹ Dieser Preis wird jährlich von der Wilhelm-Ostwald-Gesellschaft zu Großbothen e.V., gemeinsam mit der Deutschen Bunsengesellschaft für Physikalische Chemie und der Gesellschaft Deutscher Chemiker vergeben. (<http://www.taubenschlag.de/meldung/6188>)

¹⁵⁰ <http://www.bildungsexperten.net/bildungschannels/studium/vorlesung-in-gebaerdensprache/>.

¹⁵¹ Angaben zur Person finden sich im Anhang.

2012 die Allgemeine Hochschulreife¹⁵². Im Laufe ihrer Schulzeit hatte sie ein besonderes Interesse an der englischen Sprache entwickelt und in den letzten Schuljahren als Nebenfach Spanisch mit dem Schwerpunkt Literatur und Kultur belegt. Daher schrieb sie sich im Wintersemester 2012/13 für die Fächer Anglistik und Spanisch an der Ludwig-Maximilians-Universität in München ein. Wie sonst üblich griff sie nicht auf Gebärdensprachdolmetscher zurück, die während der Vorlesungen anwesend sind, sondern entschied sich für einen Schriftdolmetscherdienst, der von der Firma VerbaVoice¹⁵³ in München zur Verfügung gestellt wird. Melissa entschied sich ganz bewusst nicht für einen Gebärdensprach-, sondern für einen Schriftdolmetscher, weil bei diesem ihrer Meinung nach die Wiedergabe wichtiger Einzelheiten besser gewährleistet ist. Außerdem konnte sie nach der Vorlesung das Skript ausdrucken und nacharbeiten. Stundenlanges Gebärden hätte sie zu sehr ermüdet und ihre Konzentration beeinträchtigt. Vor Semesterbeginn nahm sie Kontakt zum Dolmetscherservice auf und sandte ihm den Stundenplan zu. Während des Semesters wechselten sich die immer gleichen Dolmetscherinnen ab. Traten unerwartet Terminänderungen auf, reagierten diese flexibel. Insgesamt belegte sie neun Kurse, die auch zu ihrer vollen Zufriedenheit gedolmetscht wurden. Manchmal versagte der Server, wodurch das Dolmetschen entfiel. Die hörenden Dozent/innen zeigten sich von Anfang an sehr bemüht und erklärten sich bereit, während der Vorlesungen und Seminare ein Mikrofon zu tragen. Nach ihrem Berufsziel gefragt, wünscht sie sich später eine Tätigkeit als Übersetzerin oder Journalistin¹⁵⁴.

¹⁵² Das Rheinisch-Westfälische Berufskolleg (RWB) in Essen ist die bundesweit größte Bildungseinrichtung für hörgeschädigte Jugendliche. Dort können auch Gehörlose eine Ausbildung im kaufmännischen, technischen oder handwerklichen Bereich erhalten sowie die Fachhochschulreife oder Allgemeine Hochschulreife erwerben (Ullrich 2004:42f.). Nach Melanies Angaben besuchen dieses Kolleg gegenwärtig circa 1000 Jugendliche, von denen allerdings nur ein geringer Teil gehörlos ist. Unter den 58 Abiturienten im Jahr 2012 befanden sich neben der überwiegenden Anzahl schwerhöriger Schüler/innen und gehörlosen CI-Träger/innen, lediglich vier gehörlose Schüler/innen, die nicht mit einem CI versorgt worden waren. Eine davon war Melissa. An der Schule unterrichten derzeit nur vier gehörlose Lehrer unter anderem die Fächer Physik und Sport. Auch im angeschlossenen Internat oder in der Wohngruppe sind die meisten Erzieher hörend oder schwerhörig, die aber gebärdensprachkompetent sind.

¹⁵³ „VerbaVoice ist Deutschlands erster mobiler Ferndolmetschdienst. Über das Internet wird ein Gebärdensprach- oder Schriftdolmetscher zugeschaltet. Der Text des Schriftdolmetschers oder das Video des Gebärdensprachdolmetschers wird an den Laptop oder das Smartphone des Nutzers gesendet. Hörgeschädigte können so in Echtzeit lautsprachlichen Inhalten folgen. Die Übertragung ist live und dient sowohl als direkte Kommunikationshilfe für Hörgeschädigte als auch für Live-Mitschriften und Live-Untertitelungen bei Veranstaltungen. Einsatzbereiche sind Schule, Studium, Berufsleben und Alltag, sowie barrierefreie Gestaltung von Veranstaltungen“ (<http://www.verbavoice.de>).

¹⁵⁴ Dieses positive Beispiel darf jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, dass es sich bei angehenden gehörlosen Akademikern immer noch um eine sehr kleine Gruppe handelt.

In modernen Industriegesellschaften sind berufliche Perspektiven gewöhnlich abhängig von dem Grad der erworbenen Bildung. In diesem Zusammenhang stellt sich die Frage, welche Bedeutung dabei dem elterlichen Status zukommt. Der französische Soziologe Pierre Bourdieu (1930-2002) wies dabei auf die unterschiedlichen sozialen Rahmenbedingungen, „die feinen Unterschiede“¹⁵⁵ hin, die den gesellschaftlichen und beruflichen Erfolg oder Misserfolg mitentscheiden. Dazu zählt er die Ausstattung einer Person mit spezifischen „Eigenschaften und Merkmalen“, für die er auf den Begriff „Habitus“¹⁵⁶ verwendet. Darunter versteht Bourdieu die Einstellungen, nach denen ein Individuum lebt und handelt, die je nach Klassenzugehörigkeit verschieden ausfallen (Bourdieu 1982:278ff.). Zur Ausformung seiner „sozialen Laufbahn“ stellt die Familie dem Kind je nach Status Hilfen wie etwa das „ökonomische Kapital“ bzw. „Bildungskapital“ zur Verfügung (ebd., S. 413). Der schulische Erfolg und die von den Familien getätigten Investitionen ergänzen sich auf diese Weise (Bourdieu 1983:186f.).

Kann diese Habitus-Theorie auch auf gehörlose Jugendliche Anwendung finden? Der Direktor des Bildungs- und Beratungszentrums Stegen für hörgeschädigte Jugendliche in Baden-Württemberg, Hartmut Jacobs, stellt eine Grunderfahrung seiner beruflichen Tätigkeit heraus: Je besser die Berufsausbildung beschaffen ist, desto geringer ist die Wahrscheinlichkeit einer späteren Arbeitslosigkeit. Er unterstreicht, dass die Aneignung von sogenannten „Sekundärtugenden“, zu denen vor allem „Pünktlichkeit, Sauberkeit, Freundlichkeit, Zuverlässigkeit, Hilfsbereitschaft“ gehören, für hörgeschädigte Schulabgänger besonders wichtig sei, um sich auf dem Arbeitsmarkt von Gleichaltrigen „ohne Handicap“ positiv abzugrenzen (Jacobs 2008:170). Diese Verhaltensformen werden fast ausschließlich im Elternhaus vermittelt und erworben.

Der langjährige Leiter eines Jugendwohnheims für Hörgeschädigte, Karl Harms¹⁵⁷, äußert sich zum sozialen Hintergrund gehörloser Jugendlicher in seinem Heim:

¹⁵⁵ Vgl. hierzu ausführlich: „Die feinen Unterschiede. *Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp Verlag. 1982.

¹⁵⁶ Aristoteles weist im Rahmen seiner Tugendlehre darauf hin, dass sich die sittlichen Werte des Einzelnen in einer „festen Grundhaltung“ seines Charakters, die er als „hexis“ bezeichnet, widerspiegeln müsse. Bourdieu übernimmt die latinisierte Form „Habitus“ des altgriechischen Terminus „hexis“, was mit Gehabe oder Gebaren übersetzt werden kann. Für ihn sind die unterschiedlichen Handlungsweisen des Einzelnen ebenfalls auf eine innere Haltung zurückzuführen, die das Individuum unter anderem durch Gewohnheit und Erfahrung erwirbt (vgl. Weiß 2009:34). Zur Entstehung und Historie des Begriffs „Habitus“ von der Antike bis zur Moderne liefert der Philosophieprofessor Peter Nickl in seiner Habilitationsschrift „Ordnung der Gefühle: Studien zum Begriff habitus“, die erstmals 2001 erschien, ausführliche Einblicke.

¹⁵⁷ Karl Harms ist seit langem mit der beruflichen und sozialen Situation gehörloser Jugendlicher vertraut.

Frage: Aus welchen familiären Verhältnissen kommen Ihrer Erfahrung nach die Jugendlichen?

K.H.: In der Regel kommen sie in diesem Heim aus sehr problematischen Familienverhältnissen, aus meist „sozial schwachen Familien“. Das Problem speziell in dieser Einrichtung ist, dass wir es in der Regel mit Jugendlichen zu tun haben, die bereits einige Institutionen durchlaufen haben und jetzt eine Lehrstelle angeboten bekommen. Es ist sozusagen ihre letzte Chance. Aber viele von ihnen erkennen dies nicht. Sehr häufig fehlt es ihnen an der nötigen Einsicht und Disziplin sowie am Durchhaltevermögen. So lassen sich viele immer wieder krank schreiben, bleiben unentschuldigt ihrem Arbeitsplatz fern oder sind permanent unpünktlich. Als Folge wird ihnen oftmals die Lehrstelle gekündigt. Diese Abbrecher werden dann zwar anschließend in einem Fortbildungsprogramm untergebracht, was jedoch keine wirkliche Perspektive für die Zukunft darstellt. Es ist sozusagen die letzte Stufe, die unser Bildungssystem ihnen anzubieten hat.

Frage: Kann man dieses Verhalten mit dem Verhalten hörender Schul- bzw. Berufsabbrecher vergleichen?

K.H.: Für mich besteht da überhaupt kein Unterschied. Die jungen Leute in diesem Heim kommen hauptsächlich aus der unterprivilegierten Schicht und dementsprechend ist ihr Verhalten. Genauso wie bei gleichaltrigen Hörenden aus dem unteren sozialen Spektrum. Die Bedingungen, in denen diese gehörlosen Jugendlichen aufgewachsen sind, sind im Grunde die gleichen wie die der hörenden Jugendlichen aus diesem Milieu, nur mit dem Unterschied, dass die Gehörlosen noch dazu hörgeschädigt sind. Für sie ist es also doppelt schwer, nicht auf der Harz- IV- Schiene zu enden. Ich möchte jedoch betonen, dass meine Erfahrungen nur für dieses Heim gelten. Es gibt auch andere Heime, in denen gehörlose Kinder und Jugendliche aus der Mittelschicht wohnen, die aufgrund ihrer Herkunft und Erziehung selbstbewusster, leistungsbereiter und ehrgeiziger sind. Was die Förderung von Kindern und Jugendlichen betrifft, so ist aufgrund meiner bisherigen Erfahrungen immer das soziale Milieu entscheidend, in dem sie aufwachsen. Kinder repräsentieren den Lebensstil ihrer Eltern und je nach Elternhaus werden sie bildungsmäßig in der einen oder anderen Richtung sozialisiert.

Diese Aussage bestätigt meiner Ansicht nach das Habitus-Konzept Bourdieus, das der Soziologe im Rahmen seiner empirischen Forschungen bereits zu Beginn der 60er Jahre entwickelt hat (Rehbein 2006:89). Demzufolge entscheidet auch bei den jungen Gehörlosen vor allem das meist hörende familiäre Umfeld und die jeweilige Sozialisation darüber, welchen schulischen und beruflichen Werdegang der Einzelne einschlägt.

Allen früheren Erwartungen zum Trotz zeigt sich derzeit kein Engpass an Lehrstellenangeboten für Jugendliche im Rahmen gehörlosenspezifischer Ausbildungsfördermaßnahmen. Die Ursache hierfür liegt nach Aussagen Karl Harms an der veränderten Situation, in der sich viele gehörlose Jugendliche gegenwärtig befinden. Besonders in den letzten Jahren sprachen sich hörende Eltern vermehrt für eine Cochlea-Implantation aus, was nachhaltige Auswirkungen auf den beruflichen Werdegang gehörloser Jugendlicher nach sich zieht.

Heutzutage werden Gehörlose apparativ viel besser versorgt als früher. Heute gibt es sehr viele junge Gehörlose mit Cochlea Implantaten. Diese Jugendlichen werden häufig von den Beratern beim Arbeitsamt ermuntert, sich für eine normale (= hörende) Ausbildungseinrichtung zu bewerben, in der lautsprachlich kommuniziert wird. Die Kosten sind dann geringer, und dies ist zunächst billiger für den Staat. Ein bis zwei Jahre später, wenn es dann oftmals nicht geklappt hat, absolvieren sie Weiterbildungsmaßnahmen. Im Prinzip macht man es so wie bei den Hörenden, die eine Lehre abgebrochen haben. Die Eltern gehörloser Kinder befürworten zum überwiegenden Teil die Integration in die hörende Welt, denn ihrer Ansicht nach kann ihr Kind mit Hilfe des Cochlea Implantats hören. Die Eltern sagen „Mein Kind ist hörend“ und es soll deshalb auch eine hörende Ausbildung erhalten. Eine direkte Folge dieses Verhaltens ist die Schließung des Jugendwohnheims für Gehörlose des BBW „Haydn“ am Goetheplatz in München im Herbst 2012¹⁵⁸.

Wenn Heime für gehörlose Jugendliche geschlossen werden, so hat dies nicht nur negative Folgen für hörende Erzieher/innen und Sozialpädagogen/innen, sondern auch für gehörlose Angestellte und zukünftige gehörlose Mitarbeiter/innen¹⁵⁹.

¹⁵⁸ Dieses nunmehr geschlossene Wohnheim befand sich in der Ludwigsvorstadt:Haydnstraße 12.

¹⁵⁹ Auch gegenwärtig sind nur relativ wenige Gehörlose als Selbstständige tätig. 2011 schlossen sich 18 von ihnen zur „Bundesvereinigung der tauben Selbständigen und Unternehmer e.V.“ (BvtSU) zusammen: http://www.taubenschlag.de/cms_pics/Bericht%20von%20der%20Gruendung.pdf

Eine Gruppe, die sowohl in schulischer als auch in beruflicher Hinsicht außerordentliche Schwierigkeiten hat, Fuß zu fassen, sind gehörlose Jugendliche mit Migrationshintergrund. Bereits seit längerem erschweren ungünstige Lebensverhältnisse und sich verschlechternde sozioökonomische Rahmenbedingungen ihre Situation. Die zugewanderten Eltern verfügen häufig nur über „unzureichende Deutschkenntnisse“ und können keine Hilfestellung beim Erwerb der Deutschen (Laut-) Sprache leisten (Kracht 2004:58). Vor allem die in den Migrantenfamilien vorherrschende Verwendung einer „Fremdsprache“¹⁶⁰ hemmt eine ausreichende Sprachentwicklung ihrer unter Hörschädigungen leidenden Kinder und benachteiligt sie in doppelter Weise gegenüber hörenden Kindern aus deutschen Familien (Hoppe 2004:80f.). Der demographische Wandel in Deutschland, der sich auch in der zunehmenden Zahl älterer Gehörloser ausdrückt, eröffnet gegenwärtig allerdings auch dieser Gehörlosengruppe berufliche Perspektiven. So bieten seit geraumer Zeit Berufsbildungswerke gehörlosen Interessenten ein Ausbildungsprogramm zum Altenpfleger/in oder Pflegehelfer/in an, um ältere gehörlose Menschen in Altenheimen zu betreuen.

¹⁶⁰ 2003 wurde eine Befragung an 24 Schulen für Hörgeschädigte aus unterschiedlichen Bundesländern durchgeführt, um mehr über die Lebenssituation hörgeschädigter Kinder mit Migrationshintergrund zu erfahren. Dazu wurden Daten von 220 Schüler/innen mit Migrationshintergrund ausgewertet, die zum Zeitpunkt der Untersuchung zwischen 5 und 24 Jahre alt waren, „wobei das Durchschnittsalter von 12,1 Jahre betrug“ (Große & Schön 2004:100f.). 40,8 Prozent der Eltern kamen aus der Türkei, 16 Prozent aus der ehemaligen Sowjetunion und 10,3 Prozent sind aus den Gebieten des ehemaligen Jugoslawiens in den letzten Jahren nach Deutschland eingewandert. Mehr als die Hälfte der Eltern verfügten nur über „begrenzte Deutschkenntnisse“ (ebd., S. 108f.). Zudem pflegt die Herkunftsfamilie eigene kulturelle „Bräuche rund Wertvorstellungen“ (Lutz 2004:93). Da die Bildungsbiographie einer Person als der entscheidende Faktor angesehen wird, der über Verteilung zukünftiger Chancen bestimmt (Thoma 2009:24), muss zukünftig mehr Aufmerksamkeit auf die Förderung dieser Gehörlosen gelegt werden, um auch ihnen berufliche Perspektiven zu eröffnen.

4 Charakteristische Merkmale der deutschen Gehörlosengemeinschaft

Zu den repräsentativen Einrichtungen der Gehörlosengemeinschaft zählten bis in die Gegenwart ihre Gehörlosenschulen und Internate. Die Betrachtung dieser Institutionen eignet sich besonders, um den deutlichen Wandel, der die Gehörlosengemeinschaft inzwischen erfasst hat, aufzuzeigen.

4.1 Gehörlosenschulen

Schulen sind soziale Orte. Diese Aussage gilt in besonderem Maß für Gehörlosenschulen (Leigh 2009:92). Die frühen „Taubstummeninstitute“ boten gehörlosen Kindern erstmals so etwas wie ein Zuhause. Dort konnten sie auf dem Pausenhof oder in den Schlafsälen gebärdensprachlich miteinander kommunizieren und unter Gleichaltrigen ein positives Bewusstsein als Gehörlose aufbauen (Fries 2010:19). Nach den schlimmen Erfahrungen während des Zweiten Weltkriegs war die Gehörlosengemeinschaft in Deutschland bemüht, erneut Orte zu schaffen, an denen ihre jungen Mitglieder in einem angemessenen Rahmen und in Sicherheit leben konnten. Am Beispiel der 1827 gegründeten Samuel-Heinicke-Schule in Hamburg soll der Wandel der schulischen Betreuung von der Nachkriegszeit bis in die Gegenwart aufgezeigt werden: Nach dem Krieg musste der Unterricht zunächst in provisorischen Räumen stattfinden, da die Schule schwer beschädigt war. Vor allem ein Internat wurde dringend benötigt, da 17 Kinder außerhalb Hamburgs wohnten und die zerstörte Infrastruktur es ihnen unmöglich machte, den weiten Schulweg zu bewältigen (Groschek 2008: 220ff.). Am 1. April 1964 wurden zwar neue Räumlichkeiten bezogen, ein Internat für die Unterbringung auswärtiger Schüler/innen blieb aber immer noch im Planungsstadium. Ab 1962 hatte man damit begonnen für die auswärtigen Schüler/innen sogenannte „Pflegestellen“ in Pflegefamilien einzurichten, deren Zahl sich ab 1969 kontinuierlich erhöhte (ebd., S. 230f.). 1977 besuchten 186 Schüler/innen, aufgeteilt in 25 Klassen mit maximal acht Schüler/innen pro Klasse, die Schule. Als einzige Gehörlosenschule im norddeutschen Raum besaß die Hamburger Schule seit 1965 einen Realschulzweig. Dies veranlasste viele Eltern aus Schleswig-Holstein, Niedersachsen, Bremen und Berlin, deren Schulen noch keine Realschulklassen besaßen, ihre gehörlosen Kinder in der dortigen Schule und im inzwischen errichteten Internat unterzubringen (ebd., S. 232).

Der allmähliche Rückgang gehörloser Schüler an der „Samuel-Heinicke-Schule“ führte am 1. August 2001 zur Umwandlung der Gehörlosenschule in eine „Schule für Hörgeschädigte“, in der schwerhörige und gehörlose Kinder gemeinsam unterrichtet werden (Groschek 2008:235). Diese Entwicklung nahm eine Tendenz vorweg, die gegenwärtig zur Auflösung zahlreicher Gehörlosenschulen führt und wohl noch weitere Schließungen nach sich ziehen wird. Dies bestätigt Fritz Geisberger:

Frage: Wie sieht Ihrer Meinung nach die Zukunft der „klassischen“ Gehörlosenschule aus?

F.G.: Diese Art von Gehörlosenschule wird es in naher Zukunft wohl in dieser Form nicht mehr geben. Deren Schülerzahlen sind rückläufig, und viele dieser Schulen sind bereits aufgelöst und in Förderzentren eingegliedert worden, in denen ein breitgefächertes Angebot für jede Art von Hörschädigung angeboten wird. So ist zum Beispiel die Gehörlosenschule Dillingen samt Internat bereits seit längerem im Förderzentrum für Hörgeschädigte in Augsburg aufgegangen. Auch in Nürnberg gibt es ein solches Förderzentrum. Die Zentren haben einen relativ großen Einzugsbereich. So deckt zum Beispiel unser Förderzentrum in Straubing die Regierungsbezirke Niederbayern und Oberpfalz ab.

Frage: Was sind Ihrer Meinung nach die Gründe für diesen Wandel?

F.G.: Nehmen wir zum Beispiel unsere Gehörlosenschule in Straubing. Den Wandel kann man bereits an der Namensgebung ablesen. Von der „Taubstummenanstalt“ hin zum „Institut für Hörgeschädigte“. Vor allem in den letzten 20 Jahren hat die Technik rasante Fortschritte gemacht, die die Gehörlosengemeinschaft verändert hat, und Straubing hat sich dieser Entwicklung angepasst

Neben dem Zuwachs von gehörlosen Migrantenkindern an Gehörlosenschulen (Groß 2004:21) wird zukünftig die stetig steigende Zahl der Kinder mit AD(H)S¹⁶¹ und solche

¹⁶¹ Eine Aufmerksamkeits-Defizit-(Hyperaktivitäts)-Störung liegt dann vor, „wenn unaufmerksames und impulsives Verhalten mit oder ohne deutliche Hyperaktivität ausgeprägt sind, nicht dem Alter und Entwicklungsstand entsprechen und zu Störungen in den sozialen Bezugssystemen, der Wahrnehmung und im Leistungsbereich von Schule und Beruf führen“ (Lindauer & Reul 2009:29). Diese Störung der Konzentrationsfähigkeit und „emotionalen Kontrolle“ beginnt bereits im kindlichen Alter. Entgegen der

mit einer „Auditiven Verarbeitungs- und Wahrnehmungsstörung“ (AVWS)¹⁶² immer mehr an pädagogischer Bedeutung gewinnen¹⁶³ (Lindauer & Reul 2009:13). Der Besuch von Schüler/innen mit unterschiedlichen Erscheinungsformen des Aufmerksamkeitsdefizitsyndroms¹⁶⁴ führt zu erhöhter „Unruhe“ in den Klassen und erschweren es, eine Gemeinschaft entstehen zu lassen. (Rudat 2009:105f.). Rückläufige Anmeldezahlen führten dazu, dass am 1.1.2012 die „Bayerische Landesschule für Gehörlose“ in München¹⁶⁵ nach 60 Jahren in dem „Förderzentrum Schwerpunkt Hören“ in München-Johanneskirchen aufging. Zu diesem Zustand trägt auch der Wunsch gehörloser Eltern bei, ihre nicht mit einem CI ausgestatteten gehörlosen Kinder wohnortnah in Regelschulen unterrichten zu lassen (Diller 2009:30). Das Beispiel des Frankfurter Regelschulprojekts der Friedrich-List-Schule zeigt jedoch, dass diese Integrationsbemühungen nicht immer problemlos verlaufen. An diesem zwischen 1998 und 2002 durchgeführten Projekt nahmen mit Hilfe von Gebärdensprachdolmetschern insgesamt vier gehörlose Kinder teil. Unter ihnen befanden sich auch zwei gehörlose Geschwister aus einer gehörlosen Familie. Nach den Gründen befragt, antwortete die gehörlose Mutter von Peter und Manuela:

Manuela hatte die Gehörlosenschule besucht und fühlte sich dort unterfordert. Dann ging sie in die Regelschule. Bei Peter haben wir es auch probiert, ihn in die hörende Schule zu schicken, und er hat sich sehr darüber gefreut, und es läuft sehr gut bisher (Kilian 2005:2).

2002 wechselten diese vier gehörlosen Kinder, unter ihnen auch Manuela und Peter, von der Grundschule zurück an eine Gehörlosenschule (ebd., S. 3). Sabine Fries, gehörlose Dozentin am Institut für Rehabilitationswissenschaften an der Humboldt-Universität in Berlin gibt zu bedenken, dass die an einer integrativen Beschulung teilnehmenden

früher vorherrschenden Ansicht, dass sich die Symptome im Verlauf der pubertären Phase verlieren, belegt der gegenwärtige Forschungsstand, dass 75 % der betroffenen Kinder diese Symptome auch als Erwachsene beibehalten (Hennen et al. 2008:153f.).

¹⁶² Zu den verschiedenen Formen auditiver Verarbeitungs- und Wahrnehmungsstörungen bei Kindern vgl. Lindauer & Reul 2009:21ff.

¹⁶³ Dies ist das Ergebnis einer vom 10. Juli 2007 bis 31. Mai 2008 durchgeführten Befragung zum Schülerstatus an den „Förderzentren Schwerpunkt Hören“ in Schwäbisch Gmünd (Baden-Württemberg), Friedberg (Hessen) und Leipzig (Sachsen), die anhand leitfadengestützter Interviews durchgeführt wurden (Lindauer 2009:150).

¹⁶⁴ Zu den unterschiedlichen Formen vgl. Lindauer & Reul 2009:29f.

¹⁶⁵ Diese Gehörlosenschule befand sich an der Fürstenrieder Straße 155 im Münchner Stadtteil Laim.

gehörlosen Schüler/innen oftmals nicht in ausreichendem Maße auf „alters- und entwicklungsgerechte *peer-group*-Erfahrungen“ zurückgreifen können (Fries 2010:24).

Zwischen 2002 und 2007 führte Karin Steiner am Lehrstuhl für Gehörlosen- und Schwerhörigenpädagogik der Ludwig-Maximilians-Universität eine wissenschaftliche Studie über die schulische Integration von 17 Kindern und Jugendlichen mit unterschiedlichen Hörbehinderungen an bayerischen Regelschulen durch. Unter ihnen auch solche, die mit Hilfe von Pädagogen des Mobilen Sonderpädagogischen Dienstes (MSD)¹⁶⁶ am Unterricht an Regelschulen teilnahmen. Die befragten hörenden Schüler/innen der Grund-, Haupt- und Realschulen äußerten sich überwiegend positiv über das gemeinsame Lernen mit ihren hörgeschädigten Mitschülern. Den gemeinsamen Unterricht an den befragten Gymnasien empfanden hingegen über die Hälfte der hörenden Schüler/Innen als beeinträchtigend (Steiner 2009:47). Dieses Ergebnis kann meiner Ansicht nach auch mit dem wachsenden Leistungsdruck erklärt werden, dem sich vor allem Schüler/innen an den herkömmlichen Gymnasien ausgesetzt sehen. Die Tendenz, dass zunehmend gehörlose Kinder ohne CI-Versorgung im Rahmen der Inklusion¹⁶⁷ Regelschulen besuchen zu lassen, stößt innerhalb der Gehörlosengemeinschaft jedoch nicht auf uneingeschränkte Zustimmung.

Auch gehörlose Eltern, die ihre Kinder mit einem CI versorgen lassen, wünschen sich eine integrative, wohnortnahe „Beschulung“¹⁶⁸. Dieses Ergebnis erbrachte eine Pilotstudie von 2001-2004 unter der Leitung von Annette Leonhardt, Inhaberin des Lehrstuhls für Gehörlosen- und Schwerhörigenpädagogik an der Ludwig-Maximilians-Universität München. An dem Projekt beteiligten sich 18 gehörlose bzw. hörgeschädigte Elternpaare mit 22 gehörlosen Kindern, „die im Alter zwischen achteinhalb Monaten und achteinhalb Jahren mit einem Cochlea Implantat versorgt worden waren“. (Leonhardt 2008:66). Als wesentliches Motiv dafür gaben die Eltern „die Optimierung der Lebenschancen für ihr Kind an“. Tatsächlich nehmen immer mehr gehörlose Eltern eine CI Versorgung in Anspruch, was zur Folge hat, dass immer weniger gehörlose

¹⁶⁶ Ausführliche Angaben zum Einsatzbereich und den Aufgaben der Pädagogen finden sich zum Beispiel unter: <http://www.regierung.niederbayern.bayern.de/aufgabenbereiche/4/foes/eltern/msd/index.php>.

¹⁶⁷ Ziel der Inklusion ist es, jedes Kind entsprechend seiner individuellen Fähigkeiten auf der Grundlage einer gemeinsamen Erziehung und Bildung bestmöglich zu fördern (Häberlein-Klumpner 2009:40).

¹⁶⁸ Wenn sich zum Beispiel unter den Geschwisterkindern ein hörendes Kind befindet, ist es gehörlosen Eltern oftmals wichtig, das gehörlose Kind mit einem CI auszustatten, um so beiden Kindern gleichwertige schulische Möglichkeiten bieten zu können (Vonier 2008:139).

Kinder die Hörgeschädigtenkindergärten und -schulen besuchen. Durch dieses Verhalten verkleinert sich Zahl der Gehörlosenklassen, und es entsteht die Notwendigkeit, die restlichen gehörlosen Schüler/innen in jahrgangsübergreifende Klassen zusammenzuführen (ebd., S. 68f.). Sabine Fries weist darauf hin, dass sich dieser zahlenmäßige Rückgang auch auf gehörlose Student/innen auswirke, die sich zum „Gebärdensprach- und Audiopädagogen“ ausbilden lassen möchten:

Eine meiner gehörlosen Studentinnen hat ihr Praktikum an einer Schule gemacht, die traditionell auf eine lange Geschichte der Bildung gehörloser und schwerhöriger Kinder zurückblicken kann (...) die Schülerschaft heute [wird] mit modernsten Techniken in der Weise versorgt, die „die Gebärde“ nicht nur im Unterricht nahezu überflüssig machen. Es war unter diesen Bedingungen wirklich ein Problem für die gehörlose Studentin, eine passende Klasse zu finden, in der die Kinder wenigstens so viel visuell miteinander kommunizierten, dass sie von der gebärdensprachorientierten Studentin auch verstanden werden konnten (...). „Echte“ gehörlose Kinder fanden sich von der 1.-5. Klasse gar nicht mehr, in der 6. Klasse eines und in der 9. Klasse schließlich der letzte(?) starke Rest von immerhin vier gebärdensprachorientierten gehörlosen Kindern (Fries 2008:3).

Die inklusive Beschulung soll dazu führen, „alle Barrieren in Bildung und Erziehung“ so weit wie möglich abzubauen (Häberlein-Klumpner 2009:40). Die politische Zielsetzung der Integration gehörloser Schüler/innen in Regelschulen wird jedoch von jenen Gehörlosen nicht unterstützt, die im schulischen Bereich ihre Eigenständigkeit betonen und „eher auf Separation setzen“ (Dederich 2007:55). Dahinter steht die Befürchtung, dass langfristig die Einführung und Entwicklung der Inklusion dazu beitragen könnte, die Gehörlosenschulen in „existenzielle Bedrohung“ zu bringen (Schmitt 2003:1). In ihrer Funktion als Vorstandsmitglied des Deutschen Gehörlosenbundes hielt Sabine Fries 2008 eine Begrüßungsrede anlässlich einer Arbeitstagung des Bundeselternverbandes gehörloser Kinder¹⁶⁹ (Fries 2008:3), in der sie den derzeitigen Wandel, dem Gehörlosenschulen unterliegen, betont:

(...), dass wir uns schon heute damit auseinandersetzen müssen, dass Gehörlosenschulen, so wie sie meine Eltern und Großeltern und sicherlich auch einige von Ihnen kennengelernt haben und noch kennen, in absehbarer Zukunft der Vergangenheit angehören werden (...) Es ist abzusehen, dass eine Integration in normale Schulklassen auch in unserem Land voranschreiten wird (Fries 2008:3).

¹⁶⁹ Diese Tagung fand vom 1. bis 4. Mai 2008 in Bad Kissingen statt und stand unter dem Motto „Leben in zwei Welten – Bereicherung und Herausforderung“ (Fries 2008:3).

4.2 Gehörloseninternate

Das Internat war neben der Gehörlosenschule von jeher ein Ort, an dem Sozialisation gehörloser Kinder und Jugendlicher stattfindet. Dort benutzen gehörlose Schüler/innen die gleiche Art der Kommunikation und übernehmen spezifische Einstellungen und Werte Gehörloser. Vor allem aber finden sie eine Gemeinschaft, mit der sie sich eng verbunden fühlen (Hilbers 1994:60), wie das nachfolgende Gespräch mit Sandra zeigt:

Frage: Hast du ein Internat besucht?

Sandra: Ja, ich habe die Realschule für Gehörlose in Bamberg besucht. Dort gab es auch ein Internat. Da meine Eltern und ich in München wohnten, lebte ich im Internat.

Frage: Pflegst du noch Kontakte zu ehemaligen Mitschülern?

Sandra: Ja. Natürlich nicht zu allen. Es ist ja auch immer eine Frage der Persönlichkeit. Mit dem einen kann man es eben besser und mit dem anderen nicht so gut. Aber die Kontakte, die man im Internat aufbaut, bestehen bis ins hohe Alter. Wir haben auch viele Ehemaligentreffen. Ich denke, die Verbundenheit ist viel enger als bei den Hörenden.

Trotz der vielen positiven Erinnerungen, die ehemalige Schüler/innen mit dem Besuch von Internaten verbinden, war das Leben in einem Internat auch häufig geprägt von Isolation, einem reglementierten Tagesablauf und Einschränkungen der Privatsphäre (Stichnoth 1985:26f.). 1994 wurden die Ergebnisse einer fünfjährigen Studie über die stationäre Behandlung von 112 gehörlosen Männern und Frauen veröffentlicht, die zu dieser Zeit von Alkohol oder anderen Suchtstoffen abhängig waren¹⁷⁰. In ihren Berichten war immer wieder die Rede von einem extrem starken institutionellen „Anpassungsdruck“, mit dem die Einhaltung der dort vorgegebenen „sozialen Normen“ erreicht werden sollte. Dieser lastete stark auf den Schüler/innen, die bisweilen in ihrer „Clique“ den gemeinsamen Versuch unternahmen, mit Hilfe des

¹⁷⁰ Von diesen 112 Patienten traten lediglich drei in Erscheinung, die nicht vom Alkoholkonsum, sondern von anderen Drogen abhängig waren. Eine mögliche Dunkelziffer konnte allerdings nicht ausgeschlossen werden (Hilbers 1994:61).

Alkohols der ständig empfundenen „Einengung und Einschränkung“ zu entfliehen, was die Entstehung von Alkoholismus begünstigte (Hilbers 1995:61f.).

Angesichts des gegenwärtigen Wandels, der die Gehörlosengemeinschaft und mit ihnen die Internate erfasst hat, tritt diese beschriebene Problematik allerdings immer mehr zurück. Wie ich in Gesprächen erfuhr, eröffnet sich Eltern heutzutage verstärkt die Möglichkeit, ihr Kind an wohnortnahen Regelschulen unterrichten zu lassen. Der damit verbundene fortschreitende Rückgang der Schülerzahlen an den Gehörlosenschulen geht zwangsläufig mit einer rückläufigen Auslastung der Internate einher (Schmitt 2003:67). Es spricht deshalb vieles dafür, dass es zukünftig vermehrt zu Schließungen kommen wird.

4.3 Gehörlosenvereine

Erst im 18. Jahrhundert ließ der gemeinsame Schulbesuch allmählich ein ausgeprägteres Gemeinschaftsgefühl unter den Gehörlosen entstehen. Bis dahin hatte die überwiegende Mehrheit der Gehörlosen, die meist aus hörenden Familien stammten, isoliert voneinander gelebt und konnten so gut wie nicht über eine gemeinsame Sprachbasis verfügen (Davis 1995:51f.). Dieses neu entstandene Gemeinschaftsgefühl führte auch dazu, dass sich im Laufe der nachfolgenden Jahrhunderte immer mehr Gehörlose in regionalen Gehörlosenvereinen sammelten, den für sie typischen Institutionen, die emotionalen Halt und Sicherheit boten. Noch vor 30 Jahren betrachteten die meisten Gehörlosen ihren Verein als ein Stück „Heimat“¹⁷¹. Dort konnten sie sich zum geselligen Zusammensein treffen und in entspannter Atmosphäre miteinander kommunizieren (Kolb 1983:44). Auch noch in den 1990er Jahren betrachteten Gehörlose ihre Vereine als Mittelpunkte ihres gemeinschaftlichen Lebens (Küster 1991:8f.). Die Mitglieder sahen ihren Gehörlosenverein nicht nur als herkömmlichen Zusammenschluss an. Vielmehr stellte er für sie einen lebendigen Ort dar, an dem sie lebenslange Freundschaften knüpften (Leven 1997:55) und unterschiedliche Aktivitäten gemeinsam planten (Gotthardt-Pfeiff 1991:69). Nach einer 2009 veröffentlichten wissenschaftlichen Studie

¹⁷¹ Der Begriff „Heimat“ kann neben der unmittelbaren räumlichen Umgebung auch „das Vorhandensein enger sozialer Kontakte“ symbolisieren (Korfkamp 2006:76).

zum Lebensgefühl älterer Gehörloser¹⁷² kommt dem Kontakt untereinander entscheidende Bedeutung für ihre „Lebenszufriedenheit“ zu. Vor allem von persönlichen Begegnungen geht für viele ältere Gehörlose eine stabilisierende Wirkung aus. Falls sie wegen gesundheitlicher Probleme oder anderer Gründe nicht mehr mobil sind und deshalb ihre Gehörlosenvereine nicht mehr besuchen können, führt dies häufig zum Verlust notwendiger sozialer Kontakte (Menzel et al. 2009:158f.).

Die Auswertung meiner schriftlichen Datenerhebung ergab, dass alle von mir befragten älteren Gehörlosen mindestens einem Verein angehörten. Problematisch ist allerdings, dass gegenwärtig viele Gehörlose aufgrund ihres hohen Alters die aktive Vereinsarbeit aufgeben müssen, und diesen Vereinen keine neuen jüngeren Mitglieder zur Verfügung stehen. So haben sich mittlerweile eine Reihe traditioneller Gehörlosenvereine im Umland Münchens bereits aufgelöst, und dieser Trend setzt sich unvermindert fort. Gehörlosenvereine in Augsburg oder Rosenheim gründeten Sportvereine, um dem Mitgliederschwund entgegen zu wirken. Wie andere Gehörlosensportvereine bieten sie zahlreiche unterschiedliche Aktivitäten an, wie etwa Basketball, Handball, Schwimmen, Badminton, Leichtathletik oder Gymnastik. Aber auch in den Gehörlosen-Sportvereinen, in denen sich die meist 40- bis 50-Jährigen sammeln, fehlt es auf Dauer an Nachwuchs. Mit Nachdruck weist der „Deutsche Gehörlosenbund“ (DGB), Dachverband der Gehörlosenvereine Deutschlands, auf dieses Problem hin:

Der Deutsche-Gehörlosenbund spürt das Ausdünnen bereits schmerzlich am Rückgang seiner Mitgliederzahlen. Noch ist der Bestand stabil, weil die mittleren und älteren Jahrgänge gut vertreten sind, aber es wächst zu wenig jüngerer Nachwuchs nach (Fries 2008:3f.).

Eine 2010 von der Hanns-Seidel-Stiftung in Auftrag gegebene „Generationenstudie“ für Bayern¹⁷³ weist darauf hin, dass im Gegensatz zu mittleren und älteren Jahrgängen jüngere allgemein nur wenig Bereitschaft zeigen, einem Verein beizutreten.

¹⁷² In dieser Studie zur Situation gehörloser Menschen im Alter (SIGMA) befragten Wissenschaftler der Kölner Universität im Zeitraum von 2006-2008 insgesamt 247 Gehörlose über 55 Jahre zu ihrer Lebens- und Wohnsituation (Menzel et al. 2009:157ff.).

¹⁷³ Diese Untersuchung basiert auf stichprobenartigen, telefonischen Befragungen, die in allen Regierungsbezirken Bayerns durchgeführt wurden. In jedem Bezirk, außer in München und Oberbayern, wo 350 Interviews geführt wurden, befragte man circa 250 Personen, die in drei Altersklassen aufgeteilt waren. Die jüngere Gruppe bewegte sich im Alter zwischen 16 und 34 Jahren, die mittlere zwischen 35 und 59 Jahren und die ältere ab 60 Jahren (Jung 2011:10).

Nach den Gründen befragt, gaben 52 Prozent als mögliches Motiv für einen Vereinsbeitritt hauptsächlich die „Freizeitgestaltung“ an, wohingegen 33 Prozent das Erleben von „Gemeinschaftsgefühl“ und „Geselligkeit“ erwarteten. (Jung 2011: 39).

Die Autoren der bundesweiten 16. Shell Jugendstudie „Jugend 2010“, bei der 2604 Jugendliche und junge Erwachsene zwischen 12 und 19 Jahren aus unterschiedlichen gesellschaftlichen Schichten über ihre Lebenszufriedenheit, Zielsetzungen und Wertorientierungen befragt worden waren (Schneekloth et al. 2011:361ff.), kamen unter anderem zu folgendem Ergebnis: Auch heute noch engagieren sich Jugendliche in örtlichen Vereinen wie etwa im Sportverein, „aber sie dosieren ihr Engagement sehr sorgfältig“ (Albert et al. 2011:33). Die Bereitschaft, sich für andere Menschen wie etwa „ältere Hilfsbedürftige“ einzusetzen, ist bei Jugendlichen sogar gestiegen. Viele ziehen es aber vor, sich für die Interessen ihrer Generation zu engagieren (ebd., S. 153f.). Dies ist auch bei Laura¹⁷⁴ festzustellen, die sich mit anderen Gehörlosen an der „Initiative Gehörlosengrund“ (IGJ) in München beteiligt. Dieser Zusammenschluss bietet beispielsweise Vorträge oder gemeinsame Reisen an. Darüber hinaus stehen dort junge Gehörlose bereit, anstehende Aufgaben zu übernehmen, wie etwa Websites einzurichten und zu betreiben.

Die Bereitschaft jüngerer Menschen, sich „kirchlichen Vereinigungen“ anzuschließen, scheint sehr gering (Jung 2011:34ff.). Diese heutige Erkenntnis bestätigt die bereits in den 1980er Jahren einsetzende Tendenz zur Abkehr von der „Institution Kirche“ und ihren religiösen Veranstaltungen (Gabriel 2008:98f.). Eine aktuelle lokale Umfrage von 2011 unter hörgeschädigten Jugendlichen nach ihrem Engagement in der katholischen Hörgeschädigtengemeinde München und dem Umland bestätigt dies. So besucht nur eine sehr geringe Anzahl die angebotenen Gottesdienste. Diejenigen, die regelmäßig an kirchlichen Veranstaltungen teilnehmen und sich dort engagieren, orientieren sich meist am Vorbild der Eltern (Kaster 2011:78). Nach meinen Beobachtungen gelingt es trotz zahlreicher Bemühungen der katholischen noch weniger als der evangelischen Gehörlosenseelsorge, jugendliche Gehörlose derzeit in kirchliche Aktivitäten einzubinden.

An dieser Stelle muss jedoch darauf hingewiesen werden, dass sich Jugendliche von jeher ihre eigene „Jugendkultur“ schaffen, die einhergeht mit einem spezifischen Code,

¹⁷⁴ Angaben zur Person finden sich im Anhang.

der vor allem „Mentalität, Sprache, Bewegung, Körperlichkeit und Outfit“ prägt und für Erwachsene in der Regel unzugänglich ist (Hafeneger 2005:171). Heute verbringen Jugendliche ihre Freizeit vermehrt im virtuellen “Cyberspace“, um miteinander in eine interaktive Kommunikation zu treten (Thiedecke 2008:46). Diese Aussage trifft auch auf Gehörlose zu, die sich immer mehr vom traditionellen Vereinsleben abwenden. Zur Frage, ob sie Mitglied eines Gehörlosenvereins sei, antwortet Sandra:

Als Kind haben mich meine Eltern immer zum Gehörlosenverein mitgenommen. Aber heute habe ich andere Interessen. Im Verein herrschte eine ganz starke Verbundenheit untereinander, aber heutzutage gibt es für die jungen Gehörlosen viel mehr Möglichkeiten als früher, sich zu treffen. Früher gab es in den verschiedenen Städten Gehörlosenvereine, und sie waren doch ziemlich isoliert voneinander. Jeder machte seine eigenen Veranstaltungen. Heutzutage kann man gemeinsam Gebärdensprachfestivals oder viele andere organisierte Veranstaltungen besuchen, wo man andere Gehörlose trifft. Ich zum Beispiel arbeite viel, und in meiner Freizeit fahre ich lieber zu Veranstaltungen oder besuche Freunde. Nein, extra in einem Verein zu sein, um Gehörlose zu treffen, ist heute nicht mehr notwendig. Es gibt ja Internet etc.. Einzig die Sportvereine sind noch interessant für junge Leute. Aber das ist bei den Hörenden nicht anderes. Auch dort wird das Sterben der traditionellen Vereine beklagt. Die Solidarität innerhalb der Gemeinschaft der Gehörlosen ist meiner Ansicht dennoch größer als bei den Hörenden. Besonders stark war die Solidarität, als es darum ging, die Anerkennung der Gebärdensprache als eigenständige Sprache durchzusetzen.

4.4 Technik und Medien

Gehörlose haben immer schon neue Entwicklungen im technischen Bereich genutzt, um ihr alltägliches Leben in der hörenden Welt zu erleichtern. So verwenden sie Geräte, die visuelle Signale aussenden wie etwa eine „Lichtklingel“, die in einer schnellen Reihenfolge Lichtblitze aussendet, oder den Licht- bzw. Vibrationswecker. Was jedoch die Anwendung der gegenwärtigen Techniken und Medien betrifft, lassen sich aber je nach Lebensalter unterschiedliche Vorlieben erkennen.

4.4.1 Ältere Gehörlose

Das mit Abstand am häufigsten genutzte Kommunikationsmedium älterer Gehörloser ist nach meinen Befragungen und Beobachtungen das Fax. Da das Faxgerät ortsgebunden ist, kann es daher gelegentlich zu unangenehmen Situationen kommen. So verabreden sich Helmut¹⁷⁵, der in Dorfen wohnt, mit einem gehörlosen Freund aus Rosenheim per Fax in den Räumen der Gehörlosenseelsorge München. Der Freund ist jedoch kurzfristig verhindert und kann den vereinbarten Termin nicht wahrnehmen. Helmut, der sich bereits auf dem Weg nach München befindet, ist ohne Mobiltelefon nicht erreichbar und so kann es nicht zum verabredeten Treffen kommen. Dieses einfache Beispiel zeigt die alltäglichen Probleme, die durch eine unzureichende Kommunikation unter älteren Gehörlosen entstehen können. Dennoch bestätigte mir die überwiegende Mehrheit der heute 70- bis 80-Jährigen, dass sie keinesfalls auf ihr liebgewonnenes Fax verzichten möchten, auch auf die Gefahr hin, dass es manchmal zu verpassten Terminen kommen kann. Nur relativ wenige ältere Gehörlose sind inzwischen dazu übergegangen, die neuen Technologien wie etwa das Mobiltelefon zu nutzen, um etwa über SMS unterwegs erreichbar zu sein.

Die Auswertung meiner schriftlichen Befragung ergab, dass alle befragten Gehörlosen einen Fernseher benutzen. Besonders beliebt ist dieses Medium bei älteren Gehörlosen. Unterhaltungssendungen wie etwa „Wetten, dass...?“ werden regelmäßig gesehen, obwohl sie bisher noch ohne Untertitel gezeigt werden. Das Wochenmagazin „Sehen statt Hören“ im Bayerischen Fernsehen, das gehörlosenspezifische Themen in den Mittelpunkt stellt, erfreut sich sehr starker Nachfrage. Die vom TV-Sender Phoenix ausgestrahlten 20-Uhr-Nachrichten hingegen, die auch in Gebärdensprache ausgestrahlt werden, nehmen nach meinen Erfahrungen ältere Gehörlose jedoch nur sehr zurückhaltend an. Ein Grund dafür mag darin liegen, dass sie häufig die dort gezeigten Gebärden nur unzureichend verstehen. Was die Nutzung des „World Wide Web“ betrifft, so stehen ältere Gehörlose im Vergleich zu gleichaltrigen Hörenden gewöhnlich diesem Medium weniger aufgeschlossen gegenüber. Dies ist nach meinen Beobachtungen vor allem auf ihre fehlende Praxis im Lesen und Schreiben zurückzuführen. So wenden sie sich auch eher selten Büchern zu und ziehen die „Bild-Zeitung“ vor.

¹⁷⁵ Angaben zur Person finden sich im Anhang.

4.4.2 Junge Gehörlose

Die Jugendlichen in Deutschland wachsen in einer „globalisierten, individualisierten und kommerzialisierten Welt“ auf, in der Menschen weltweit miteinander vernetzt sind. Der gegenwärtige technologische Fortschritt im digitalen Kommunikationsbereich wird vor allem von jungen Menschen genutzt, um zum Beispiel mit Hilfe des Mobiltelefons in Form von Telefongesprächen oder Kurznachrichten (SMS) orts- und zeitunabhängig „Peerbeziehungen“ aufrechtzuerhalten und zu koordinieren (Schulz 2010: 233ff.). Bereits in seiner 1998 in deutscher Übersetzung veröffentlichten Studie über die „Net Kids“¹⁷⁶ prognostizierte Don Tapscott, kanadischer Professor an der Universität Toronto, das Entstehen einer „Netz-Generation“ von Jugendlichen, die sich mit Hilfe digitaler Techniken gegenseitig austauscht (Tapscott 1998:87ff.). Zehn Jahre später, beschreibt er in „Grown up digital“¹⁷⁷ den rasanten Wandel, der sich innerhalb der westlichen Gesellschaft vor allem innerhalb der Familien und Peergroups durch die vermehrte Anwendung dieser Techniken mittlerweile vollzogen hat (Tapscott 2008: 219 ff.). Wie intensiv technische Neuerungen wie etwa das Smartphone genutzt werden, hängt allerdings von der Interessenlage der jeweiligen sozialen Gruppe ab (Hugger 2010:7).

Eine Gruppe, die ein starkes Interesse an diesen neuen Techniken hat und diese intensiv nutzt, ist die der gehörlosen Kinder und Jugendlichen, denen es damit gelungen ist, ihren Alltag maßgeblich zu verändern. Die positive Einstellung vieler jüngerer Gehörloser zu den modernen Kommunikationstechniken zeigt sich in ihrer Bereitschaft, neben dem Mobiltelefon, mit dem sie unter anderem SMS versenden können, auch iPhone oder iPad zu benutzen, um von unterwegs aus E-Mails zu empfangen oder zu senden, was zu ihnen zu größerer Mobilität im Alltag verhilft und sie dabei unterstützt, mit Ämtern in Verbindung zu treten oder Termine beim Arzt zu vereinbaren (Saxer 2012:323). Sie chatten regelmäßig mit ihren meist gehörlosen Bekannten oder Freunden und besitzen inzwischen die Möglichkeit, problemlos mit anderen Gehörlosen per Video zu kommunizieren. Das neuartige Video-Chat-Programm „ooVoo“ ermöglicht es sogar, mehrere Personen gleichzeitig in ein Gespräch einbeziehen. Diese verbesserte

¹⁷⁶ „Net Kids: Die digitale Generation erobert Wirtschaft und Gesellschaft“. Wiesbaden: Gabler Verlag. Originalausgabe 1997: „Grown up digital: The Rise of the Net Generation“. New York: McGraw-Hill Verlag.

¹⁷⁷ „Grown up digital. How the Net Generation is Changing your World“.

Technik des herkömmlichen Bildtelefons, das früher nur zu Hause verwendet werden konnte, erlaubt mittlerweile das ortsunabhängige Chatten auf der Grundlage von Mobiltelefonen, die mit Videokameras ausgestattet sind.

Da jüngere Gehörlose häufig über eine relativ gute Lese- und Schriftsprachkompetenz verfügen, sehen sie sich an Stelle von Fernsehfilmen häufig DVDs aktueller Kinofilme mit Untertitel an. Sie benutzen regelmäßig das Internet, das ihnen ermöglicht, zum Beispiel auf der Videoplattform "YouTube" Berichte von gehörlosen Künstlern oder Videobeiträge aus der Gehörlosenwelt anzusehen. Heutzutage bieten die neuen digitalen Techniken eine Chance, sich notwendiges Wissen anzueignen, um später beruflich und damit ökonomisch erfolgreich zu sein (Saxer 2012:323).). Der maßgebliche Unterschied, der vor allem jüngere von älteren Gehörlosen unterscheidet, ist meiner Ansicht nach die bessere Möglichkeit der jüngeren Generation, sich Zugang zu Wissen und Information zu verschaffen. Allerdings hängt die Umsetzung eines möglichen Bildungstransfers vom sozialen Hintergrund des Einzelnen ab (ebd., S. 323).

4.5 Soziale Netzwerke

Alfred R. Radcliffe-Brown (1881-1955), ein Pionier der Britischen Sozialanthropologie, hatte schon in den 1940er Jahren Strukturen sozialer Netzwerke untersucht, die sich durch unterschiedliche Formen sozialer Beziehungen und Interaktionen ausdrückten. Dieser Tradition folgte der britische Sozialanthropologe John A. Barnes (1918-2010), der 1958 das Phänomen des „sozialen Netzwerkes“ präziserte (Leist-Villis 2004:26). Gegenwärtig ist es die "Social Network Community", die eine entscheidende Rolle beim Zustandekommen sozialer Beziehungen zukommt. Diese basieren auf gemeinschaftsbildenden Medien, allen voran dem "World Wide Web". Seine Nutzer äußern sich dort in „Blogs“ oder nehmen Stellung auf speziellen "Communitysites", die Grundlagen für eine globale Vernetzung bilden können. Zu den „klassischen“ Kommunikationsmedien wie etwa Telefon, Fax oder E-Mail sind nunmehr „Community-Medien“ hinzugetreten, über die eine größere Anzahl von Personen gleichzeitig erreicht werden kann, wodurch soziale Räume entstehen (Stegbauer 2006:68ff.). In solchen grenzübergreifenden Kommunikationsnetzwerken besitzen Menschen mit übereinstimmenden Einstellungen und einer ähnlichen Art, sich auszudrücken, Gelegenheit, ihre Erfahrungen zu teilen (Knapp 2010:81ff).

4.5.1 Junge Gehörlose

Bei den „Online“-Netzwerken kommt den Peergroups eine wichtige gemeinschaftliche Rolle zu (Jörisen & Marotzki 2010:103), wie dies am Beispiel von „Facebook“ sichtbar wird, das Personen global miteinander vernetzt. Netzwerke bieten dem Einzelnen eine öffentliche Plattform, aber immer im Rahmen der Anonymität bzw. in den Grenzen, innerhalb der er sich mit seinen persönlichen Angaben bewegen möchte. Im virtuellen Raum ergeben sich unter anderem berufliche Chancen und Anregungen für die Freizeitgestaltung. Die Kommunikation im virtuellen Raum entsteht häufig auf schriftlicher Basis und die Art der schriftlichen Äußerung entscheidet über die Akzeptanz eines Teilnehmers. (ebd., S.113).

Gehörlose Jugendliche sind aufgrund ihrer meist guten Ausdrucksfähigkeit häufig in der Lage, im Internet problemlos Kontakte aufzubauen, ohne sofort auf ihren Hörstatus reduziert zu werden. Dort treffen sie auch auf Kommunikationsplattformen für Gehörlose wie etwa dem „Gehörlosen-Café“ (GL-C@FE.de) oder dem sozialen Netzwerk www.taubenschlag.de, die Gelegenheit bieten, sich an Diskussionen zu beteiligen oder Informationen über neue berufliche Perspektiven für Gehörlose oder Freizeittipps abzurufen. Die genannten Netzwerke bilden eine Brücke von der virtuellen zur realen Welt und laden mit zahlreichen Anregungen zu Sportveranstaltungen oder Seminaren zur Auseinandersetzung mit aktuellen Themen ein. Jungen Gehörlosen gelingt es aber nicht nur innerhalb der virtuellen Welt, sondern auch im realen Leben soziale Netzwerke aufzubauen. Im Rahmen der zahlreich angebotenen Veranstaltungen lernen sich Gehörlose aus Deutschland oder dem Ausland persönlich kennen und knüpfen Freundschaften und Kontakte, die sie pflegen und ausbauen.

Auch Laura unterhält enge Kontakte zu gehörlosen Freunden, die ihr wichtig sind, und trifft sich regelmäßig mit ihnen, um gemeinsam die Freizeit zu verbringen. Den größten emotionalen Stellenwert besitzen für sie allerdings familiäre Beziehungen. Ihre hörenden Eltern und Geschwister geben ihr in vielen Lebenslagen Stabilität und Selbstvertrauen. Von ihrer Familie fühlt sich angenommen und erfährt sowohl in materieller wie auch in emotionaler Weise die notwendige Unterstützung und Zuwendung. Diese Einstellung bestätigt die allgemeine Aussage, dass es vor allem die Mitglieder der eigenen Familie sind, die in unterschiedlicher Form Unterstützung anbieten (Tremmel 2008:162).

4.5.2 Ältere Gehörlose

Im Gegensatz zu den jungen Gehörlosen, die moderne Kommunikationstechniken nutzen, um untereinander soziale Kontakte aufzubauen, ist der Gehörlosenverein für die älteren Gehörlosen von jeher Ort der Kontaktpflege und der sozialen Teilhabe (Menzel et al. 2009:160). Dort finden sie immer wieder Gelegenheit, sich auf ihre Art ungehindert auszutauschen. Die meisten Mitglieder kennen sich bereits seit Jahrzehnten und sind in der Regel in freundschaftlicher Weise miteinander verbunden. Grenzüberschreitende Sportfeste boten früher Gehörlosen die Möglichkeit, sich kennenzulernen, und oftmals wuchsen aus diesen Begegnungen lebenslange Freundschaften. Aber vor allem der örtliche Gehörlosenverein ist für ältere Gehörlose bis heute eines der bedeutenden Elemente in ihrem gesellschaftlichen Leben.

Mit zunehmendem Alter und wachsender Bedürftigkeit rückt jedoch die Verwandtschaft¹⁷⁸ als soziales Netzwerk immer mehr an die Stelle des Vereins. Für viele ältere Gehörlose auf dem Land stehen immer weniger Geschäfte, Apotheken, Arztpraxen und Busverbindungen zur Verfügung. In solchen Fällen erledigen die meist hörenden Kinder Einkäufe oder andere Besorgungen. Bei Erkrankung übernehmen sie gewöhnlich die Fahrten zum Arzt oder ins Krankenhaus, da gehörlose Partner des Öfteren wegen zunehmender Fahruntüchtigkeit ausfallen. Besonders isoliert leben häufig diejenigen Gehörlosen, die während der Nazi Herrschaft zwangssterilisiert worden sind und nicht auf Kinder oder Enkel zurückgreifen können. Wenn ihnen keine anderen Angehörigen zur Seite stehen, folgt sehr häufig der Umzug in ein Altenheim.

Ältere gehörlose Heiminsassen leben in der Regel sprachlich und damit auch sozial isoliert unter hörenden Mitbewohnern. Mittlerweile entstehen allerdings Initiativen wie etwa in München, wo ein regelmäßiger Besuchsdienst in Altenheimen die Isolation gehörloser Personen mildern soll. Die Bereitschaft der noch rüstigen Gehörlosen, die in der Lage wären, eine solche Aufgabe zu übernehmen, ist nach meinen Erkenntnissen momentan allerdings noch nicht besonders ausgeprägt. Was mir aber auffiel, ist das Bemühen langjährige Freunde, sich gegenseitig solidarisch zu verhalten.

¹⁷⁸ Da sich mit dem Terminus „Verwandtschaft“ so viele unterschiedliche kulturelle Vorstellungen verbinden, ist eine abschließende Definition nur eingeschränkt möglich. Meist beschreibt er soziale Beziehungen, die sich traditionell aus der biologischen Abstammung ableiten (Schütze & Wagner 1998:7). Zwar finden sich unter den Gehörlosen auch einzelne, die die soziale Rolle eines Verwandten übernehmen und sich gegenseitig unterstützen, aber in der Regel kommen die meisten Hilfsangebote von Verwandten im engeren Sinne wie etwa Kindern oder Geschwistern.

4.6 Reisen

Bereits im 19. Jahrhundert bescheinigte man Gehörlosen einen stark ausgeprägten „Trieb zum Reisen“ (Thurnburg 1992:109). Die ungebrochene Reiselust, die viele Gehörlose auch heute noch an den Tag legen, kann meiner Meinung nach als repräsentatives Merkmal dieser Gemeinschaft angesehen werden. Als ein Motiv dafür wird die Aufnahme „neuer visueller Eindrücke“ genannt, die bis zu einem gewissen Grad das „akustische Informationsdefizit“ ausgleichen (Gotthardt-Pfeiff 1991:73).

Ältere Gehörlose reisen häufig im Rahmen einer organisierten Gruppenreise. So bietet die Katholische Gehörlosenseelsorge München mehrtätige Reisen wie etwa nach Meran oder Wien an. Aber auch die Gehörlosenvereine in München und Umgebung veranstalten für ihre Mitglieder Reisen im In- und Ausland, die ältere Gehörlose gerne annehmen. Nach meinen Beobachtungen verreisen Ältere auch oftmals mit ihren Familienangehörigen oder Partnern.

Junge Gehörlose gestalten ihre Reisen oftmals individuell. So berichtete Kathy¹⁷⁹ von ihrem einwöchigen Urlaub in London, den sie mit einem gehörlosen Freund unternommen hatte. Bei der Erkundung dieser Metropole stellte sich als hilfreich heraus, dass beide über einen lautsprachlichen Grundwortschatz in der englischen Sprache verfügen und ihn auch anwenden konnten. Aber auch diese Altersgruppe schließt sich mitunter Gruppenreisen an, wie sie beispielsweise vom örtlichen Jugendverband Gehörloser in München „Initiative Gehörlosenjugend“ (IGJ) angeboten werden.

Unter den mittleren Jahrgängen finden sich vermehrt Gehörlose, die auf Angebote von Reisebüros, die sich auf gehörlose Kunden spezialisiert haben, zurückgreifen. So bietet das Münchner Reisebüro „deaf-travel“ eine intensive Beratung in Gebärdensprache per Video im Internet oder im persönlichen Gespräch an. Die in diesem Reisebüro weltweit angebotenen Ziele können in Form von Individual- oder Gruppenreisen gebucht werden. Entweder begleitet ein gebärdensprachkompetenter Reiseleiter die Reisegruppe und hilft bei auftretenden Problemen, oder eine gebärdensprachkompetente Person steht vor Ort zur Verfügung, die als Übersetzer/in tätig wird. Mit dieser neuen Form des Reisens sichert sich der Gehörlose folgende Vorteile: Er kann seine Reiseziele selbst wählen, ohne auf die Gebärdensprache verzichten zu müssen.

¹⁷⁹ Angaben zur Person finden sich im Anhang.

4.7 Kommunikationsstil und Körperkontakt

Der Anthropologe Edward T. Hall (1914-2009), der seinen Forschungsschwerpunkt auf die interkulturelle Kommunikation legte, wies darauf hin, dass die Deutschen gewöhnlich einen unverblühten, direkten Kommunikationsstil pflegten (Hall 1990:53). Im Gegensatz dazu legen Japaner eine sehr zurückhaltende Art der Kommunikation an den Tag. 2011 erschien eine Dissertation von Earl George an der Universität Berkeley, die der Frage nachging, ob sich die in der japanischen Gesellschaft entwickelten normierten sprachlichen Höflichkeitsformen auch in der Japanischen Gebärdensprache ("Japanese Sign Language" - JSL) wiederfinden. Zunächst stellt er fest, dass Japaner über Höflichkeitsformen verfügen, die sie je nach Adressat und Gesprächsart sprachlich differenziert einsetzen können (George 2011:75). Abschließend unterstreicht er, dass die JSL dem gestischen und mimischen Höflichkeitscode der Hörenden gleiche. Dies zeige der starken Einfluss, den die hörende Gesellschaft auf die japanische Gebärdensprache ausübe, auch wenn die JSL eine andere Kommunikationsform darstelle (ebd., S. 78).

Diese Aussage trifft für Deutschland meiner Ansicht nach nicht zu. Vielmehr empfinden selbst hörende Deutsche, die für ihren direkten sprachlichen Kommunikationsstil bekannt sind, deutsche Gehörlose als oftmals zu direkt. Hörende, die über einen längeren Zeitraum hinweg in intensivem Kontakt zu verschiedenen Gehörlosen-Gruppen standen, erwähnten mir gegenüber sehr häufig deren direkte Art der Kommunikation, die sie häufig als unhöflich und mitunter sogar als verletzend empfanden. Um die Hintergründe für diesen Kommunikationsstil zu verstehen, befragte ich Sandra nach ihrer Ansicht. Sie erklärte mir: Gehörlose sind ausgesprochen visuelle Menschen und können meist sofort erkennen, ob es einem gehörlosen Freund oder Bekannten körperlich oder seelisch schlecht geht. In einem solchen Fall wendet sich der Gehörlose an die betroffene Person und nimmt unmittelbar darauf Bezug. Die angesprochene Person empfindet diesen Schritt als ehrliche Anteilnahme. Sie fühlt sich keinesfalls verletzt, sondern empfindet ihn als Zuspruch und gleichzeitig als Einladung, über ihre Befindlichkeiten oder Probleme zu sprechen. Diese Erklärung verriet mir viel über die Denkweise Gehörloser. Sie ist für mich als Hörende ungewohnt, da nach meinen Erfahrungen in der hörenden Gesellschaft bestimmte Themen im direkten Gespräch gewöhnlich nicht berührt werden und diese Grenze üblicherweise auch nicht überschritten wird. Hat zum Beispiel eine hörende Person, etwa eine Nachbarin, mit

einer schweren Krankheit zu kämpfen, wird es gewöhnlich als unpassend angesehen, diese unmittelbar darauf anzusprechen. Dies lässt eine gewisse Verhaltensunsicherheit entstehen, die unter Gehörlosen in der Regel nicht auftritt, da sie üblicherweise das ohne Umwege gesuchte persönliche Gespräch als befreiend und entlastend empfinden. Dennoch gehe ich der Frage nach, ob der negative Eindruck, den Hörende oftmals mit dem Kommunikationsstil Gehörloser verbinden, an der Gebärdensprache selbst liegen kann. Regina gibt mir dafür folgende Erklärung:

Die Gebärdensprache ist eine ausdifferenzierte Sprache, mit der alle Arten von „Zwischentönen“ ausgedrückt werden können. Um sie aber zu verstehen, muss man sehr gut mit ihr vertraut sein und ihre idiomatischen Eigenheiten kennen.

Die direkte Kommunikationsform Gehörloser ist demnach nicht Ausdruck eines sprachlichen Defizits, sondern eine charakteristische Verhaltensweise, die bewusst gewählt wird, um mit anderen Mitgliedern ihrer Gemeinschaft schnell ins Gespräch zu kommen. Gehörlose verstehen diese Art der Kommunikation als herzlich und freundschaftlich und wenden ihn selbst an. Eine weitere typische Eigenart der Gehörlosen drückt sich im visuellen Applaus aus. Damit zeigen sie zum Beispiel ihre Begeisterung über eine gelungene Gebärdentheater-Vorstellung. Dabei reißt der Applaudierende spontan die Arme nach oben, wobei er die geöffneten Handflächen in einer schnellen rotierenden Bewegung nach innen und außen dreht. Auch der Augenkontakt oder das schnelle Winken, um beim gewünschten Gesprächspartner Aufmerksamkeit zu erregen sowie die körperliche Berührung wie etwa in Form eines leichten Antippens am Arm bzw. an der Schulter bei der Kontaktaufnahme sind für die Kommunikation Gehörloser kennzeichnend.

4.8 Klatsch und Tratsch

Hörende äußern des Öfteren die Ansicht, die Vorliebe gehörloser Menschen für „Klatsch und Tratsch“ stelle ein für sie typisches Merkmal dar. Sie bewerten dieses Verhalten auch als eine frauenspezifische „trivialisierete Kommunikationsform“. Dabei handelt es sich jedoch um eine Kommunikationsweise, die hörende Männer und Frauen gleichermaßen einsetzen. „Klatsch und Tratsch“ übernimmt die wichtige Funktion, Mitglieder einer Gruppe zusammenzuführen. Auf die Weise können sie sich über

alltägliche Probleme zwanglos austauschen und gegebenenfalls gemeinsam nach Lösungen zu suchen. Im Gegensatz zur schriftlichen Verständigung sorgt diese mündliche Form des Austausches für einen kontinuierlichen „Informationsfluss“, der häufig mit Berichten aus der eigenen sozialen Umgebung angereichert wird. „Klatsch und Tratsch“ besitzt zugleich eine normierende Funktion für die Gruppe und kann gelegentlich auch gegen eine nicht anwesende dritte Person gerichtet sein (Klaus 2005:108).

Die Beschäftigung mit Klatsch und Tratsch spielt auch im Alltagsleben Gehörloser eine zentrale Rolle. Besonders ältere Gehörlose sind wegen ihrer Leseschwäche nicht in der Lage, die für ihre Gruppe wichtigen Informationen über die Presse oder das Fernsehen zu beziehen. Deshalb konzentrieren sie sich auf den Informationsfluss in ihrer kleinen örtlichen Gemeinschaft. Die dort auftauchenden Neuigkeiten werden schnell, falls möglich, an alle bekannten Gehörlosen weitergegeben (Werth & Sieprath 2002: 363). Ein Teil dieser Neuigkeiten enthält mitunter auch Wertungen, die nicht immer positiv ausfallen können. Viele ältere Vereinsmitglieder kennen sich bereits seit ihrer Jugend und wissen häufig über den Einzelnen sehr gut Bescheid. Deshalb stehen sie der Kritik an kleineren Schwächen grundsätzlich großzügig gegenüber. Allerdings kann es in einzelnen Fällen durch Klatsch und Tratsch zu unangemessener Kritik an einem Mitglied kommen (Leven 1997:55). In einem kleinen Gehörlosenverein erlebte ich die negative Seite des Klatsches, was letztendlich dazu führte, dass sich die davon betroffene Person vom Vereinsleben zurückzog. Aufgrund der Erfahrungen meiner Feldforschung bin ich dennoch der Ansicht, dass diese Art der Kommunikation für Gehörlose unentbehrlich ist. Klatsch und Tratsch hilft vor allem älteren gehörlosen Menschen, Barrieren der Schriftsprache zu umgehen und zwanglos und schnell an für sie wichtige Informationen zu gelangen. Dazu gehören etwa Neuigkeiten wie die Freistellung von gesetzlichen Zuzahlungen oder die bundesweit unentgeltliche Benutzung von Bus und Bahn. Zudem stellt Klatsch und Tratsch, wie er besonders in den kleinen, örtlichen Gehörlosenvereinen auftritt, oftmals ein unentbehrliches Ventil dar, um größere Spannungen nicht erst zum Ausbruch kommen zu lassen. Andererseits verfügten ältere Gehörlose noch nicht dem Maße wie heute über Möglichkeiten, Freundschaften außerhalb ihrer kleinen Gemeinschaft aufzubauen. Deshalb sind sie bereit, mitunter kränkenden „Klatsch und Tratsch“ hinzunehmen, um eine Eskalation zu vermeiden und damit einer möglichen Isolation zu entgehen.

4.9 Zeit

Für den Soziologen Norbert Elias (1897-1990) erlernt das Individuum von klein auf die in seiner Gemeinschaft charakteristischen „Zeitsignale“ und übt, sein Verhalten darauf abzustellen (Elias 2004:23). Besonders in früheren traditionellen außereuropäischen Gesellschaften wurde „Zeit“ als ein wiederkehrender Zyklus aufgefasst, der häufig in einem religiösen Kontext stand. In den westlichen Ländern gilt hingegen ein lineares Zeitkonzept, das mit der „Geburt“ eines Menschen beginnt und mit dessen „Tod“ endet. Es existieren allerdings ländertypische Unterschiede im Umgang mit dem Phänomen Zeit, wie das Beispiel „Pünktlichkeit“ veranschaulicht (Broszinsky-Schwabe 2011: 147ff.). Nach Edward T. Hall betrachten die Deutschen Pünktlichkeit als etwas Selbstverständliches. Daher erwarten sie in fast schon „obsessiver“ Manier, dass Verabredungen auf die Minute genau eingehalten werden (Hall 1990:35).

Als ich mich dem Gebärdenchor anschloss, war es für mich selbstverständlich, fast überpünktlich zum Probenbeginn zu erscheinen. Als ich bemerkte, dass die übrigen Chormitglieder ein anderes Zeitverständnis besaßen, musste ich mich erst langsam daran gewöhnen. Die Proben beginnen, wenn alle anwesend sind bzw. die Mehrheit des Chors eingetroffen ist. In der Zwischenzeit tauscht man sich ganz entspannt über Neuigkeiten aus. Meine gehörlosen Sportkolleginnen hingegen, die noch im Berufsleben stehen und Pünktlichkeit gewohnt sind, erscheinen in der Regel rechtzeitig zur Übungsstunde. Nach ihrem Eintreffen stelle ich aber regelmäßig eine Veränderung in ihrem Verhalten fest. Erst wirken sie angestrengt, aber nachdem sie die Räumlichkeiten betreten haben und auf die anderen gehörlosen Frauen gestoßen sind, unterhalten sie sich zunächst ausgiebig, bevor die Trainingsstunde beginnt. Auch danach folgt keine schnelle Verabschiedung, wie ich sie gewöhnlich bei Hörenden erlebe.

Das Zeitkonzept der älteren und der mittleren Altersstufe unterscheidet sich meiner Ansicht nach im privaten Bereich deutlich von dem in der hörenden Gesellschaft sonst üblichen Zeitbegriff innerhalb. Bei gehörlosen Jugendlichen scheint dies anders zu. Sie zählen nach meinen Beobachtungen zu der Gehörlosengruppe, die mittlerweile am besten in die hörende Welt integriert ist. Die beruflichen Möglichkeiten, die sich neuerdings für sie in der hörenden Welt verstärkt eröffnen, erfordern allerdings für ihre Verwirklichung in vielen Bereichen ein strengeres Zeitverständnis, das die hörende Mehrheit vorgibt.

4.10 Gebärdenamen

Ein Name dokumentiert in erster Linie eine verwandtschaftliche Zugehörigkeit. So werden Taufnamen bis heute von einer Generation zur nächsten weitergegeben. Im Namen kann sich aber auch eine enge Bindung an eine Region und die dort lebende Gemeinschaft widerspiegeln (Rolker 2011:8f.). Die Bindung an die Gehörlosengemeinschaft äußert sich unter anderem im Empfang des Gebärdenamens, der zusätzlich zum Vornamen verliehen wird (Mackevicius 2010:1) Er dient auch dazu, Verwechslungen mit anderen Personen zu vermeiden. Das Gebärden des Namens soll zudem das zeitaufwendige Buchstabieren eines Vornamens mit Hilfe des Fingeralphabets entbehrlich machen, um so ein Gespräch im Fluss zu halten. Diese Tradition sorgt ferner dafür, Missverständnisse, die beim Buchstabieren oder Lippenlesen entstehen können, zu umgehen (ebd., S. 12ff.). Linkshänder gebärden den Namen gewöhnlich mit der linken und Rechtshänder mit der rechten Hand. Wird allerdings auf eine Person mit einem besonderen Merkmal Bezug genommen wie beispielsweise auf einen auffälligen Ring am linken Ohr, benutzt ein Rechtshänder für die Ausführung der Gebärde ausnahmsweise die linke Hand (ebd., S. 63).

Gebärdenamen ändern sich im Laufe eines Lebens meist nicht (Mackevicius 2010:14). Ich kenne zahlreiche ältere Gehörlose, die ihren Gebärdenamen bereits seit jungen Jahren führen. Mir fiel auf, dass viele Gebärdenamen von Gehörlosen sich auf spezifische körperliche Merkmale beziehen wie zum Beispiel eine Narbe im Gesicht, was allerdings nicht abwertend gemeint ist. Öfters wird auch der erste Buchstabe des Vornamens wie etwa „B“ für Brigitte verwendet und dafür der entsprechende Buchstabe des Fingeralphabets gebärdet¹⁸⁰. Auch Eigenschaften einer Person sind beliebte Namensgeber. So steht die Gebärde „Lächeln“ als Gebärdenname für eine stets gut gelaunte Person.

Gehörlose geben sich aber nicht nur untereinander Gebärdenamen, sondern auch Hörenden wie etwa prominenten Politikern. Diese werden allerdings nicht immer ausschließlich neutral oder positiv gebraucht. So existieren für den Ex-Politiker Joschka Fischer zwei Namensgebärden. Die erste Gebärde deutet mit der Hand eine schlängelnde Bewegung an, die auf einen Fisch verweist. Die andere Gebärde bezieht sich auf

¹⁸⁰ Der Buchstabe B wird im Fingeralphabet wie folgt dargestellt: Die Bewegung wird vor der Brust ausgeführt. Die Finger der geöffneten, flachen Hand zeigen senkrecht nach oben und der Daumen liegt auf der Handfläche.

sein körperliches Erscheinungsbild, das zwischen dick und dünn schwanken kann. Dazu bläst der Gebärdende zunächst die Backen auf und deutet mit nach außen schiefgestellten Händen einen größeren Abstand an. Anschließend bewegen sich die Hände nach vorne und verringern dabei ihren Zwischenraum, bis der Gebärdende sie kurz vor einer Berührung anhält. Gleichzeitig lässt er die Luft langsam aus den Backen ausströmen¹⁸¹.

Häufig empfinden Gehörlose den Empfang eines Gebärdennamens, die sie von der Gehörlosengemeinschaft erhalten, als eine Art Initiationsritual, das in positiver Weise für ihr Taubsein steht. Er gibt ihnen das Gefühl, einer Gemeinschaft anzugehören, die ihre eigenen Werte und Normen besitzt, mit denen sie sich identifizieren und durch die sie sich von der hörenden Umgebung unterscheiden.

4.11 CODA

Keine Gruppe hörender Menschen ist so eng vertraut mit der Lebenswelt Gehörloser wie die der CODAs (Children Of Deaf Adults)¹⁸². Etwa 90 Prozent der CODAs sind hörende Kinder gehörloser Eltern, die ihrerseits zum überwiegenden Teil aus hörenden Familien stammen (Hundsödörfer 2003:38). Gehörlose Eltern reagieren oftmals erfreut auf die Geburt eines hörenden Kindes. In ihren Augen bietet sich damit die Möglichkeit, eine Brücke zur hörenden „Normalität“ aufzubauen¹⁸³ (Funk 2001:286). Ihre hörenden Kinder, die CODAs, sehen sich selbst oftmals als „Brückenmenschen“. Diese Brückenmetapher, die für die Verbindung der gehörlosen und hörenden Welt steht, konkretisiert sich in ihrer Vorliebe für den Beruf des Gebärdensprachdolmetschers (Hundsödörfer 2003: 84). Noch vor etwa 20 Jahren lebten die meisten von ihnen in einer für sie schwierigen Situation. Gehörlose Eltern beanspruchten ihre hörenden Kinder gerne, um

¹⁸¹ <http://meinaugenschmaus.blogspot.de/2010/10/gebardennamen-der-politiker.html>

¹⁸² Ursprünglich geht der Name CODA auf einen Zusammenschluss hörender Kinder gehörloser Eltern in den USA im Jahr 1983 zurück (Hundsödörfer 2003:95).

¹⁸³ Gehörlos geborene Kinder werden von Teilen der Gehörlosengemeinschaft automatisch als Mitglieder einer „kulturellen“ Gemeinschaft betrachtet. Dieser Sichtweise widerspricht der Soziologe und Linguist Anton Leist: „Nicht ernst zu nehmen ist die Ansicht, dass das gehörlos geborene Kind bereits der Gehörlosen-Kultur angehört (...) Einer Kultur kann man nur angehören, wenn man eine Sprache spricht, und über die soll ja erst entschieden werden. Das physiologische Faktum der Gehörlosigkeit kann so wenig zu etwas verpflichten wie ein angeborener Herzfehler, es ist zunächst nur ein natürliches Faktum, auf das man verschieden reagieren kann. Das gehörlos geborene Kind gehört nicht schon zur Gruppe der Gehörlosen, wenn sich diese Gruppe kulturell versteht“ (Leist 2010:241/ Anm.21).

bei Arzt- und Lehrerbesuchen oder auf Ämtern zu übersetzen, Filme zu kommentieren sowie Telefonate für sie zu führen. (Gotthardt-Pfeiff 1991:122f.).

Nicht selten findet bereits früh innerhalb der Familien ein „Rollentausch“ statt, der häufig auf das mangelnde Selbstbewusstsein gehörloser Eltern zurückzuführen ist (Hundsödörfer 2003:37). Die oftmals erlebte „Fremdbestimmung“ durch die hörende Umwelt erklärt, warum sie ihren hörenden Kindern oftmals eine „Führungsrolle“ übertragen (Gotthardt 2002:69).

Die nachfolgenden zwei Gespräche sollen verdeutlichen, wie unterschiedlich zwei hörende Kinder die Kindheit mit ihren gehörlosen Eltern empfanden. Zunächst berichtet die 37-jährige Anita¹⁸⁴:

Rückblickend war es für mich als Kind ziemlich schwer. Meine gehörlose Mutter und mein gehörloser Stiefvater kamen aus Ungarn. Da weder meine Mutter noch mein Stiefvater die deutsche Sprache beherrschten, konnten sie auch nicht von den Lippen ablesen. Deshalb musste ich bereits im Alter von vier Jahren für meine Eltern übersetzen und fühlte mich dabei häufig überfordert. Ein „normales“ Familienleben hat mir sehr gefehlt und vor allem eine Phase der Geborgenheit. Ich hatte nicht das Glück wie etwa die hörenden Kinder deutscher Gehörloser, deutsche Großeltern zu haben, die mir vor allem beim Erlernen der deutschen Sprache hätten helfen können. Bereits im Kindergarten fiel auf, dass ich relativ schlecht Deutsch sprach und erhebliche Mängel aufwies. Damals gab es noch so gut wie keine Hilfsangebote, so wie heute¹⁸⁵. Ich hatte wenig Kontakt zu anderen hörenden Kindern und fühlte mich als Außenseiter.

Frage: Haben Sie bei Gehörlosentreffen auch hörende Kinder von anderen Gehörlosen getroffen?

Anita: Natürlich. Da ich ein Einzelkind war und keinerlei hörende Verwandtschaft in Deutschland hatte, war ich sehr isoliert und freute mich immer sehr auf die hörenden Kinder, mit denen ich unbeschwert spielen konnte. Außerdem hatten wir Kinder mit den gleichen Problemen zu kämpfen, der eine mehr, der andere weniger.

¹⁸⁴ Angaben zur Person finden sich im Anhang.

¹⁸⁵ Auch heute noch weisen wissenschaftliche Studien vereinzelt auf fehlende lautsprachliche Angebote für CODAs hin, was sich nicht nur auf deren sprachliche Entwicklung, sondern auch auf andere Bereiche negativ auswirken kann. Allerdings ist man inzwischen von staatlicher Seite bemüht, für jedes dieser Kinder eine Frühförderung anzubieten (Leonhardt 2008:61f.).

Frage: Haben Sie heute noch Kontakt mit den hörenden Kindern von damals?

Anita: Nein.

Frage: Haben Sie heute noch Kontakte zu Gehörlosen?

Anita: Nein. Als ich 13 oder 14 Jahre alt war, bin ich nicht mehr zu den Gehörlosentreffen gegangen und das gilt auch für die anderen hörenden Kinder, die ich kannte.

Frage: Können Sie mir dieses Verhalten rückblickend erklären?

Anita: Du musst dich entscheiden. Ich persönlich habe mich nie mit der Gehörlosenwelt identifiziert. Ich habe mich immer als Hörende betrachtet, und deshalb wollte ich auch nur mit Hörenden zusammen sein.

Auf die Frage nach ihrer Kindheit antwortet die gleichaltrige Karin:¹⁸⁶

Ich hatte eine schöne Kindheit, mir hat es an nichts gefehlt.

Frage: Wie war das als hörendes Kind im Gehörlosenverein?

Karin: Ich habe mich als Kind sehr wohl gefühlt im Gehörlosensverein meiner Eltern. Dort traf ich die anderen hörenden Kinder, und wir hatten viel Spaß. Für uns war es ganz normal, Eltern zu haben, die nicht hören konnten.

Frage: Sind sie heute Mitglied in einem Gehörlosenverein oder haben Sie gehörlose Bekannte oder Freunde?

Karin: Nein. Ich habe die Gehörlosen immer gemocht und habe durch meine Eltern auch immer wieder Kontakt zu den gehörlosen Freunden und Bekannten, die ich bereits kenne, seitdem ich ein kleines Kind war. Aber ich bin hörend und lebe in der hörenden Welt. Dort ist mein Zuhause und dort sind meine Familie und meine Freunde. Bis ich in

¹⁸⁶ Angaben zur Person finden sich Anhang.

die Lehre kam, bin ich noch regelmäßig zu den Treffen gegangen, aber dann hatte ich nicht mehr die Zeit. Ich hatte hörende Freunde etc.

Frage: Haben Sie für ihre Eltern gebärdet?

Karin: Natürlich musste auch ich für meine Eltern gebärden, aber ich war die Jüngste und so hat es mich am wenigsten getroffen. Meinen älteren Bruder, der der Älteste war und meine ältere Schwester hat es mehr getroffen. Wenn es zum Beispiel Nachrichten im Fernsehen oder eine bestimmte Sendung gab, dann mussten sie gebärden. Auch für mich war es schwierig, denn ich habe selbst nicht immer alles verstanden. Die Themen waren oftmals sehr schwer. Meine Eltern waren aber sehr selbstständig und selbstbewusst. Ich kann mich nicht daran erinnern, dass ich sehr oft außerhalb der Familie dolmetschen musste. Sie fuhren zum Beispiel allein zum Arzt oder zu den Ämtern. Meine Eltern haben uns Kinder von klein auf zu unseren Großeltern nach Berlin geschickt, auch wenn wir dazu keine Lust hatten. Ich glaube, sie wollten, dass wir schon sehr frühzeitig Kontakt zu Hörenden haben und die deutsche Sprache gut lernen.

Da die gehörlose Mutter und das hörende Kind nicht über einen gemeinsamen „Hörstatus“ verfügen, lernt das hörende Kind, sich in visueller und taktiler Weise zu verständigen. Die Mutter ihrerseits gebraucht häufig eine Mischung aus lautsprachbegleitenden Gebärden (LBG), Elementen der Deutschen Gebärdensprache (DGS), familientypischen Gebärden (Hundsдорfer 2003:60) sowie manchmal einzelne Wörter der Lautsprache. Der Kontakt zu hörenden Verwandten, Nachbarn und Freunden ist daher für das hörende Kind notwendig (Funk 2001:286). Hörende sind gewöhnlich nicht gebärdensprachkompetent (Koch-Bode 2008:126). Diese Aussage gilt in hohem Maße auch für hörende Großeltern, die durch den regelmäßigen Kontakt ihren hörenden Enkelkindern den Erwerb der deutschen (Laut-) Sprache erleichtern können (Leonhardt 2008:69).

5 Gehörlose, eine „ethnische Minderheit“ in Deutschland?

Von Darstellungen mit wissenschaftlichem Anspruch bis zu privaten Erlebnisberichten reicht die Literatur, die sich mit den Gehörlosen beschäftigt. In einer fast schon monotonen Regelmäßigkeit erscheint dort die Feststellung, die Gehörlosen besäßen eine eigene „Kultur“. Der Kulturbegriff im ethnologischen Sinne ist nach Ansicht der Professorin für Ethnologie Bettina Beer allerdings durch seine massenhafte Verwendung im Alltag inzwischen immer diffuser geworden und besteht häufig nur noch aus einer leeren „Worthülse“. Auch in einer wissenschaftlichen Arbeit erweist sich der Gebrauch dieses Terminus‘ mitunter als problematisch (Beer 2012:71).

Zu Recht wird er aber im Kontext von „Musik, Theater, Literatur, Architektur und bildende Kunst“ verwendet (ebd., S. 54). Im Bereich dieser Künste finden Gehörlose auch ein ideales Medium, sich zu äußern, denn es bedarf keiner Worte, um das Gefühl und die Sinne unmittelbar anzusprechen. Aufgrund ihrer ausgeprägten visuellen Ausdrucksfähigkeiten stellt das Internet für sie eine geeignete Plattform dar. Gehörlose Maler, Fotografen, Zauberer oder Gebärdenschauspieler zeigen dort Ausschnitte ihres Könnens und ihrer Kreativität. Auch im größten deutschen Gehörlosenportal „Taubenschlag“ erscheinen unter der Rubrik „Gebärdenkunst“ zahlreiche Veranstaltungshinweise über jüngere Künstler, die sich in unterschiedlicher Weise dem meist ebenfalls gehörlosen Publikum präsentieren. Ebenso hat sich das Gebärdensprachtheater heute als eine künstlerische Ausdrucksform etabliert. Unter den Künstlern des 20. Jahrhunderts lassen sich auch Beispiele für gehörlose Künstler finden. In der jüngeren Vergangenheit sind beispielsweise der Maler Rudolph Franz Hartogh (1889-1960), die Bildhauerin Elisabeth Seligmann (1893-1947) sowie Ruth Schaumann (1899-1975), die neben zahlreichen Plastiken, Grafiken und Zeichnungen auch ein umfassendes Prosawerk schuf, zu nennen (vgl. Groschek 2008:333ff.). Zwei bekannte gehörlose Künstler, die überregional Aufmerksamkeit erhielten, waren der Porträt- und Landschaftsmaler Richard Liebermann (1900-1966) sowie sein Malerfreund Ludwig David Bloch (1910-2002). Aber erst die gegenwärtigen gehörlosen Künstler, unter ihnen der Maler Dieter Fricke, wählen ihre Themen aus der Gehörlosenwelt. Gehörlose können nicht im herkömmlichen Sinne Musik „hören“, aber sie sind in der Lage Rhythmen und vor allem Vibrationen tiefer Töne zu spüren (Schmugge 1998:12). Manche lieben es, sich musikalisch in der Gebärdensprache auszudrücken und schreiben eigene lyrische Texte

für Gebärdenlieder, die eine eigenständige „visuelle Melodie und Harmonie besitzen“ (Ullrich 2004:81).

1992 machte der hörende amerikanische Sprachwissenschaftler, Psychologe und Professor an der Northeastern University in Boston, Harlan Lane, in seinem Buch *“The Mask of Benevolence. Disabling the Deaf Community“* erstmals den Begriff „Audism“ einem größeren Publikum in den USA bekannt. Dieser leitet sich aus dem Lateinischen „audire“ (hören) ab. Erstmals wurde er 1975 von dem gehörlosen, späteren Professor für Erziehungswissenschaften an der Universität von San Diego, Tom Humphries, in seiner unveröffentlichten Dissertation mit dem Titel: *“Audism. The Creation of a Word“* geprägt. Darin wandte sich Humphries gegen die seiner Ansicht nach verbreitete Überbewertung des Hörens bei gleichzeitiger Abwertung gehörloser Menschen und ihrer Gebärdensprache als defizitär (Bauman 2008:13). Lane wirft den hörenden „Audisten“ vor, die Gehörlosen in ähnlicher Weise zu unterdrücken, wie es frühere Kolonialherren mit den Völkern Afrikas oder Mexikos getan hätten. So nahmen sie beispielsweise das Land der indianischen Ureinwohner in Besitz (Lane 1992:78). Seiner Ansicht nach würden die Gehörlosen in den USA ähnlich unterdrückt wie die Navajo-Indianer und deren Sprache¹⁸⁷ (ebd., S. 108).

¹⁸⁷ Sprachforschungen in der „Navajo Nation Reservation“, dem größten Indianerreservat der USA, ergaben, dass hier gegenwärtig der größte Anteil indigener Muttersprachler lebt. Die „Navajo“-Sprache gehört zur „Western Apache“-Sprachgruppe, die ihrerseits zur „Athabaskan“-Sprachfamilie zählt (McCarty et al. 2010:73). Dass ihre Sprache bis in die Gegenwart immer noch lebendig geblieben ist und von allen Altersgruppen gesprochen wird, ist einerseits auf die abgeschiedene geographische Lage des Reservats in den „Four Corners“ und andererseits auf ihre durch die Größe des Territoriums bedingte, weitgehende soziale Isolation zurückzuführen. Der zunehmende Straßenbau, der heute den Anschluss an die Außenwelt ermöglicht, das vermehrte Errichten von Schulen und der verbesserte Zugang zu den Massenmedien haben allerdings zur existenziellen Gefahr geführt, dass sich Englisch als alleinige Sprache durchsetzt. In den staatlichen wie auch in den Missionsschulen war es in der Vergangenheit üblich, indianische Schüler sowohl psychisch als auch physisch zu bestrafen, wenn sie von ihrer ererbten Muttersprache Gebrauch machten. Um ihren Kindern diese negativen Erfahrungen und die damit verbundene Diskriminierung zu ersparen, entschieden sich viele Navajos dagegen, ihr sprachliches Erbe an die nächste Generation weiterzugeben. Nur einige wenige bekannten sich trotz erlittener Diskriminierung zu ihrer Sprache und sahen es als Verpflichtung an, diesen Teil ihrer indianischen Identität zu bewahren (ebd. S. 76ff.). Die Navajo-Sprache wird heute noch bei festlichen Anlässen unterschiedlicher Art wie beispielsweise Heilungszeremonien oder Zusammenkünften des Stammes gepflegt. Innerhalb der Familien stellt ihre Verwendung allerdings eine Ausnahme dar (ebd., S. 82). Um ihre Sprache zu bewahren, eröffnet sich nunmehr für die Navajo-Kinder die Möglichkeit, in eigenen Klassen Navajo zu erlernen, um ein Bewusstsein dafür zu entwickeln, wo die Wurzeln ihrer Identität liegen (ebd., S. 84ff.), die sich vor allem in den mündlichen Überlieferungen („oral history“) offenbaren (ebd., 71). Die indianischen Ureinwohner empfanden Englisch immer als Werkzeug der „Assimilation“ und „Kolonisation“ und damit gleichzeitig als ernsthafte Bedrohung für ihre indigene Lebensweise und ihr sprachliches Erbe. Obwohl sich auch heute junge Indianer prinzipiell zu ihren Wurzeln bekennen, stellt so mancher die Frage nach den mit dem Spracherwerb verbundenen Vorteilen („benefits“), denn ihnen ist oft schmerzlich bewusst, dass sie von einer englischsprachigen Umwelt umgeben sind. Die Angst vor dem Stigma, eine Sprache zu

Diese von Lane vertretene These stieß allerdings nicht auf ungeteilte Zustimmung. So meldeten sich kritische Stimmen, die etwa zu bedenken gaben: "Deaf people who attain the highest positions of employment, education, and leadership tend to be white, able-bodied men. Those who face the worst social economic problems tend to be deaf women of color and deaf people with additional disabilities. The deaf community treats multiple minorities in much the same way as deaf people are treated by the hearing majority – by discriminating against them"(Doe 1994:467). Berichten zufolge existiert diese Ungleichheit auch noch gegenwärtig: "Minority deaf individuals often report they experience racism not only in the population at large, but also within the Deaf Community" (Corbett 2002:88). Erving Goffman bietet für diese Verhaltensweise folgendes Erklärungsmuster an:

Das stigmatisierte Individuum zeigt eine Tendenz, seines-»gleichen« gemäß dem Grad, in dem ihr Stigma offenbar und aufdringlich ist, in Schichten zu gliedern. Es kann dann jenen gegenüber, die evidenter als es selbst stigmatisiert sind, die Verhaltensweisen einnehmen, die die Normalen ihm gegenüber haben (Goffman 1967:133f)¹⁸⁸.

Seit dem vermehrten Einsatz des Cochlea-Implantats in den 1990er Jahren begann sich eine immer stärker werdende Gruppe von Gehörlosen und Hörenden in den USA zu formieren, die den Bestand der Gehörlosengemeinschaft in Gefahr sah. So schuf Lane in dem 1997 veröffentlichten Artikel "Cochlear Implants and the Claims of Culture?" im *Kennedy Institute of Ethics Journal* den Ausdruck "Deaf Culture". Er schrieb, dass es eine Ansicht gebe, die den Einsatz des Cochlea Implantats als „genocide of the deaf“ betrachte (Lane & Grodin 1997:243). In seiner 2003 veröffentlichten Dissertation "Understanding Deaf Culture" entwickelte der britische gehörlose Professor für "Deaf Studies" in Bristol, Paddy Ladd, sein Konzept des Taubseins ("Deafhood"). Er ersetzt die bisherige Schreibweise "deaf", die für ihn Ausdruck einer einseitigen medizinische

verwenden, mit der negative Attribute wie etwa „Rückständigkeit“ und Armut verbunden werden, veranlasst junge Indianer häufig dazu, ihre indigenen Sprachkenntnisse zu „verstecken“. (ebd., S. 88ff.).

¹⁸⁸ Diese Aussage Goffmans kann meinen Erfahrungen nach auch für Gehörlose zutreffen. So begegnete ich im Rahmen einer gemeinsamen Reise mit älteren Gehörlosen nach Südtirol einer hörenden Mutter, die von ihrer damals 21-jährigen Tochter begleitet wurde, die als Folge von Sauerstoffmangel während der Geburt geistig zurückgeblieben war und nur mit Hilfe der Gebärdensprache kommunizieren konnte. Auf meine Frage, warum ihre Tochter nicht mit jungen Gehörlosen ihre Zeit verbringe, antwortete sie mir in vorwurfvollem Ton, dass es bereits mehrere entsprechende Versuche von ihrer Seite gegeben habe, aber die gleichaltrigen Gehörlosen ihre Tochter als „geistig Behinderte“ abgelehnt hätten und deshalb nichts mit ihr zu tun haben wollten.

Betrachtungsweise darstellt, durch das Wort „Deaf“ (Ladd 2003:xvii). „Deafhood“ ist für ihn ein Prozess des sich Bewusstwerdens, dass Gehörlose als Mitglieder einer ethnisch-kulturellen Gemeinschaft zu betrachten sind, die seit Jahrhunderten sprachlich unterdrückt werden (ebd., S. 402). Zu diesem Konzept äußerte der Züricher Soziologieprofessor Anton Leist 2010 in seinem Aufsatz „Autonom gehörlos“:

Die differenzorientierten Gehörlosen-Theoretiker schrieben „deaf“ groß („Deaf“), um damit eine so starke Eigenständigkeit der Gehörlosen-Existenz herzustellen, dass Stummsein nicht mehr als das negative Gegenteil von Sprechen identifiziert werden kann. Der Verdacht liegt nahe, dass das politische Motiv, einer Minderheit gleiche Anerkennung zu verschaffen, die tatsächlichen Verhältnisse verzeichnet (*DAS ZEICHEN* 85 (25):239f.).

Paddy Ladd greift das Audismuskonzept von Harlan Lane auf und verweist darauf, dass vergleichbar mit der Kolonialisierung früherer Kulturen auch die kulturelle Gemeinschaft der Gehörlosen gegenwärtig durch einen aggressiven „Oralismus“ in Gefahr gerate (ebd., S. 78f.). In den letzten Jahren hat das Audismuskonzept verstärkt bei jüngeren Gehörlosen in Deutschland an Einfluss gewonnen. Gehörlosenverbände bieten vermehrt Seminare zu diesem Thema an. Auf meine Frage, ob sie glaube, dass der Audismus auch heute noch dazu beitrage, Gehörlose zu unterdrücken, antwortet mir Sandra:

Immer noch wird von der hörenden Außenwelt ein sehr starker Anpassungsdruck ausgeübt. Es ist kein körperlicher Druck mehr in Form von Strafen. Wer in der Schule beim Gebärden erwischt wurde, bekam meist mit dem Rohrstock eins auf die Finger. Heute ist es ein psychischer Druck, der auf die Gehörlosen ausgeübt wird. Der Anpassungsdruck von außen ist sehr groß, und du musst stark sein, diesem Druck standzuhalten und ihn nicht zu übernehmen. Man muss schon sehr viel Selbstbewusstsein haben, um dagegen zu halten.

Nachdem Paddy Ladds Buch 2008 unter dem Titel „Was ist Deafhood? Gehörlosenkultur im Aufbruch“ in deutscher Sprache erschienen war, begann eine teils sehr kontrovers geführte Diskussion im Forum des „Gehörlosen-Café“¹⁸⁹:

¹⁸⁹ <http://www.gl-cafe.de/viewtopic.php?f=109&t=44112>

Hartmut, 03.10.2008, 09:07:16

Das Buch von Paddy Ladd ist nicht einfach zu lesen. Es ist sehr akademisch, in der Sprache wie in DAS ZEICHEN¹⁹⁰ verfasst. Man muss die Absätze wiederholt lesen und danach viel gruebeln oder mit andern Lesern diskutieren (...)

Aber trotzdem wertvoll!

Yakamoz, 08.10.2008, 17:37:26

Was soll diese 500 Seiten-Wälzer-Doktorarbeit v P.L. aus ENGLAND???

Sind die Gehörlosen in Deutschland sooooo unfähig, dass sie ohne diesen Wälzer NICHT weiter wissen?

Warum muss hier alles verbritanniert oder veramerikanisiert wie verdeaft werden?

Warum das Britannien-/US Deaf hier wie besinnungslos anbeten?

Gehörlos-Taub-Deutsch ist verpönt, die deutschen Deafies schämen sich sehr.

Die gl Briten und gl Amis kochen auch nur mit Wasser..., das Wasser dort ist überhaupt nicht besser, und klüger als die dt Tauben sind sie die Briten-Deafies und US Deafies überhaupt nicht.

Deafhood ist ein absolut totaler MACHTANSPRUCH¹⁹¹ der wenigen Deafies über ALLE Hörgeschädigten.

Nach einer zum Teil heftig geführten Diskussion trat in Deutschland am 8. Dezember 2011 „Das Gesetz zur Regelung der Präimplantationsdiagnostik“ (Präimplantationsdiagnostikgesetz - PräimpG) in Kraft, wonach eine Präimplantation (PID) nur in dem eng gefassten Ausnahmetatbestand des § 3 rechtlich zulässig ist. Das Ziel dieses labor-technischen Verfahrens, bei dem embryonale Zellen eines zuvor durch künstliche Befruchtung bzw. durch „In-Vitro-Fertilisation“ (IVF) erzeugten Embryos untersucht werden, liegt in der Ermittlung eines genetischen oder chromosomalen „Defekts“ (Moosecker 2006:149). Stellt sich bei einer Untersuchung heraus, dass ein Fötus einen solchen aufweist, besteht die Möglichkeit, ihn vor der Implantation in die Gebärmutter „abzutöten“ (Spranger 2010:155). Kritiker setzen die PID mit einer „positiven Form

¹⁹⁰ Bei „DAS ZEICHEN“ handelt es sich um eine deutsche Gehörlosenzeitschrift, die im SIGNUM Verlag in Seedorf bei Hamburg erscheint und sich gehörlosenspezifischen Themen widmet.

¹⁹¹ Dieser Vorwurf wiegt schwer, denn nach der Definition des Soziologen Georg Auernheimer ist Macht gekennzeichnet „durch ein Mehr an Ressourcen und damit Handlungsmöglichkeiten aufgrund von sozialem und rechtlichem Status, aufgrund vielfältiger oder besserer sozialer Netzwerke, aufgrund von mehr Wissen oder besserem Zugang zu Informationen“ (Auernheimer 2012:113).

von Eugenik“ gleich und befürchten einen „Dammbruch“, bei dem die Selektion von individuellen Eigenschaften wie etwa das Geschlecht oder die Intelligenz nur den Anfang darstelle. Einzelne Gehörlose argumentieren ebenfalls aus einer eugenischen Perspektive, allerdings spiegelverkehrt. Sie fassen Gehörlosigkeit nicht als „Behinderung“ bzw. Schädigung auf, sondern vielmehr als Ausdruck ihrer „Kultur“. In den USA wurden mit Hilfe der IVF bereits bewusst gehörlose Kinder gezeugt (Krones 2008:186f.). Dort erfuhr das Beispiel eines gehörlosen, lesbischen Paares, das 2002 mit Hilfe eines gehörlosen Samenspenders ein gehörloses Kind erhielt, viel Beachtung¹⁹².

In Großbritannien sorgte 2008 ein englisches Gehörlosenpaar, Tomato Lichy und Paula Garfield, das bereits eine gehörlose Tochter besaß, für Aufsehen. Mit dem Argument, dass sie bereits 41 Jahre alt sei, beabsichtigte Paula, auf die Methode der künstlichen Befruchtung zurückzugreifen, um im Rahmen einer PID ein gehörloses Embryo zu erhalten. Auf diese Weise sollte sich ihr Wunsch nach einem weiteren gehörlosen Kind erfüllen. Zu dieser Zeit wurde in Großbritannien ein Embryonenschutzgesetz diskutiert und damit einhergehend die Frage, ob Embryonen unter bestimmten Voraussetzungen ausgesondert werden dürften. Ein Verbot würde nach sich ziehen, gezielt ein geschädigtes Embryo wie etwa ein gehörloses zu selektieren. Im Umkehrschluss dazu fühlte sich das Paar diskriminiert, denn es beabsichtigte, gezielt ein solches zur Implantation zu wählen, da ihrer Ansicht nach Gehörlosigkeit nicht als eine Behinderung bzw. körperliche Schädigung, sondern vielmehr als Ausdruck einer eigenständigen „Kultur“ anzusehen sei. Das Paar betrachtet sich als Vertreter einer „ethnischen Minderheit“¹⁹³ und forderte daher „von ihren per IVF zu erzeugenden Embryonen diejenigen ohne genetische Disposition zur Gehörlosigkeit zu vernichten und nur die mit der gewünschten Veranlagung zu implantieren“. Das britische Parlament erklärte die Entnahme eines gehörlosen Embryos zur Implantation allerdings für illegal. In seiner ablehnenden „Erläuterung des Gesetzentwurfs“ bezog es sich auf den Fall des gehörlosen, lesbischen Paares aus den USA (Müller & Zaracko 2010:244f.).

Die entscheidende ethische Frage ist, „ob man durch die PID nicht eine Form von Selektion bereitet“, die „dazu führen wird, dass aus dem Kinderwunsch irgendwann ein

¹⁹² <http://www.welt.de/print-welt/article386254/Wir-wollen-taube-Kinder.html>

¹⁹³ <http://www.spiegel.de/spiegel/a-550760.html>

Wunschkind nach Maß oder eben das Designer-Baby wird“ (Stosch 2009:51). Der gehörlose Historiker Mark Zaurov nimmt nachfolgend zu dieser Problematik Stellung¹⁹⁴:

(...) Aber es herrscht Audism (siehe wikipedia) bei den Medizinern vor, die die Gehörlosen ausmerzen wollen wie die Nazis per Zwangssterilisierung damals (die Vergangenheit wiederholt sich hier). Audism ist eine Form von Ethnozentrismus. Genau darum gibt es derzeit einen Streit in England, wo man Gehörlosen verbieten will, Embryos mit Gehörlosengenen zu haben aufgrund dem Fall eines lesbischen gehörlosen Paar, die gehörlose Kinder haben wollten und es bekamen.

Im „Gehörlosen Cafe“ wurde dieses Thema unter der Frage „Ist Taubheit erstrebenswert?“ widersprüchlich diskutiert. Nachfolgend Auszüge zweier sehr gegensätzlicher Positionen¹⁹⁵:

Conny03 16.03.2008, 15:18:29

(...) wenn es keine Gehörlosen mehr gibt. Was wäre denn dann so schlimm daran?

Bengie 16.03.2008, 15:52:45

Was wäre denn dann so schlimm daran, wenn Juden komplett ausgerottet sind?

Bengie 16.03.2008, 18:09:20

Ich identifiziere mich als Mitglied einer Ethnischen Gruppe. Wenn du meinst, was daran so schlimm sei, wenn die Taubengemeinschaft, eine ethnische Minderheitsgruppe, ausgerottet wird, fühle ich mich berechtigt, diesen sensiblen Vergleich zu machen!

Conny03 16.03.2008, 18:29:10

(...) Habe ich das gesagt, dass BESTEHENDES ausgerottet werden soll? Ich habe sogar geschrieben, dass ich kein behindertes ungeborenes Kind abtreiben würde, auch

¹⁹⁴ http://www.kobinet-nachrichten.de/cipp/kobinet/custom/pub/content.lang,1/oid,17577/ticket.g_a_s_t

¹⁹⁵ <http://www.gl-cafe.de/viewtopic.php?t=42249>

das wäre willkommen, aber künstlich herstellen muss ich das nicht (...) Und: ich finde es sogar gerade pervers, wenn ich mich mit Juden vergleichen würde, das ist kein „sensibler Vergleich“, sondern anmaßend.

Diese Kommentare liefern einen Hinweis darauf, wie unterschiedlich die Vorstellungen des Begriffes „Ethnizität“ auch unter Gehörlosen sein können.

5.1 Ethnizitätsmerkmale

Die Definition des Begriffes „Ethnos“¹⁹⁶ ist vor allem davon abhängig, ob die Festlegung aus der Perspektive von Außenstehenden oder von Angehörigen innerhalb einer Gruppe geäußert wird. Die innere Perspektive birgt indes die Gefahr des beliebigen Gebrauchs (Kohl 2012:28). Das mag daran liegen, dass „ethnische Identität“ kein statischer Begriff ist, sondern das Produkt „bestimmter Ereignisse und sozialer Beziehungen, die ebenfalls einem Wandel unterliegen“ (Cornell & Hartmann 2010:69). Bettina Beer, Professorin für Ethnologie, betrachtet eine „Ethnie“ als eine Gemeinschaft:

(...), die aufgrund einer gemeinsamen Sprache und/oder anderer erlernter, tradierter Muster von Verhalten und Muster für Verhalten Kommunikations- und Kooperationsgemeinschaften bilden. Diese Gemeinschaften sind in der Regel endogam. Sie berufen sich auf eine gemeinsame Geschichte, die häufig auch den Anspruch auf ein Territorium begründet. Und sie betonen bestimmte Bereiche ihrer Lebensweise, in denen sie sich von anderen unterscheiden (Beer 2012:65).

Der langjährige Gehörlosenseelsorger Eduard Kolb hielt Gehörlosen, die sich als Angehörige einer eigenständigen, ethnische-kulturellen Minderheit betrachteten, entgegen:

Trotz ihrer eigenständigen, manuellen Kommunikation haben Gehörlose keine autochthone, echte eigene Kultur wie andere Minderheiten, z.B. ethnische. (Ihre Vereine werden in der Regel auch nicht von Gehörlosen geleitet, sondern – nach dem Motto »Unter den Blinden ist der Einäugige König« – von Schwerhörigen und Spätertaubten). Alles ist Abklatsch der Hörenden – leider oft nicht des Besten der »Normalen« – und es bleibt äußerliche Imitation. (Kolb 1983:44).

¹⁹⁶ Der aus der altgriechischen Sprache kommende Begriff „ethnos“ wurde von den Griechen verwendet, um sich von „nichtgriechischen Menschengruppen“ abzugrenzen (Kohl 2012:27).

Besonders gehörlose Personen aus gehörlosen Familien begreifen sich häufig als Mitglieder einer „ethnischen Minderheit“. Ihnen wird allerdings entgegengehalten, dass „Kultur“, in welche Weise sie sich auch äußern mag, nur durch Menschen und nicht durch „Gene“ weitergegeben werden kann (Davis 1997:254). Einer solchen Sichtweise tritt der gehörlose Mark Zaurov mit aller Entschiedenheit entgegen¹⁹⁷:

Ich selbst bin gehörlos und habe eine gehörlose Schwester. ich kenne viele gehörlose Familien mit 3-7 Generationen, die damit keine Probleme haben. Ich möchte hier erwähnen, dass hier von Gehörlosen eine andere Perspektive vorhanden ist und die gerne gehörlose Kinder haben. Diese betrachten sich nämlich nicht als behindert und aufgrund der gleichen Sprache (Gebärdensprache) eine kulturell-ethnische Minderheit vorhanden ist.

5.1.1 Sprache

In seiner 1836 posthum veröffentlichten Schrift „Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachaufbaus und ihren Einfluss auf die Entwicklung des Menschengeschlechts“ weist der Universalgelehrte Wilhelm von Humboldt (1767-1835) auf die unterschiedlichen kulturellen Denkweisen von Völkern hin, die auf verschiedenen Weltansichten beruhen und sich in den jeweiligen Sprachen manifestieren. In einer Vielzahl von Studien veranschaulicht er deren Unterschiede, wie sie etwa im Sprachaufbau und in den grammatikalischen Strukturen zutage treten. Beispielhaft dafür sind seine Ausführungen über die linguistischen Eigenheiten der nordamerikanischen Delaware-Indianer¹⁹⁸ (Humboldt 1836:316f.).

¹⁹⁷ http://www.kobinet-nachrichten.de/cipp/kobinet/custom/pub/content.lang,1/oid,17577/ticket,g_a_s_t

¹⁹⁸ Dem Beispiel Humboldts folgend, ging der deutschstämmige Kulturanthropologe Franz Boas (1858-1942), ebenfalls der Frage nach, wie die von einer Kultur bestimmten Sicht auf die Welt und sprachliche Strukturen sich gegenseitig bedingen. Dazu forschte er 1883 ein Jahr lang innerhalb der Inuit-Gemeinschaft auf der im nordöstlichen Kanada gelegenen Insel Baffinland (Müller-Wille 2009:39). Wie Humboldt zuvor so legte auch Edward Sapir (1884-1939) bei seinen Forschungen über die nordamerikanischen Indianerstämme sein Augenmerk auf linguistische Aspekte. Wie sein Lehrer Franz Boas so wies auch Edward Sapir nach, dass die oftmals als primitiv geltenden indianischen Sprachen komplexe Strukturen besitzen, die keineswegs defizitärer sind als die der sogenannten zivilisierten Gesellschaften. In seinem 1921 erstmals veröffentlichten Hauptwerk „Language. An Introduction to the Study of Speech“ unterstreicht Sapir zudem die enge Verbindung zwischen der geistigen Welt und der davon geprägten Kultur der verschiedenen Stämme, die sich vor allem in ihrer Sprache äußert. Denken und Sprache sind auch für ihn „untrennbar miteinander verflochten, sie sind eigentlich nur zwei Seiten ein und desselben Vorgangs“ (Sapir [1921] 1972:193).

Mit seinen Untersuchungen schuf er einen Überblick über die Vielfalt von Sprachen, die als Teil eines kulturellen Erbes in Form der „Muttersprache“ von einer Generation an die nächste weitergegeben wird (Humboldt 1836:62). Dabei werden Töne bzw. Laute als Einheiten so zusammengesetzt, dass sie „Lautmuster“ ergeben, die je nach Gesellschaft „einen symbolhaften gemeinsamen Code des Sprechens entwickeln“ und dem Kind beim Erlernen einer Sprache Verhaltenssicherheit bieten. Die übereinstimmende Verwendung der jeweiligen sprachlichen Muster dient auch der Fähigkeit, „Botschaften“ senden und empfangen zu können und auf diese Weise in einen „kommunikativen Dialog“ zu treten (Elias 2001:76). Gewöhnlich werden durch die Art, wie sich Menschen ausdrücken, unbewusst Informationen über „Alter, Geschlecht, Bildungsgrad, Peergruppenzugehörigkeiten“ weitergegeben. Zudem kann eine hörende Person eine andere, die sie gut kennt, ohne direkten persönlichen Kontakt, allein durch deren spezifische Stimmmodulation identifizieren. So können während eines Telefongesprächs durch die Sprechweise Signale ausgesendet werden, die auch etwas über die momentane psychische Befindlichkeit des Gesprächsteilnehmers aussagen. (Neuschaefer- Rube & Groß 2008:267).

Diese Vorgaben kann auch die deutsche Gebärdensprache (DGS) erfüllen. Die videounterstützte Technik ermöglicht einen ungehinderten kommunikativen Austausch unter Gehörlosen, in dessen Rahmen die momentane Befindlichkeit eines gehörlosen Dialogpartners durch Körperhaltung, Mimik, aber vor allem mittels Gebärden problemlos transferiert und erfasst werden. Hinzu treten symbolhafte Gesten, in denen die gebärdensprachspezifischen Eigenheiten zum Ausdruck kommen.

5.1.1.1 Die Deutsche Gebärdensprache

Am 1. Mai 2002 trat das Behindertengleichstellungsgesetz (BGG) in Kraft, in dem es in § 6 heißt:

- (1) Die Deutsche Gebärdensprache ist als eigenständige Sprache anerkannt.
- (2) Lautsprachbegleitende Gebärden sind als Kommunikationsform der deutschen Sprache anerkannt.
- (3) Hörbehinderte Menschen (Gehörlose, Ertaubte und Schwerhörige) und sprachbehinderte Menschen haben nach Maßgabe der einschlägigen Gesetze das Recht, die

Deutsche Gebärdensprache oder lautsprachbegleitende Gebärden zu verwenden. Soweit sie sich nicht in Deutscher Gebärdensprache oder mit lautsprachbegleitenden Gebärden verständigen, haben sie nach Maßgabe der einschlägigen Gesetze das Recht andere geeignete Kommunikationshilfen zu verwenden.

Entsprechend dem BGG, dient die DGS als Kommunikationshilfe, um vorhandene sprachliche Barrieren zu überwinden¹⁹⁹. Darin unterscheidet sie sich von den autochthonen Minderheitensprachen der in Deutschland lebenden ethnischen Minderheiten wie beispielsweise Dänen, Friesen oder Sorben²⁰⁰. Gegen diesen Status wehren sich seit längerer Zeit vor allem gehörlos Geborene, die sich als Angehörige einer „ethnischen Minderheit“ mit eigener Sprache sehen, die sie für ihre Kommunikation benutzen. Der ursprünglich aus der lateinischen Sprache stammende Begriff „Kommunikation“ („communicatio“) umfasst sowohl nonverbale als auch lautsprachliche Äußerungen, um sich innerhalb einer Gemeinschaft mitzuteilen (Broszinsky-Schwabe 2011:21).

Zur lautsprachlichen Kommunikation zählen die lautsprachbegleitenden Gebärden (LBG). Dabei führt der Gebärdende die Handzeichen, die der Abfolge der grammatikalischen Struktur der Deutschen Lautsprache entsprechen, parallel zu dem Gesagten aus. Diese „Kunstsprache“, die „begleitend zum Sprechen gebärdet“, soll dem Gehörlosen dabei helfen, lautsprachliche Äußerungen visuell besser zu erfassen. Die DGS hingegen wird als eine Sprache angesehen, die sich unabhängig von der Deutschen Lautsprache in manueller Weise entwickelt hat. Da es sich um zwei unterschiedliche Kommunikationssysteme handelt, wird grundsätzlich nicht gleichzeitig gebärdet und gesprochen (Wilken 2006:39). Im Gegensatz zur Lautsprache, die auditiv wahrgenommen wird, verwendet die Deutsche Gebärdensprache visuelle Zeichen. Wie das Wort bildet auch die Gebärde die kleinste grammatikalische Einheit. Der Gebärdende ist vom Pantomimen (griech. „Nachahmer“) zu unterscheiden, der seinen ganzen Körper benutzt, um etwas auszudrücken, indem er frühere Beobachtungen in bildlicher Weise imitiert und von dem ihm zur Verfügung stehenden Raum Gebrauch macht. Der

¹⁹⁹ Diese Betrachtungsweise bestätigte mir während eines Telefonats ein Mitarbeiter des für Aussiedlerfragen und nationale Minderheiten zuständigen Beauftragten Christoph Bergner in Halle an der Saale am 6.5. 2010.

²⁰⁰ Vgl. hierzu die vom Bundesinnenministerium herausgegebene Publikation: „Nationale Minderheiten. Minderheiten- und Regionalsprachen in Deutschland“. http://www.bmi.bund.de/SharedDocs/Downloads/DE/Broschueren/2013/Minderheiten_Minderheitensprachen.pdf?__blob=publicationFile

Gebärdende hingegen führt seine Bewegungen ausschließlich in einer stehenden oder sitzenden Körperhaltung aus. Er lässt die Gebärden gewöhnlich in einem begrenzten dreidimensionalen Raum entstehen, der üblicherweise vom Kopf bis zum Oberkörper reicht. Durch unterschiedliche Arm- und Handbewegungen werden die speziellen Inhalte von Gebärden visualisiert (Ullrich 2004:82f). Die simultan dazu eingesetzte Mimik soll durch ihre Expressivität die Aussage der spezifischen Gebärden unterstützen, indem sie zum Beispiel Gefühle wie etwa Wut, Trauer oder Freude signalisiert. Hinzu tritt eine „syntaktische“ Funktion, den ein spezifischer Gesichtsausdruck vermittelt, der wiederum durch Bewegungen von Mund oder Augenbrauen erreicht wird. Diese unterschiedliche Mimik begleitet die verschiedenen Satzarten wie etwa Frage, Befehl oder Bitte (vgl. Happ 2005: 22ff.). Gebärden werden hauptsächlich in natürliche wie etwa „essen“ und „trinken“, in formbeschreibende und in tätigkeitsnachahmende Gebärden eingeteilt (Wilken 2006:39).

Die Gebärden folgen einer eigenen, besonderen grammatikalischen Struktur (Wilken 2006:39). Verben der Deutschen Gebärdensprache werden nicht nach dem Tempus gebeugt und stehen in der Regel am Satzende (Happ 2005:21). Ein weiteres charakteristisches grammatikalisches Merkmal der DGS ist die „Inkorporation“. Dieser Prozess dient innerhalb der Lautsprachen dazu, Nomen und Verben zu einem „morphologischen Wort“ zusammenzufassen. In der DGS geschieht dies durch eine Grundgebärde, die mit einer zusätzlichen Gebärde kombiniert wird²⁰¹ (vgl. Glück 2005: 183f.).

Günter Maisch und Fritz Wisch fassten ab 1987 zahlreiche Gebärden der DGS schriftlich in einem vierbändigen „Gebärden-Lexikon“²⁰² zusammen, in dem zahlreiche Gebärden zum Thema „Mensch“ und „Natur“ sowie „Aufbaugebärden“ aufgelistet werden²⁰³. Neben den im Gebärdenslexikon aufgenommenen Begriffen, die in der deutschen Schriftsprache erklärt werden, existiert seit längerem ein spezielles Nota-

²⁰¹ Zum Beispiel wird die Grundgebärde für „U-Bahn“ mit der zusätzlichen Gebärde für „fahren“ zu „U-Bahnfahren“ zusammengefügt.

²⁰² Gebärdensprachlexika erschienen bereits Mitte des 19. Jahrhunderts. Dort wurde mit Hilfe exakter Darstellungen unter anderem der Bewegungsablauf von Gebärden zeichnerisch abgebildet (vgl. Fischer 2010:8ff.)

²⁰³ Günther Maisch und Fritz Wisch. 1987-1994. Gebärdens-Lexikon. Bände I-IV. Hamburg: Verlag Hörgeschädigte Kinder.

tionssystem, dass Begriffe aus der Schriftsprache in gebärdensprachliche Symbole²⁰⁴ überträgt, die durch Handstellung und Bewegungen im Raum verdeutlicht werden. Der amerikanische Linguist William Stokoe (1919-2000), Professor an der Gallaudet Universität, entwarf dieses System Ende der 1950er Jahre. Er unterteilte Gebärden in drei unabhängige Teile: Handstellungen, Bewegungen und deren räumlichen Anordnungen, die er in seinem 1960 veröffentlichten Handbuch "Sign Language Structure" erläuterte. Darin stellte er 19 Handstellungs- und 24 Bewegungsmöglichkeiten sowie 12 unterschiedliche Raumanordnungen dar. Daneben entwickelte er ein schriftliches Notationssystem, das als "Stokoe Notation" in den 1980er Jahren von Linguisten des Hamburger Instituts für Gebärdensprache als Vorläufer des Hamburger Notationssystems übernommen wurde. Dieses mittlerweile weiterentwickelte „HamNoSys“ stellt nunmehr ein phonetisches Transkriptionssystem zur Verfügung, das 150 alphabetische Zeichen umfasst, die in einer umfangreichen Datenbank aufgenommen worden sind. Das Hamburger System leitet an, eigene Gebärden zu entwickeln und bietet Hilfen für andere Gebärdensprachen wie zum Beispiel für die Britische Gebärdensprache (BSL)²⁰⁵ (Wachsmuth 2013:112f.).

In den verschiedenen Ländern existieren unterschiedliche Gebärdensprachen, wie die Amerikanische Gebärdensprache (ASL)²⁰⁶, die länderspezifische Eigenarten aufweisen. In jeder Gebärdensprache treten zudem regional unterschiedliche Gebärdensprachdialekte auf (Wilken 2006:39). Auch in Deutschland fallen die Gebärden je nach Bundesland und Region unterschiedlich aus. Die Entstehung dieser „regionalen Gebärdensprachdialekte“ geht auf das frühere Verbot der Verwendung von Gebärden an den Gehörlosenschulen oder anderen „Einrichtungen“ zurück. Die dort von den Schüler/innen heimlich außerhalb des Unterrichts entwickelten Gebärden förderten allmählich die Entstehung typischer lokaler und regionaler Gebärdensprachdialekte. Auch durch die Einführung der offiziellen Deutschen Gebärdensprache (DGS) im Jahr 2002 hat sich bis heute nichts an dem verbreiteten Gebrauch dieser regional unterschiedlichen Dialekte geändert (Nußbeck 2007:146).

²⁰⁴ Ein Symbol ist ein „Zeichen“, das auf einer gemeinschaftlichen „Konvention“ beruht und eine gedankliche Verbindung zu dem bezeichneten Begriff herstellt (Wachsmuth 2013:108).

²⁰⁵ Vgl. hierzu: <http://www.sign-lang.uni-hamburg.de/dgs-korpus/index.php/hamnosys.html>

²⁰⁶ Ausführliche Beschreibungen und visuelle Vorstellungen der ASL und anderer Gebärdensprachen sind unter <http://linksammlungen.zlb.de/2.3.2.120.50.html> zu finden.

Bevor ich meine Feldforschung begann, ging ich davon aus, dass es sich bei der offiziellen Deutschen Gebärdensprache (DGS) um ein einheitlich verwendetes Kommunikationsmedium für Gehörlose in Deutschland handle. Bei Begegnungen mit Gehörlosen aus Hamburg, Köln oder Berlin fiel mir aber der unterschiedliche Gebrauch von Gebärden für ein und denselben Begriff auf und diese Tatsache verunsicherte mich sehr. Die Gehörlosen, die naturgemäß eine bessere Gebärdensprachkompetenz aufweisen, passten sich dieser ungewohnten Situation jedoch problemlos an und schienen sich nicht daran zu stören. Im Laufe eines Gesprächs wurde einfach kurz nachgefragt und man übernahm die eine oder andere regionale Gebärde des jeweils anderen relativ schnell und kommunizierte so erstaunlich gut miteinander.

Zu den manuellen Komponenten der DGS wie etwa Gebärden, die durch Bewegungen einer Hand oder beider Hände Begriffe zum Ausdruck bringen, treten nonmanuelle wie beispielsweise Gesichtsmimik, Kopf- und Körperhaltung sowie Augenbewegungen. Daran schließt sich ein Mundbild an, das sich in verschiedenen Mundbewegungen ausdrückt, die sich „durch stimmbeteiligtes oder tonloses Aussprechen des Wortes“ äußert und von Gebärden begleitet wird (Hundsdoerfer 2003:7). Das Mundbild wird immer noch als ein wichtiges Element der DGS angesehen, „das der Lautsprache entlehnt ist und phonologische Informationen liefert“ (Nußbeck 2007:152). Diese Besonderheit unterscheidet die Deutsche Gebärdensprache zum Beispiel von der US-amerikanischen ASL (American Sign Language), in der mittlerweile das Mundbild keine „große Rolle (mehr) spielt“ (ebd., S. 146).

Eine weitere Eigenart der DGS ist die häufige Verwendung von Idiomen²⁰⁷. Die deutsche Lautsprache kennt viele idiomatische Ausdrücke, deren „Gebrauch und „Beherrschung“ je nach Altersgruppe unterschiedlich sind (Schemann 2011:12). Innerhalb der DGS sind charakteristische Idiome aber besonders beliebt (Gläser 2007:487). Mir fiel mir auf, dass für diese Idiome in Regel nur eine Gebärde notwendig ist. Zu deren Verständnis bedarf es aber einer ausdrucksvollen Mimik, die eine Bandbreite von Emotionen wiedergeben kann. Allerdings verwenden auch Gehörlose des Öfteren unterschiedliche altersspezifische Idiome.

²⁰⁷ Etymologisch leitet sich das Idiom ursprünglich vom griechischen Wort „ἰδίωμα (idioma) ab, was mit „Eigentümlichkeit“ übersetzt werden kann (Gemoll 2006:383). Idiome sind spezifische Ausdrücke, die aus festen „Wortverbindungen“ bestehen, und dazu dienen, innerhalb einer Gesellschaft vor allem deren charakteristischen „Einstellungen“ und „Emotionen“ in einer für sie typischen Weise sprachlich auszudrücken (Palm 1997:1f)

5.1.2 Rituale

Während das Medium der Gebärdensprache im Rahmen einer Begegnung ein relativ hohes Maß an individuellen Entfaltungsmöglichkeiten bietet, verläuft die Kommunikationsform des Rituals nach festgelegten Regeln. Zum Verständnis des Ablaufs von Kommunikation führt der britische Anthropologe und Verhaltensforscher Gregory Bateson (1904-1980) Mitte der Fünfziger Jahre die Metapher des „Rahmen[s]“ („frame“) ein. Darunter muss man sich einen Hintergrund vorstellen, der wie ein fester gesellschaftlicher Rahmen den Ablauf menschlicher Begegnungen prägt²⁰⁸. In den vorgegebenen Regeln oder Ritualen äußert sich der Einfluss „kultureller Muster“²⁰⁹ (Broszinsky-Schwabe 2011:35). Dieser enge Zusammenhang von Muster und Ritual wird besonders deutlich an der Einschätzung und Behandlung des Fremden innerhalb einer Kultur (Fornefeld 1998:29). Eine wichtige Funktion kommt dabei den alltäglichen²¹⁰ Ritualen wie etwa der Begrüßung zu (Dücker 2007:10). Als Beispiele für Begrüßungsrituale sind etwa das Reiben der Nasen zweier Personen beim maorischen „Hongi-Gruß“, die über die Brust gefalteten Hände der Japaner oder die Berührung von Brust, Mund und Stirn mit der Hand als arabische Höflichkeitsgeste zu nennen. Das Händeschütteln ist die in Deutschland am häufigsten vorkommende Form eines Begrüßungsrituals (Broszinsky-Schwabe 2009:165). Es ist üblich, fremden Personen kurz die Hand zu reichen und dazu einen knappen Gruß auszusprechen. Der deutsche Hörende verhält sich bei der Begrüßung gewöhnlich zurückhaltend und distanziert, was sich in

²⁰⁸ Zu Batesons Aufsatzsammlung „Ökologie des Geistes“, in der Verhalten und Kommunikation eine wesentliche Rolle spielen, gehört auch der 1955 erschienene Aufsatz „Eine Theorie des Spiels und der Phantasie“. Darin beschreibt er eine Studie, die er u.a. mit Jay Haley durchgeführt hat (Bateson 1981: 241). In dieser wird anhand eines Spiels erklärt, wie die Abfolge menschlicher Interaktion in einen Rahmen eingebunden ist, der die Regeln vorgibt und seinerseits von der ihn umgebenden Umwelt abhängig ist (vgl. S. 245f.).

²⁰⁹ Die amerikanische Kulturanthropologin Ruth Benedict (1887-1948) führt den Begriff „Patterns of Culture“ in ihrem gleichnamigen Buch von 1934 ein. Dort unterscheidet sie verschiedene kulturelle Muster und Temperamente, die sie als Ausdruck der Persönlichkeit bzw. „Gestalt“ („cultural configuration“) der jeweiligen „primitiven“ Völker ansieht. So beschreibt sie die Zuni in New Mexiko als „apollinisch“, die Dobu in Melanesien als „paranoid“ und die Kwakiutl im Norden von Vancouver Island als „dionysisch“. Diese Erscheinungsformen erklärt sie folgendermaßen: „It is one of the philosophical justifications for the study of primitive peoples that the facts of simpler cultures may make clear social facts that are otherwise baffling and not open to demonstration. This is nowhere more true than in the matter of the fundamental and distinctive cultural configuration that pattern existence and condition the thoughts and emotions of the individuals who participate in those cultures“ (Benedict 1934:55).

²¹⁰ „Mit Alltag/Alltäglichkeit wird das bezeichnet, was jeder an jedem Tag zu tun (Arbeitsprozesse, Handlungen, Sozialkontakte, Verträge, Mobilitätsformen) und emotional zu bewältigen hat, was üblicherweise in einer bestimmten Gegenwart ausgeführt und erwartet wird und daher in der Regel keine öffentliche oder mediale Aufmerksamkeit findet“ (Dücker 2007:123).

seiner Körpersprache zeigt. In anderer Weise begrüßen gehörlose Personen ihnen fremde Gehörlose: Für Begrüßungen nehmen sie sich ausgiebig Zeit. Offen drücken sie mit zahlreichen Fragen ihr Interesse an der anderen Person aus, auch im Gespräch mit Fremden über Ländergrenzen hinweg: Woher kommst du? Was machst du? Warum bist du hier? Hast du Familie? Gewöhnlich begegnen sich Gehörlose mit einer herzlichen Offenheit und suchen bereits bei der Begrüßung gerne den Körperkontakt wie etwa in Form von Umarmungen. Dieser zwanglose Umgang erleichtert die Entstehung von Freundschaften, auch zwischen den Geschlechtern, die nicht selten auf diese Weise zueinander finden.

5.1.3 Partnerwahl und Ehe

Die bisherige Einschätzung, dass 90 % der Gehörlosen die Ehe mit einem ebenfalls gehörlosen Partner eingehen (Wisotzki 1998:37), trifft nach meinen Erfahrungen in Deutschland gegenwärtig nur noch bedingt zu. Die spezifische Kommunikationsform der Gehörlosen schränkte früher die Partnerwahl erheblich ein (Davis 1997:255). Heute erwerben viele gehörlose Personen mit Hilfe des Cochlea-Implantats die Fähigkeit, relativ gut hören und sprechen zu können. Die meisten der CI-Träger stammen aus hörenden Familien und sind überwiegend in der hörenden Welt aufgewachsen und sozialisiert. Daher suchen sie sich ihre Freunde und Bekannten im Allgemeinen nicht innerhalb der Gruppe von Gehörlosen, die kein CI tragen und gebärden. Vielmehr pflegen sie häufig Kontakte zu anderen CI-Trägern, mitunter auch zu hörenden oder schwerhörigen Gleichaltrigen. Eine engere Beziehung besteht nach Aussage Alexandras, die zurzeit als Schülerin das „Förderzentrum mit Förderschwerpunkt Hören“ in München-Johanneskirchen besucht, nur unter den Mitgliedern der einzelnen Gruppen.

In der Pause werden eigene Gruppen gebildet. Die CI-Träger, die Schwerhörigen und die Gehörlosen bleiben in der Regel unter sich. Außer im Klassenzimmer gibt es so gut wie keine Kontakte untereinander.

In Gesprächen mit Gehörlosen, die ausschließlich gebärdensprachlich kommunizieren, erfuhr ich, dass sie für engere Freundschaften und die Ehe einen gehörlosen Partner bevorzugen. Zum einen verbindet sie die vertraute Form der Verständigung und zum anderen die gleiche Lebenswirklichkeit, die auch in ihren Ansichten und Erfahrungen zum Ausdruck kommt. Heute kann ein Austausch unter Gehörlosen auch über Ländergrenzen hinweg auf der Grundlage des Internets entstehen, das Freundschaften begründen und lebendig erhalten kann. Gelegentlich kommt es sogar zu Eheschließungen unter gehörlosen Personen, die sich über das Internet kennengelernt haben. So begleitete Kathy vor kurzem ihre Freundin nach Florida, um deren Hochzeit mit einem amerikanischen Gehörlosen zu besuchen. Beide hatten sich über das Internet kennengelernt. Kathy, die sich erst im Alter von 25 Jahren zu einer Cochlea-Implantation entschlossen hatte und auch drei Jahre danach immer noch nicht über die erhoffte Hörfähigkeit verfügen kann, wünscht sich als Partner einen gehörlosen Mann, da mit diesem „alles einfacher ist“.

Anders als früher gehen heute auch Ehen unter Gehörlosen vermehrt in die Brüche. Meinen Erfahrungen nach sind gehörlose Frauen heute oftmals besser ausgebildet als noch vor zwanzig Jahren und gehen häufiger einem anspruchsvolleren Beruf nach. Dadurch erlangen sie finanzielle Unabhängigkeit und Selbstbewusstsein. Dies mögen die Gründe dafür sein, warum es gegenwärtig tendenziell vermehrt zu Trennungen und Scheidungen unter jüngeren Gehörlosen kommt.

5.2 Sorben und Gehörlose in Deutschland – ein Vergleich

Vertreter der deutschen Gehörlosengemeinschaft betonen immer wieder ihre Zugehörigkeit zu einer eigenen „ethnischen Minderheit“. Zur Überprüfung dieser These wendet sich die vorliegende Darstellung der Volksgruppe der Sorben zu, die in Deutschland neben den Dänen, Friesen, Sinti oder Roma einen Status als ethnische Minderheit einnehmen (Broszinsky-Schwabe 2011:52).

Ethnische Bewegungen führen in der Regel die Sprache als Argument an, um sich von der Mehrheit der sie umgebenden Bevölkerung abzugrenzen (Jaenecke 2003:132). Das Sorbische genießt in Deutschland den Status als „autochthone“, offiziell anerkannte Minderheitensprache (Marti 2009:23ff.). Die Sorben in der Niederlausitz, die sich von jeher als „Wenden“ bezeichnen (Schurmann 2003:9) sind überwiegend protestantisch,

wohingegen sich die Sorben im Gebiet der Oberlausitz der Katholischen Kirche zugehörig fühlen (Heckmann 1992:27). Sowohl die Oberlausitz (Brandenburg) als auch die Niederlausitz (Sachsen) stellen den Siedlungsraum dar, in dem sich seit Jahrhunderten Kultur und Sprache der Sorben entwickelt hat. Bereits zu Beginn des 19. Jahrhunderts brachten sie eine eigene „sorbischsprachige Monatsschrift“ heraus (Toivanen 2001:32). Eine weitere kulturelle Ausdrucksform der Sorben zeigt sich auch heute noch im Tragen der sorbischen Tracht, die von meist älteren Mitgliedern sorbischer Vereine bei Veranstaltungen präsentiert wird (Jaenecke 2003:322). Eine 2005 veröffentlichte Befragung sorbischer Jugendlicher der zehnten Klasse des sorbischen Gymnasiums in Bautzen ergab allerdings, dass viele von ihnen es ablehnen, eine Tracht zu tragen, was sie als „Zwang“ und klischeebehaftete „Touristenattraktion“ empfinden (Allkämper & Schatral 2005:155).

Die Frage, ob sie sich vorstellen könnten, nach der Schule in ihrer Heimat zu bleiben, beantworteten die Schüler unterschiedlich. Für einige spielt das Sorbischsein nur eine relativ unwichtige Rolle in ihrem täglichen Leben. Andere wiederum sehen sich als Sorben und bringen dies zum Ausdruck, sei es in Form von Literatur oder Malerei. Der Wille, sich für die sorbische Kultur und Sprache zu engagieren wie zum Beispiel sich einer Theatergruppe oder dem Schülerchor anzuschließen, hängt nach Aussagen befragter Schüler „in hohem Maße mit der familiären Herkunft zusammen“ (ebd., S. 166). Die Schüler sind zweisprachig aufgewachsen, was bedeutet, dass sie auch in zwei Kulturen leben. So feiern sie sorbische Feste und spielen wie andere Gleichaltrige am Computer oder besuchen Partys außerhalb der sorbischen Gemeinschaft. Nach Meinung der sorbischen Volkskundlerin Elka Tschernokoshewa handelt es sich um „ein Leben im Spagat“ (Tschernokoshewa 2009:16).

Die Übernahme der deutschen Sprache geschah nicht immer freiwillig, sondern ist auch Ausdruck des Assimilationsdrucks, der bereits im 19. Jahrhundert spürbar war (Joachimsthaler 2009:37). Zu dieser Zeit kündigte sich schon an, dass Anfang des 20. Jahrhunderts „nahezu alle Sorben“ zweisprachig sein werden (Elle 2011:217). Die Sprachpolitik ist nur ein Aspekt der jahrhundertlang gemeinsam mit anderen Slawen erlebten Diskriminierung (Tschernokoshewa 2005: 21). Der heutige sorbische Geschichtsunterricht behandelt auch die Diffamierung und Verfolgung der sorbischen Minderheit in Deutschland während der nationalsozialistischen Diktatur (Neumann

2011:143). Wie „Erbkranke“, „Asoziale“, „Juden“ und „Zigeuner“ sahen sich auch die Sorben aus rassistischen oder weltanschaulichen Gründen der nationalsozialistischen Verfolgung ausgesetzt (Hildebrand 2012:68). Nach 1945 hatten die Sorben besonders unter den wirtschaftspolitischen Entscheidungen der ehemaligen Deutschen Demokratischen Republik (DDR) zu leiden. Von dem in der Lausitz gelegenen Braunkohlerevier, das zur Energieversorgung der DDR diente, wurden weite Teile der sorbischen Bevölkerung in andere Wohngebiete zwangsumgesiedelt, wodurch „113 Dörfer und Siedlungen“ verschwanden. Gleichzeitig siedelte die DDR-Führung nicht-sorbische Arbeitskräfte in der Region an, wodurch zwischen 1950 und 1980 der dortige Bevölkerungsanteil der Sorben von einem Drittel auf ein Sechstel zurückging. Dies führte wiederum zu einem Rückgang der sorbischen Sprache und Kultur (Toivanen 2001:36), was den Assimilationsdruck in der damaligen DDR erhöhte²¹¹ (Joachimsthaler 2009:37). Heute fürchtet die verbliebene sorbische Minderheit in der Bundesrepublik Deutschland um ihre sprachliche und kulturelle Eigenständigkeit, wie der Aufruf zur Demonstration am 29. Mai 2008 vor dem Brandenburger Tor in Berlin zeigte. Dazu riefen sorbische Politiker und Vereine auf, um für den Erhalt ihrer Zweisprachigkeit einzutreten, die in Zeitungen, Büchern oder im Theater sichtbar wird²¹². Immer mehr steht die Gefahr der Assimilation im Raum, die mit dem Verzicht auf eigene Werte, Normen, Lebensweise und Sprache die vollständige Eingliederung in die andere Kultur bedeuten würde (Broszinsky-Schwabe 2011:232f.).

Da die Region aber nur ungenügende berufliche Perspektiven bietet, sehen sich auch diejenigen häufig gezwungen wegzuziehen, die sich eng mit der sorbischen Sprache und Kultur verbunden fühlen, die ihnen „Sicherheit und Stabilität“ vermittelt. Viele junge Sorben müssen sich beruflich am bundesdeutschen Arbeitsmarkt orientieren und ihre sorbische Heimat verlassen, während sich nur ein geringer Teil dafür entschließt, in der Region zu bleiben und dafür auch finanzielle Nachteile in Kauf zu nehmen. Viele Jugendliche, die ein Studium wählen, möchten in der Nähe ihres Wohnortes studieren wie etwa in Leipzig, wo sie gemeinsam mit anderen sorbischen Jugendlichen leben können (Allkämper & Schatral 2005:160f.).

²¹¹ Zählte man 1871, zu Beginn des Deutschen Kaiserreich, noch 80.000 sorbisch sprechende Personen in Brandenburg und circa 50.000 in Sachsen (Heckmann 1992:26), so betrug ihre Anzahl 1990 nur noch insgesamt 60.000 (Elle 2011:1990).

²¹² <http://www.tagesspiegel.de/politik/international/minderheit-die-sorgen-der-orben/1245074.html>

Das gegenwärtige Bild der Sorben wird deutlich in einer Reihe charakteristischer Merkmale, die dem traditionellen Begriff einer Ethnie entsprechen. Dazu gehört zunächst die sorbische Sprache, die an den sorbischen Schulen unterrichtet wird. Hinzu tritt als weiteres kulturelles Merkmal einer unabhängigen Volksgruppe ihr typisches Brauchtum in Form verschiedener Feste, die Mitwirkung in Vereinen sowie die unterschiedlichen Ausprägungen künstlerischen Lebens. Außerdem verfügen die Sorben über einen geschlossenen Siedlungsraum, den sie seit Jahrhunderten bewohnen. Die Abwanderung der jüngeren Sorben wird wohl auf längere Sicht zum Rückgang der sorbischen Bevölkerung und ihrer kulturellen Leistungen wie etwa der sorbischen Sprache führen.

In meinen Augen weist die deutsche Gehörlosengemeinschaft im Vergleich zur sorbischen Minderheit in Deutschland eine weniger ausgeprägte Homogenität auf. Dies äußert sich auch in der Tatsache, dass sich gehörlose Menschen auf das ganze Bundesgebiet verteilen und sich viele sich wegen ihrer familiären Herkunft den hörenden Deutschen verbunden fühlen. Diese Gehörlosen, die zum überwiegenden Teil über ein CI verfügen, sind nicht bereit, eine Gehörlosenschule zu besuchen, um dort die Gebärdensprache zu erlernen. Auch nehmen sie nicht an gemeinschaftlichen Veranstaltungen teil, die für Gehörlose angeboten werden. Die übrigen Gehörlosen, die in ihrer eigenen Welt leben, zeigen dagegen charakteristische Verhaltensformen im Hinblick auf die Nutzung der Zeit, den Gebrauch ritualisierter Umgangsformen und die Verwendung ihres Kommunikationsstils.

6 Gehörlose in außereuropäischen Gesellschaften früher und heute

Bis in die jüngste Gegenwart wurden Gehörlose von der hörenden Mehrheit in Deutschland und in anderen europäischen Gemeinschaften vorwiegend als Angehörige einer marginalisierten Gruppe wahrgenommen. Diese Betrachtungsweise hat sich mittlerweile tendenziell gewandelt. Begünstigt durch den medizinischen Fortschritt, setzte bereits vor einiger Zeit ein bis heute andauernder und sich verstärkender Prozess ein, der Gehörlose von ihrer Randstellung in die Mitte der hörenden deutschen Gesellschaft führt.

Die vorliegende Arbeit setzt sich nunmehr das Ziel, an ausgewählten Beispielen die Stellung gehörloser Menschen in früheren außereuropäischen, autarken Gesellschaften aufzuzeigen. Weiterhin wird die Frage aufgegriffen, ob die sich in Deutschland und anderen reichen Ländern Europas gegenwärtig abzeichnende Eingliederung Gehörloser in die hörende Mehrheitsgesellschaft auch in ärmeren außereuropäischen Gesellschaften vollzieht.

Um die Stellung Gehörloser in verschiedenen Gemeinschaften darzustellen, wurden ethnologische Berichte von 1912 bis 2012 herangezogen. Für den Anfang des genannten Zeitraums stand allerdings nur begrenztes Material zur Verfügung, da Gehörlose zu Beginn des 20. Jahrhunderts nicht im Mittelpunkt ethnologischer Forschungen standen und sich relevante Aussagen über sie nur versteckt innerhalb größerer Forschungsberichte finden lassen.

6.1 Gehörlose in „primitiven“²¹³ Stammesgesellschaften

1912 gab der schwedisch-finnische Ethnologe Erland Nordenskiöld (1877-1932) einen Bericht über seine Forschungsreise zu in Bolivien lebenden Indianern heraus. Einen Teil seines Studienaufenthalts verbrachte er 1908-1909 bei den bolivianischen Tapiete-Indianern. Ihr Siedlungsgebiet war das ausgedehnte Savannen- und Waldgebiet des Gran Chaco im südöstlichen Teil Boliviens, wo sie wegen der dort herrschenden extremen Trockenheit bis zu diesem Zeitpunkt von „Weißen“ weitgehend unbehelligt leben konnten (Nordenskiöld 1912:311). Dort entdeckte er unter den Tapiete am Rio Pilcomayo und den Yuracáre-Indianern am Rio Chimoré gehörlos geborene Stam-

²¹³ In Anlehnung an Margaret Mead, die „primitiv“ zur Kennzeichnung schriftloser Gesellschaften verwendete (Mead 1978:113), soll dieser Begriff wertneutral verstanden werden.

mesmitglieder. Diese vermittelten ihm im Gegensatz zu den weiter östlich unter „Weißen“ lebenden gehörlosen Indianern einen glücklicheren Eindruck. Ein Grund dafür sah er in dem „Interesse“ und der „Freundlichkeit“, die den Gehörlosen von ihrer Umwelt entgegengebracht wurden. Dies mag auch daran gelegen haben, dass zum Beispiel die Tapiete-Indianer gewöhnlich die dort übliche Gebärdensprache beherrschten. Die Hörenden verwendeten sie sogar, „wenn sie sich in der Entfernung stillschweigend etwas mitteilen woll[t]en“. Unter den Yuracáre-Indianern fiel ihm eine gehörlose Frau mit zwei ebenfalls gehörlosen Töchtern auf (ebd., S. 315ff.). Diese drei Frauen benutzten Gebärden, die nach Aussagen anderer Stammesmitglieder über Generationen hinweg weitergegeben worden waren. Die gebräuchlichsten Gebärden, die von allen Yuracáre benutzt wurden, hielt Nordenskiöld in Zeichnungen fest. So wiesen einige Gebärden auf das verwandtschaftliche Verhältnis hin (Mutter, Frau, Bruder, Schwester etc.). Andere beschrieben die Umwelt und Lebensweise dieses Stammes (Alligator, Moskito, Jaguar, Wasser, Feuer, Kanu, Wildschwein, Banane etc.). Unter den Guarani-Indianern traf er zwei gehörlose Brüder, die vermutlich keine hereditäre Gehörlosigkeit aufwiesen und daher über kein überliefertes Repertoire an Gebärden verfügten. Deshalb hatten sie wohl ihre eigenen Gebärden entwickelt, die Nordenskiöld ebenfalls notierte. Diese repräsentierten die spezifische Lebenswelt der Guarani wie etwa die sie umgebende Tierwelt (Tapir, Marimono-Affen, etc.) oder ihre Ernährungsweise (Mandioca, Mais, Cusikerne etc.). Dasselbe galt für gehörlose Stammesmitglieder der im Nordosten Boliviens lebenden Baure-Indianer, die keine erblich bedingte Gehörlosigkeit aufwiesen. Für Nordenskiöld war aber nur die von Generation zu Generation weiter entwickelte Gebärdensprache der Yuracáre fähig, Konventionen auszudrücken, die sich auch den Stammesmitgliedern erschlossen²¹⁴ (Nordenskiöld 1922:204ff.).

1928 äußerte sich die amerikanische Kulturanthropologin Margaret Mead (1901-1978) in ihrem Aufsatz „The Role of the Individual in Samoan Culture“ über ihre erste Feldforschung, die sie 1925 auf der samoanischen Insel Ta’ū durchgeführt hatte. Zu den Ergebnissen ihrer Studienreise gehört auch eine kurze Aussage über dort lebende Gehörlose. Nach Mead leisten auch gehörlose Bewohner auf ihre Weise einen Beitrag für

²¹⁴ Ausführliche Skizzen enthält das 25. Kapitel „Taubstumme Indianer und ihre Zeichensprache“ seines 1922 in Stuttgart erschienenen Buches „Indianer und Weisse in Nordostbolivien“.

die Gemeinschaft. Verständlicherweise werden ihnen nur solche Aufgaben zugewiesen, bei denen sie nicht auf das Gehör angewiesen sind. Sollten bei der Ausführung kleinere Fehler auftreten, sehen die Samoaner darüber hinweg, statt die Gehörlosen „in unfaire Weise“ zu bestrafen (Mead 1928:483). 1930 veröffentlichte sie unter dem Titel: „Growing up in New Guinea“ einen Bericht über ihre zweite Feldforschung auf der Insel Manus, die als Teil der Admiralitätsinsel zu Neu Guinea gehört. Dort fand sie heraus, dass Gehörlosigkeit in der Vorstellung der dortigen Bewohner auf das unvorsichtige Verhalten werdender Eltern zurückgehen kann, die gegen ein Tabu²¹⁵ zum Schutze des Eigentums verstoßen haben (Mead 1930: 320).

Auch die 1934 erschienene Dissertation „Die Behandlung der Alten und Kranken bei den Naturvölkern“ von John Koty beschäftigte sich mit der Situation Gehörloser aus ethnologischer Perspektive. Darin griff er auf Studien anderer Ethnologen zurück, die in unterschiedlichen Stammesgesellschaften geforscht hatten. Dabei vermied er, Angehörige dieser Naturvölker unter dem Aspekt des Evolutionismus zu betrachten²¹⁶ (vgl. Koty 1934:202f.). Bei seiner Arbeit orientierte er sich an den Ansichten des französischen Philosophen und Ethnologen Lucien Lévy-Bruhl (1857-1939), der die Meinung vertrat, dass Denken und Handeln der „Naturmenschen“ stark von kollektiven, „magisch“ gefärbten Vorstellungen beeinflusst seien. Kotys besonderes Interesse galt vor allem den Vorschriften und Überlieferungen, die das praktische Leben der Stammesangehörigen regelten (ebd., S. 224ff.). In seinem Buch erwähnt er Gehörlose nur am Rande, wie etwa solche im Stamm der „Bafioti“ in Laongo (Südwestafrika), ohne genauer auf sie einzugehen. Auch berichtet er über vereinzelte Begegnungen von Forschern mit Gehörlosen im tropischen Waldgebiet von Brasilien wie etwa Angehörigen der „Mapidiana“-Indianer. Zu deren Einstellung und Haltung gegenüber ihren tauben und stummen Stammesmitgliedern finden sich allerdings keine

²¹⁵ Der aus dem Polynesischen stammende Begriff Tabu (tapu) bezeichnete etwas „Heiliges“ bzw. etwas Verbotenes und bezog sich ursprünglich auf den kultischen Bereich. Heutzutage gelten Tabus als spezifische Verhaltensvorschriften, die eine Gemeinschaft kennzeichnen (Reutner 2009:7f.).

²¹⁶ Franz Boas, der heute als „Begründer“ der amerikanischen Kulturanthropologie (Hirte 2009:17) gilt, sah sich als „leidenschaftlicher Gegner jeder Form von wissenschaftlichem Rassismus“ (Schmuhl 2009: 9). Nach seiner Einwanderung in die USA 1886 stand er der evolutionistisch geprägten Anthropologie ablehnend gegenüber, die immer noch in enger Verbindung mit kolonialistischen Bestrebungen stand (Hirte 2009:17). Vor allem wandte er sich gegen die von Henry Morgan vertretene Evolutionstheorie, die davon ausging, dass alle Gesellschaften drei Entwicklungsstufen („savagery, barbarism, civilization“) durchliefen (ebd., S. 23). Mit seinem Werk „The Mind of Primitive Man“, das erstmals 1911 veröffentlicht wurde, trat er den Beweis an, dass unterschiedliche Entwicklungen von Gesellschaften nicht „rassisch“, sondern „kulturell“ bedingt seien (Bühmann 2009:242).

genaueren Angaben (ebd., S. 161). Koty weist aber auch auf Studien hin, die die Situation gehörloser Stammesmitglieder genauer beschreiben. So wird über die Bayaka in Zentralafrika berichtet: „Die Bajaka [Bayaka] haben großes Mitleid mit den Blinden, die Tauben hingegen werden bei ihnen mißhandelt und verspottet“ (ebd., S. 105). Die „Tlingit“-Indianer an der amerikanischen Nordwestküste hingegen erkennen Gehörlose als vollwertige Stammesmitglieder an (ebd., S. 151). Er unterstreicht, dass bei „Naturvölkern“ die Ansicht vorherrsche, dass der Einzelne für die Gemeinschaft von Nutzen sein und zu deren Wohlergehen in der „einen oder anderen Weise“ beitragen müsse. So werden etwa bei den „Incas“ in Südamerika“ neben den Blinden und Lahmen auch „Stumme“ herangezogen, damit auch diese zur Versorgung der Gemeinschaft mitwirken (ebd., S. 290/Anm.106).

1958 widmete sich der deutsche Ethnologe Adolf Tüllmann in seiner Dissertation „Lebensmöglichkeiten der Taubstummen bei Naturvölkern und Kulturvölkern“ ausschließlich den Gehörlosen. Darin geht er den Funktionen nach, die Gehörlose in ihren Stämmen ausüben können. So stellt er fest, dass gehörlose Stammesmitglieder entsprechend ihren Fähigkeiten und der Lebensform ihres Stammes eine Tätigkeit als „Wildbeuter“, „Feldbauer“ oder „Hirte“ ausüben können (vgl. Tüllmann 1958:18ff.). Tüllmann berichtet von Kindstötungen aufgrund von Anomalien, die sich sowohl in der Vergangenheit ereignet haben als auch gegenwärtig noch gelegentlich vorkommen. Ist das von der körperlichen Norm abweichende Kind aber bereits in den sozialen Verband aufgenommen, so bleibt es am Leben. Gehörlosigkeit zeigt sich gewöhnlich erst in einem späteren frühkindlichen Stadium der Sprachentwicklung. Daher ist die Tötung eines gehörlosen Neugeborenen so gut wie ausgeschlossen, sodass dieser ein Mitglied des Familienverbandes werden kann (ebd., S. 36f.). In dessen Schutz lernt das Kind nach den Prinzipien „Beispiel und Nachahmung“ sowie „Versuch und Irrtum“ im Laufe der Zeit die Sitten und Gebräuche des Stammes kennen. Besonders die „Initiationsperiode“ mit ihren unterschiedlichen Aufgaben stellt für gehörlose Jugendliche eine große Herausforderung dar. Sie kann „Mutproben“ und „Unterweisung[en] in technischen Fertigkeiten“, aber auch „theoretische Belehrungen auf allerlei Wissensgebieten“ umfassen, die in der jeweiligen Gebärdensprache erfolgen. Von nordamerikanischen, brasilianischen, kongolesischen oder südostasiatischen Stämmen liegen Berichte über erwachsene Gehörlose vor, die nach gelungener Initiation als vollwertige

Mitglieder in ihre Gemeinschaft aufgenommen worden sind. Tüllmann führt diesen erfolgreichen Abschluss der Initiation darauf zurück, dass erwachsene Stammesmitglieder die jeweils lokale Gebärdensprache beherrschten (ebd., S.39f.).

Anders als in „Kulturvölkern“, wo der überwiegende Teil gehörloser Menschen mit gehörlosen Partnern verheiratet ist, gehen Gehörlose in Stammesgesellschaften selten untereinander eine Ehe ein. In diesen Gesellschaften bestimmen gewöhnlich die Heiratsregeln der jeweiligen „Verwandtschaftssysteme“ die Auswahl des Partners. Dort wird sehr häufig die Ehe mit einer Kreuzcousine („Cross-Cousine“) eingegangen, die oftmals in einem engen verwandtschaftlichen Verhältnis zu ihrem zukünftigen Ehepartner steht. Da beide Partner über „einen Großteil gleicher Anlagen“ verfügen, ist in diesen „Verwandtenehen“ die Gefahr relativ groß, genetische „Taubstummheit“ weiterzuerben. Um diese erblich bedingte Gehörlosigkeit zu vermeiden, wird meist ein hörender Ehepartner ausgesucht (Tüllmann 1958:80f.).

Gelegentlich fand Tüllmann Hinweise auf die „Geringschätzung von Taubstummten“. So glaubten die Bewohner der indonesischen Insel Flores, Gehörlosigkeit sei eine „von höchsten Wesen gesandte Strafe“ und begründeten diese damit, dass die Mutter etwa zuvor Menschen mit Gebrechen ausgelacht habe. Bei den südamerikanischen Indianern des Jibaro-Stammes hießen gehörlose Kinder „Netsi“, was „deaf and dumb“ bedeutete (ebd., S. 52). Dennoch vertritt er die Ansicht, dass Studien gezeigt hätten, dass Gehörlose bei den „Naturvölkern“ oftmals eine akzeptierte Rolle einnahmen (ebd., S. 84). So betätigten sie sich als Handwerker, die als „besonders geachtete Stammesmitglieder“ angesehen würden (ebd., S. 80). Sein Fazit lautet, dass ein Gehörloser oftmals die Chance erhalte, sich „vollwertig in die Stammesgemeinschaft einzuordnen, so daß er auf eine Ersatzgemeinschaft verzichten kann“ (ebd., S. 75).

1992 veröffentlichte Verena Keck die Ergebnisse ihrer medizinethnologischen Feldforschung über den Stamm der „Yupno“ auf Papua-Neuguinea, der beiderseits des Yupno-Flusses verstreut siedelt und dessen gleichnamige Sprache sich in verschiedene Dialekte gliedert (Keck 1992:34f.). In dem Dorf Gua, in dem sie forschte, wohnten zu dieser Zeit etwa 400 Stammesmitglieder, die zehn patrilinearen Clänen zugeordnet werden konnten (Keck 1997:9).

In der Sprache der Yupno existiert das Wort „Behinderung“ nicht, das in westlichen Ländern üblicherweise als Sammelbegriff für unterschiedliche körperliche Ein-

schränkungen verwendet wird. Vielmehr liegt eine Auffassung von „Kranksein“ bzw. „Krankheit“ vor, die in ihr eigenes „Weltbild“ eingebunden und von sozialen und religiösen Vorstellungen beeinflusst ist. Die Yupno teilen gesundheitliche Probleme in vier Stufen ein. Zur untersten Stufe gehören „natürliche Störungen“, zu denen „Sinnesbehinderungen“ wie etwa die „Taubheit“²¹⁷ zählen, für die der Begriff „kosum mi“ verwendet wird, was soviel wie „nicht vorhandenes Ohr“ bedeutet. Der Stamm der Yupno bewertet die Taubheit ähnlich wie etwa Kurzatmigkeit oder nachlassende Hör- und Sehfähigkeit bzw. Blindheit, als ein Merkmal, das häufig bei älteren Menschen auftritt. Diese Erscheinungen werden aber nicht als krankhaft, sondern als Folge des natürlichen Alterungsprozesses angesehen, dem man keine weitere Bedeutung beimisst (ebd., S. 14ff.).

Ihre Sprache besitzt für die Yupno einen sehr hohen Stellenwert. Dies äußert sich in der traditionellen Vorstellung, dass ein Kind zunächst die Fähigkeiten des Gehens, Zuhörens und Sprechens entwickeln müsse und erst danach eine „Körperseele“ (monan) ausbilden könne, die Voraussetzung für die Entfaltung einer eigenständigen Persönlichkeit sei (Keck 1992:86f.). Leider finden sich in Kecks medizinethnologischen Forschungen keine Hinweise darauf, welche Folgen das Nichthören für die gesellschaftliche Bewertung eines gehörlosen Kindes nach sich ziehen kann. Dies mag daran liegen, dass die dortige christliche Missionsarbeit dazu beigetragen hat, das traditionelle Wissen über Geschichte, Rituale und Heilkunde zu verdecken (ebd., S. 71), die früher mündlich von Generation zu Generation weitergegeben worden sind²¹⁸. Fehlende Quellen hierzu können eine Erklärung dafür sein, dass dieser Aspekt nicht in den Fokus von Kecks Forschungen geriet.

Im Mittelpunkt der 1995 veröffentlichten Dissertation „Sie leben mit den Ahnen“ der Ethnologin Ute Meiser steht die Beschreibung des Wandels im Umgang mit kranken

²¹⁷ Nach dem Ordnungsprinzip der Yupno beginnen Erkrankungen erst ab der zweiten Stufe wie etwa mit dem Auftreten von Fieber. Die von dem Buschgeist „sindok“ verursachten Krankheiten bilden eine dritte Stufe. Die schlimmsten Krankheiten werden auf der vierten Stufe durch den magischen „mawom“ Zauber verursacht“ (Keck 1992:302). Zeigt ein Erkrankter zum Beispiel „Verbrennungen“, wird dieser Zustand dem Einfluss sindoks zugeschrieben, der sich damit für die Jagd auf die von ihm geschützten Tiere rächt (ebd., S. 294). „Leidet ein Patient an Schüttelfrost, starken Kopf- und Gliederschmerzen und verschlechtert sich sein Zustand in kürzester Zeit“ wird dies auf die Wirkung der Zaubertechnik „mawom“ zurückgeführt (ebd., S. 237), die auf einen Fluch von Seiten eines anderen Stammesmitgliedes zurückgehen kann (ebd., S. 289).

²¹⁸ Heute besinnen sich immer mehr junge Yupno auf ihre Geschichte und kulturellen Wurzeln und sind bestrebt, sich zusätzlich zu ihrer „westlichen Bildung“ auch die Einsichten ihrer Väter über die Welt ihrer Vorväter in mündlicher Form („oral history“) anzueignen (Keck 1992:71).

und beeinträchtigten Mitgliedern der polynesisch-tonganischen Gesellschaft. Wie die zuvor genannte Verena Keck distanziert sich die Autorin von dem „aus dem Westen“ importierten Begriff der „Behinderung“, der „fast ausschließlich von modernen Institutionen“ benützt wird. Nach tonganischem Verständnis galt „Taubheit“ nicht als „Behinderung“. Daher besuchten gehörlose und hörende Kinder gemeinsam „staatliche Grundschulen“, die einen inklusiven Unterricht zu verwirklichen suchten. Ute Meiser macht allerdings darauf aufmerksam, dass die staatlichen Vertreter eines separaten Gehörlosenunterrichts die integrative Form der Schulbildung in Frage stellten und das Ziel verfolgten, gehörlose Schüler von der Grundschule in eine „Sonderschule“ einzuweisen. Daraufhin reagierten zahlreiche betroffene Eltern damit, ihre gehörlosen Kinder vom Schulbesuch fernzuhalten (Meiser 1995:53ff.).

6.2 Gehörlose in autarken Gemeinschaften

6.2.1 Martha's Vineyard

Martha's Vineyard²¹⁹, die mit nahezu 100 Quadratmeilen größte Insel vor der Küste Neu-Englands (Groce 1990:53), besaß im 19. Jahrhundert eine autarke Gehörlosengemeinschaft. Seit 1883 forschten der Gehörlosenlehrer und Sprachforscher Alexander Graham Bell (1847-1922) und seine Mitarbeiter vier Jahre lang nach den Ursachen der in Neu-England verbreiteten Gehörlosigkeit. Dazu beschäftigte sich Bell vor allem mit den verwandtschaftlichen Beziehungen der Siedler auf Martha's Vineyard. Er fand heraus, dass zahlreiche gehörlose Familien gehörlose Vorfahren besaßen (Groce 1990: 21ff.). Besonders in den auf Martha's Vineyard gelegenen Orten West Tilbury und Chilmark war über 200 Jahre lang Gehörlosigkeit sehr häufig aufgetreten. Diese stand in einem engen Zusammenhang mit dem Heiratsverhalten der dortigen Bewohner, das wiederum auf die Heiratsregeln der ersten Siedler zurückgeführt werden konnte, die im 17. Jahrhundert aus der englischen Grafschaft Kent eingewandert waren. Das endogame Verhalten, nur Partner aus dem eigenen Familienverband zu heiraten, war dort besonders stark verbreitet und hatte in vielen Fällen zu Ehen unter Blutsverwandten

²¹⁹ „Indianische Siedlungen reichen [auf Martha's Vineyard] mindestens 4.000 Jahre zurück. Zum Zeitpunkt des Kontaktes mit europäischen Entdeckern war sie von Indianergruppen relativ dicht besiedelt, die mit den Wampanoags aus dem Südosten von Massachusetts und Rhode Island verwandt waren. Die Stämme auf Martha's Vineyard und in den angrenzenden Gebieten um Cape Cod waren Bauern und Fischer“ (Groce 1990:25).

geführt. Besonders in dem kleinen Ort Chilmark trat mit der Zunahme eng verwandter Personen unter den eingewanderten Familien häufig Gehörlosigkeit als ein rezessives genetisches Merkmal auf (Whiting 1990:9). Im 19. Jahrhundert lag auf Martha's Vineyard die Quote gehörloser Bewohner bei 6 Promille (Groce 1990: 15).

Nach der Anthropologin Nora Ellen Groce, die in den 1980er Jahren auf der Grundlage schriftlicher und mündlicher Quellen eine Forschungsstudie über das häufige Auftreten von Gehörlosigkeit auf der Insel durchführte, erlernten hörende Kinder üblicherweise neben der englischen (Laut-) Sprache auch die dort verbreitete einheimische Gebärdensprache (Groce 1990:69). Die Kommunikation mit gehörlosen Bewohnern erfolgte vermutlich fast ausschließlich in der Gebärdensprache, und so war es wohl für Gehörlose nicht notwendig, von den Lippen abzulesen und sprechen zu lernen. Da die meisten Inselbewohner bilingual aufwuchsen, nahmen Gehörlose gewöhnlich in ungezwungener Weise an Gesprächen mit Hörenden teil (ebd., S. 73ff.). Groce zufolge wurden gehörlose Inselbewohner in den Alltag einbezogen und partizipierten auch am gesellschaftlichen Leben. Man verkehrte miteinander als Freunde oder Nachbarn, besuchte gemeinsam den Gottesdienst oder feierte zusammen Feste (vgl. ebd., S. 106ff). Sowohl die gehörlose als auch die hörende Bevölkerung lebte gleichermaßen von der Viehzucht, dem Ackerbau oder dem Fischfang (ebd., S. 100).

Mit der Zeit änderte sich jedoch diese autarke Lebensweise auf Martha's Vineyard. In Chilmark, im Südwesten der Insel, lebten in den 1940er Jahren unter den 350 Einwohnern vierzehn gehörlose Kinder, wohingegen 30 Jahre später nur noch ein Kind gehörlos zur Welt kam (Groce 1990:64f.). 1952 starben im nördlichen Teil der Insel mit der letzten gehörlosen Bewohnerin die Gehörlosen aus den vormals eingewanderten Familien aus. Zu dieser Entwicklung trug vor allem ihre Entdeckung als Ferieninsel durch die Bewohner des nahegelegenen Festlands bei (ebd., 113f.) Dafür verantwortlich war auch die zunehmende Mobilität der Inselbewohner, die bereits zu Beginn des 20. Jahrhunderts eingesetzt hatte. Hörende Einheimische heirateten zunehmend Partner, die von außerhalb der Insel kamen wie etwa portugiesische Matrosen der neuenglischen Walfangflotten (ebd., S.64). Immer mehr gehörlose Kinder verließen die Insel und besuchten zur schulischen und beruflichen Weiterbildung die neu gegründete Gehörlosenschule "American Asylum" in Hartford (Connecticut). Häufig lernten sie dort auch ihre zukünftigen Ehepartner kennen und kehrten meist nicht mehr nach

Martha's Vineyard zurück (ebd., S. 63f.). So verschwand in den nachfolgenden Generationen allmählich das Wissen über diese Gebärdensprache (Kastl 2010:171).

6.2.2 Cayman Islands

1981 veröffentlichte der amerikanische Sprachforscher William Washabaugh die Ergebnisse seiner Studien über die Gehörlosengemeinschaft auf den südlich von Kuba gelegenen Cayman Islands²²⁰ unter dem Titel "The Deaf of Grand Cayman". Ursprünglich wurden auf den drei Inseln Variationen der "Old Cayman Sign Language" (OCSL) verwendet. Washabaugh wertete die Vielfalt der gebärdensprachlichen Dialekte als Beleg dafür, dass Gehörlosigkeit dort schon vor langer Zeit aufgetreten war. Volkszählungen aus den Jahren 1911, 1921 und 1943 hatten dort einen Bevölkerungsanteil von über 4 Promille Gehörloser ergeben, was auf die isolierte Lage und die damit verbundenen Ehen unter Blutsverwandten zurückzuführen war. Dies änderte sich erst 1953 mit dem Ausbau des Flughafens auf der Hauptinsel Grand Cayman und dem Eintritt der Cayman Islands in die Staatengemeinschaft des British Commonwealth 1962. Washabaugh sah in der Öffnung des Landes eine wesentliche Ursache für den Rückgang genetisch bedingter Gehörlosigkeit, die er mit der Entwicklung auf der Insel Martha's Vineyard im 20. Jahrhundert verglich. Nach seinen Berechnungen lag der Anteil Gehörloser auf den Cayman Islands zum Zeitpunkt seiner Forschung bei etwa 1,6 Promille (18:1100), was aber immer noch die durchschnittlichen Quote von 1 Promille Gehörloser innerhalb einer Bevölkerung übertraf (Washabaugh 1981:121ff.).

Für den deutlichen Rückgang waren hauptsächlich zwei Faktoren verantwortlich: Zum einen drängte eine bessere ärztliche Versorgung Gehörlosigkeit als Folge nicht behandelter Krankheiten zurück. Zum anderen eröffneten erleichterte Reisebedingungen vor allem hörenden Bewohnern die Möglichkeit, in benachbarte Länder auszuwandern, was auf Cayman Islands zum Rückgang von Verwandtenehen und damit einhergehend von genetisch bedingter Gehörlosigkeit führte (Parks & Williams 2011:19). Parallel zu dieser Entwicklung nahm der Gebrauch der einheimischen gebärdensprachlichen Dialekte der Old Cayman Sign Language (OCSL) ab, was auch auf den Anstieg des lautsprachlichen Unterrichts in den Missionsschulen zurückgeführt werden konnte. Nur

²²⁰ Die karibische Inselgruppe der Cayman Islands besteht aus der Hauptinsel "Grand Cayman" sowie den kleineren Inseln "Cayman Brac" und "Little Cayman".

sehr wenige gehörlose Jugendliche erhielten früher die Möglichkeit, eine Gehörlosenschule zu besuchen. Anfang der 1980er Jahre eröffnete sich ihnen aber vermehrt die Gelegenheit zum Unterrichtsbesuch, der jedoch in amerikanischer Gebärdensprache ASL abgehalten wurde. Dies und der Anstieg von Gehörlosen, die in den USA mit der amerikanischen Gebärdensprache (ASL) vertraut gemacht wurden, trugen zum fortgesetzten Schwund der einheimischen OCSL bei (Washabaugh 1981:129f.).

6.2.3 Al-Sayyid im Negev

Wie äußere Einflüsse eine dörfliche Gebärdensprachgemeinschaft verändern können, zeigt eine Studie von 2011 am Beispiel der Gemeinschaft der Al-Sayyid-Beduinen in der israelischen Negev-Wüste. Ihr Vorfahr, Al-Sayyid, siedelte den ursprünglich nomadisierenden Beduinenstamm vor fast 200 Jahren dort an. Bis vor wenigen Jahren lebte dieser dort noch autark, fernab von einer Infrastruktur und staatlichen Einrichtungen. Dies trug zur hohen Zahl verwandtschaftlicher Ehen bei, die noch heute das Heiratsverhalten der Beduinen bestimmen. Meist heiraten Cousin und Cousine, aus deren Ehen auch die ersten gehörlosen Kinder hervorgingen. Nach neuesten Schätzungen sind von den 4500 Al-Sayyid-Beduinen nahezu 130 gehörlos. Hörende und nichthörende Beduinen, die häufig miteinander verwandt sind, kommunizierten bisher in der Al-Sayyid Bedouin Sign Language (ABSL) (Kisch 2012:87ff.).

Mit der schulischen Erziehung gehörloser Kinder seit den frühen 1980er Jahren trat eine neue Situation ein: Gehörlose Kinder lernten nunmehr eine neue Gebärdensprache, die Israeli Sign Language (ISL), und wurden damit Teil einer größeren Gehörlosengemeinschaft. Dabei verloren sie immer mehr den alltäglichen Kontakt zu den hörenden Mitgliedern ihres Stammes. Die ISL gewann allmählich als Sprache der Bildung bei gehörlosen Al-Sayyid-Beduinen einen höheren Stellenwert als die ABSL (ebd., S. 99). Auch suchen heutzutage hörende Beduinen vermehrt Zugang zu höherer Bildung, um anspruchsvollere Berufe ergreifen und einen höheren ökonomischen Status erreichen zu können. Dies führt in der Regel dazu, dass sie ihre Dörfer verlassen und über einen längeren Zeitraum hinweg nicht mehr zurückkehren. Damit verringert sich zusehends der Kontakt zwischen hörenden und gehörlosen Beduinen, was dazu beiträgt, dass ähnlich wie auf Martha's Vineyard die Zahl der Personen, die mit der traditionellen ABSL vertraut sind, zurückgeht (ebd., S.110ff.).

6.2.4 Ban Khor in Thailand

In Ban Khor, einem entlegenen Dorf im Nordosten Thailands, führte die Anthropologin Angela Nonaka von 1996 bis 2003 linguistische Studien in Zusammenarbeit mit den dortigen Bewohnern durch. Zu Beginn ihrer Feldforschung stellte sie fest, dass die Mitglieder dieser autarken dörflichen Gemeinschaft von der Landwirtschaft, vor allem vom Reisanbau, lebten und lediglich über eine niedrige Schulbildung verfügten. Seit dem spontanen Auftreten von Gehörlosigkeit vor etwa 70 Jahren hatte sich dort relativ schnell aus der einheimischen Ban-Khor-Sprache die „Ban Khor Sign Language“ (BKSL) entwickelt, die „pasa kidd“ genannt wird. Mit ihr waren bis in die Gegenwart so gut wie alle Dorfbewohner vertraut und verwendeten sie im täglichen Leben. Bei ihrem Feldforschungsaufenthalt 2003 fand Nonaka indes eine veränderte Situation vor: Mit dem Aufbau einer besseren Infrastruktur, den verbesserten Bildungsmöglichkeiten für die hörende Bevölkerung und dem damit verbundenen wachsenden Lebensstandard hatte sich inzwischen eine immer größer werdende Kluft zwischen den gehörlosen und hörenden Dorfbewohnern aufgetan. Überdies drängte eine fremde Gebärdensprache, die nationale thailändische Gebärdensprache TSL, die indigene BKSL immer mehr zurück. Trotz dieser Entwicklung befanden sich in Ban Khor 2003 nach Nonaka unter den 2741 Dorfbewohnern 17 gehörlose, was immer noch einer außergewöhnlich hohen Quote von etwa 6 Promille entsprach (Nonaka 2009:214f.).

Um ein ausgewogenes Zusammenleben von hörenden und gehörlosen Personen innerhalb einer Gemeinschaft zu gewährleisten und damit eine lokale Gebärdensprache am Leben zu erhalten, müssen nach Angela Nonaka drei Kriterien erfüllt werden. Zunächst sollten möglichst viele Hörende mit der lokalen Gebärdensprache vertraut sein. Hinzu kommen eine positive Einstellung gegenüber gehörlosen Personen und ihrer Sprache sowie eine umfangreiche Beteiligung der Gehörlosen am dörflichen Leben (Nonaka 2009:213). Dass dieses Ideal in zahlreichen Fällen von der heutigen Realität weit entfernt ist, bestätigen global angelegte ethnolinguistische Studien aus dem Jahr 2012. Ähnlich wie Nonaka untersuchten andere Ethnolinguist/innen zahlreiche andere dörfliche Gebärdensprachgemeinschaften²²¹.

²²¹ Vgl. hierzu ausführlich die 2012 erschienene Aufsatzsammlung: „Sign languages in village communities. *Anthropological and linguistic insights.*“ Ulrike Zeshan und Connie de Vos, Hg. Berlin: De Gruyter & Nijmegen: Ishara Press.

6.3 Gegenwärtige Situation Gehörloser in Entwicklungsländern

6.3.1 Gehörlose in Indien

Indien ist ein Land ausgeprägter Widersprüche. Mit über 1 Milliarde Menschen gilt es als die bevölkerungsreichste Demokratie und aufstrebende Wirtschaftsmacht. Gleichermaßen wird Indien immer noch als Entwicklungsland gesehen, in dem Analphabetismus und extreme Armut herrschen. Viele Inder leben täglich in einer existenziellen Notlage und sehen sich gezwungen, von morgens bis abends für ihren Lebensunterhalt zu sorgen. Im Rahmen einer 1991 offiziell durchgeführten stichprobenartigen Erhebung in Indien wurde die Zahl der Menschen mit Beeinträchtigungen auf 16,5 Millionen geschätzt, zu denen auch Gehörlose zählen (Anand 2004:14ff.). Die vor mehreren tausend Jahren entstandene hinduistische Kastenlehre²²², die auch heute noch hohes Ansehen genießt, weist den Mitgliedern der indischen Gesellschaft einen meist unveränderlichen gesellschaftlichen Status zu. Obwohl diese starre soziale Struktur anlässlich der Ausrufung der Unabhängigkeit 1950 offiziell aufgehoben wurde, bestimmt sie nach wie vor das Leben der mehrheitlich hinduistischen²²³ Bevölkerung. Die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Kaste wird als von Gott gegebenes Geburtsrecht angesehen, das die Einhaltung von Pflichten (Dharma) von den Gläubigen fordert. Verletzt eine Person diese Pflicht, so wird dies als „schlechtes Karma“ gesehen, wohingegen die Erfüllung einer Norm als „positives Karma“ gewertet wird. Diese Vorschriften gelten ebenfalls für die Institution der Ehe. Auch in den modernen Metropolen werden Ehen üblicherweise immer noch innerhalb einer bestimmten Kaste von Partnern eingegangen, die der gleichen sozialen Gruppe („Jati“) angehören. Allerdings schränken die Zwänge des Berufslebens diese strikte Kastenordnung immer mehr ein²²⁴. Neben diesem endogamen

²²² „Kaste“ leitet sich ursprünglich aus dem lateinischen Wort „casta“ ab, das mit „rein“ und „keusch“ übersetzt werden kann, und wurde von den portugiesischen Kolonialherren verwendet, um die indische Gesellschaft zu kennzeichnen (Strasser & Brömme 2006:463f.) Traditionell zählten Priester und Gelehrte zur höchsten Kaste der „Brahmanen“, gefolgt von Kriegern, Aristokraten und höheren Beamten, den „Chhetries“. An dritter Stelle dieser sozialen Ordnung standen die „Vaisyas“, meist Handwerker, Händler, Kaufleute und Grundbesitzer. Auf der untersten Stufe hatten die „Shudras“, meist Tagelöhner und „Leibeigene“, ihren Platz. Außerhalb dieser Hierarchie stehen auch heute noch, ohne jedes gesellschaftliche Ansehen, die Kastenlosen („Unberühbaren“) und Nichthinduisten (Bir Joshi 1994:69).

²²³ „Der Hinduismus gilt als eine der ältesten, wenn nicht die älteste der durchgängig schriftlich belegten Religionen, die ihren Ursprung zurückführt auf einen Text, der schon etwa um 1200 v. Chr. herausgegeben wurde“ (Anand 2004: 20).

²²⁴ Ein wichtiges Motiv für die Aufweichung des Kastenwesens ergibt sich aus der Entstehung neuer Berufsbilder, die tendenziell dazu führen, einen Bewerber nach der „richtigen Qualifikation“ statt wie bisher üblich nach der „richtigen Kastenzugehörigkeit“ einzustellen (Graf 2012:76).

Heiratsverhalten existieren weitere gesellschaftliche Vorschriften und Pflichten. So findet ein Treffen von Mitgliedern unterschiedlicher Kasten, etwa bei einem gemeinsamen Essen, wegen der Notwendigkeit, zahlreiche rituelle Reinheitsvorschriften zu beachten, so gut wie nie statt. 20 Prozent der indischen Bevölkerung gehören zur niedrigsten gesellschaftlichen Stufe der „Kastenlosen“, die von jeher als die „Unreinen“ bzw. „Unberührbaren“ verstanden wurden und sich selbst als „Dalits“ („die Niedergedrückten“) bezeichnen (Graf 2012:74ff.). Für gesunde Kinder aus der heterogenen Gemeinschaft der Dalits bestehen trotz einiger erzielter Fortschritte nur sehr geringe Aussichten auf angemessene Bildung und ein besseres Leben. Noch hoffnungsloser erscheint die gesellschaftliche Situation für behinderte Dalit-Kinder. Verantwortlich für die verbreitete Notlage behinderter Menschen ist vor allem ihre ungenügende medizinische Versorgung. Die staatliche Unterstützung für behinderte Menschen konzentriert sich größtenteils auf die Großstädte, während in den ländlichen Gebieten, vor allem in abgelegenen Dörfern, Behinderte so gut wie keine Hilfe erfahren. Ausbildungs- und Rehabilitationsprogramme sind zu kostspielig, um von den überwiegend armen Familien wahrgenommen werden zu können (Anand 2004:16f.).

Die hinduistische Religion, die in der als „Autorität“ geachtete „Manusmriti“²²⁵, einer Sammlung religiöser und gesellschaftlicher Regeln, erfahrbar wird (Willers 2009:136f.), weist unter anderem gehörlosen Menschen einen Außenseiterstatus zu. Dieses Gesetzbuch beginnt zunächst mit der Beschreibung des Schöpfungsmythos, der die hierarchische Gesellschaftsstruktur der Kasten vorstellt (Hüttner 1980:1), und führt anschließend in „das System der Gesetze“ mit „den uralten Gebräuchen der vier Kasten“ ein (ebd., S. 12). So schließt die Manusmriti zum Beispiel in ihren erbrechtlichen Bestimmungen gehörlose Personen aus der unteren Kaste der „Kaufleute und dienenden Klasse“ von der Möglichkeit zu erben aus:

Verschnittene und Ausgestoßene, Blinde oder Taube, Tolle, Blödsinnige, Stumme und Leute, die den Gebrauch eines Gliedes verloren haben, dürfen keinen Anteil an einer Erbschaft nehmen (Hüttner 1980:236).

²²⁵ Bei dem in Sanskrit geschriebenen Text „Manusmriti“ („Gesetzbuch des Manu“) handelt es sich um eine etwa 2000 Jahre alte Sammlung altindischer Verhaltensvorschriften (Hüttner 1980:12).

Zudem wird im elften Kapitel „über die Buße und Aussöhnung“ darauf hingewiesen, dass Personen, die „taub“ und „stumm“ geboren werden, bereits mit einem „entehrenden Merkmal“ zur Welt kommen, das es zu vermeiden gilt:

So sind nun die Geborenen, die von den Guten verachtet werden, nach der Verschiedenheit ihrer Handlungen, dumm, blind, stumm, taub und übel gestaltet. Daher muß man Buße tun, um ausgesöhnt zu werden, weil diejenigen, die ihre Sünden nicht ausgesöhnt haben, wiederum mit entehrenden Merkmalen bei der Geburt hervorkommen werden. (Hüttner 1980:273).

Die Ansicht, dass ein behinderter Mensch durch seine „karmischen Taten“ in einem früheren Leben selbst zu seiner gegenwärtigen Behinderung beigetragen habe und seine aktuelle Behinderung auf seine eigenen Sünden zurückzuführen sei, birgt die Gefahr der negativen Beurteilung behinderter Menschen (Anand 2004:29). In Indien heiraten circa 87 Prozent innerhalb ihrer „Kaste“, sodass die „Verwandtenehe“ noch relativ häufig anzutreffen ist, was die erblich bedingte Taubheit²²⁶ begünstigt. Daneben können oftmals schwere Krankheiten, die meist im Kindesalter auftreten, aufgrund der unzureichenden medizinischen Versorgung zur Ertaubung führen (Zeshan 2000:13).

Der Frage, welche Stellung gehörlose Frauen in der heutigen indischen Gesellschaft einnehmen, ging die amerikanische Anthropologin Michele Friedner nach, die zwischen 2003 und 2009 über die Lebenssituation gehörloser Frauen in der indischen Hauptstadt Neu Delhi forschte. Sie führte mit verschiedenen Frauen, die sie in der „Delhi Foundation of Deaf Women“ (DFDW)²²⁷ kennengelernt hatte, Interviews durch (Friedner 2010:49). Die Frauen im DFDW definieren sich nicht allein über ihre Gehörlosigkeit, sondern gleichermaßen über ihre Kasten- und Religionszugehörigkeit, ihrem Herkunftsort und ihrem familiären Hintergrund (ebd., S. 62).

In diesem Verband erhalten Frauen von weiblichen Ausbildern und Mentoren Anleitungen zur Batik- und Lederherstellung. Darüber hinaus werden neben zahlreichen Nähkursen auch Englisch- und Computerkurse angeboten. Für besonders begabte gehörlose Frauen besteht die Möglichkeit, später selbst als Lehrerin oder Mentorin tätig

²²⁶ Eine im indischen Bundesstaat Maharashtra durchgeführte Untersuchung an 62 Schulen für Gehörlose ergab, „daß 900 von insgesamt 4.278 gehörlosen Schülern, d.h. rund 21 Prozent aus Verwandtenehen stammten“ (Zeshan 2000:13).

²²⁷ Der DFDW ist inzwischen die größte Gehörlosenorganisation im Norden Indiens und die einzige in Indien, die sich speziell um die Bedürfnisse gehörloser und hörgeschädigter Frauen kümmert (Friedner 2010:52).

zu sein. Ein besonders wichtiges Element für den Aufbau des weiblichen Selbstbewusstseins stellt der jährlich stattfindende Schönheits- und Talentwettbewerb dar. Gehörlose Frauen erhalten zudem Gelegenheit, gehörlose Männer im Rahmen weiterer Veranstaltungen zu treffen wie etwa bei sportlichen Wettbewerben, die von dem „All India Sports Council for the Deaf“ mit Unterstützung der DFDW ausgetragen werden. Bei der Vermittlung gehörloser Männer wird allerdings stets darauf geachtet, dass diese aus derselben Kaste wie die gehörlosen Frauen stammen. Da die DFDW keine nennenswerte finanzielle Unterstützung von internationaler Seite erhält, arbeitet sie weitgehend autark und legt Wert auf ihr „Indischsein“ („Indianness“). So unterrichten ihre Mitglieder den klassischen indischen Tanz und bieten Schulungen in der traditionellen indischen Handwerkskunst an (Friedner 2010:52ff.).

Die Frauen im DFDW lassen sich nicht auf ihre Gehörlosigkeit reduzieren, sondern übernehmen, wie hörende Frauen auch, die sozialen Rollen der Ehefrau, Schwester oder Schwiegertochter und verwirklichen sich nicht selten als Lehrerin oder Künstlerin. Friedner richtete an verschiedene Frauen auch die Frage, ob sie die Gemeinschaft der DFDW als „Familie“ betrachteten. Zunächst antwortete Meenakshi, die sich seit 1986 im DFDW engagiert. Sie hat einen gehörlosen Mann und eine ebenfalls gehörlose Tochter, die eine Gehörlosenschule für Mädchen in Chennai besucht hat und nunmehr als eine der ersten gehörlosen Studentinnen an der Universität Delhi eingeschrieben ist. Ehepaar und Tochter leben zusammen mit Meenakshis hörenden Eltern. Sie erklärt sich zwar solidarisch mit der DFDW Gemeinschaft, betrachtet sie aber nicht als ihre „Familie“, die ihrer Meinung nach nur durch Blutsbande entstehen kann. Eine problemlose Kommunikation sowie ähnliche Erfahrungen und Herausforderungen im alltäglichen Leben verbinden Meenakshi mit anderen gehörlosen Frauen im DFDW. Daher fühlt sie sich verpflichtet, junge gehörlose Frauen zu unterstützen und ihnen Bildung zukommen zu lassen (Friedner 2010:56ff.).

Pusha, die bereits seit 1981 Mitglied im DFDW ist, geht ebenso auf Friedners Frage ein, ob sie die DFDW als ihre Familie ansehe: Auch wenn die Gehörlosengemeinschaft ihr geholfen habe, zu sich selbst zu finden, sind die guten Beziehungen, die sie zu anderen gehörlosen Frauen unterhalte, nicht gleichzusetzen mit „Familie“. Zwar habe sie beim DFDW viele Fähigkeiten erlernt und Freundschaften aufgebaut, die meisten Werte („values“) habe sie aber ihrer hörenden Familie zu verdanken. Das

Gründungsmitglied Anuradah, die 1973 den DFDW mit ins Leben gerufen hat, schließt sich dieser Meinung an. Nachdem sie 2008 ihre Ämter aufgegeben hatte, zog sie zu ihrem hörenden Sohn und dessen Frau nach Bangalore im Süden Indiens. Obwohl sie die traditionelle Frauenrolle akzeptiert habe und sich um Haushalt und Enkelkind kümmere, vermisse sie dennoch den geselligen Umgang mit ihren gehörlosen Freundinnen in Delhi und die gebärdensprachliche Kommunikation, da ihre Schwiegertochter nur schlecht gebärden könne (Friedner 2010:56ff.).

Da es zahlreichen Gehörlosen an einer ausreichenden „Schriftsprachkompetenz“ fehlt, verläuft neben der mündlichen auch die schriftliche Verständigung mit Hörenden nicht ohne Schwierigkeiten und erfolgt daher nur auf eingeschränktem Niveau. Ebenso trägt die allgemeine Gleichsetzung von „gehörlos“ und „geistig retardiert“ dazu bei, eine „soziale und emotionale Distanz“ zwischen gehörlosen und hörenden Personen entstehen zu lassen. Daher verwundert es nicht, dass Gehörlose, falls sich ihnen die Gelegenheit bietet, gerne mit anderen Gehörlosen verkehren (Zeshan 2000:11f.).

Ein allmählicher Wandel zeichnet sich aber erkennbar ab. 2005 wurde in Delhi die NAD (National Association for the Deaf) gegründet, in der sich zunehmend die Jugend politisch sammelt. Diese Organisation half bei der Vorbereitung des Weltbehindertentages 2008 am Denkmal des India Gates, dem Arc de Triomphe von Neu Delhi. Dort versammelten sich über 3000 Gehörlose, die aus dem ganzen Land angereist waren, um gegen die immer noch ungenügenden schulischen Möglichkeiten und unzureichenden Berufschancen zu protestieren sowie die offizielle Anerkennung der Gebärdensprache zu fordern. Junge Gehörlose stellen auch immer mehr das traditionelle Konzept von „Familie“ infrage. So äußerte sich ein führendes Mitglied des NAD „If the family does not sign, they no longer have the right to be called a family. The Deaf Child can go out and form a new family“. Viele junge gehörlose Frauen der DFDW hingegen, die an verschiedenen Programmen der NAD teilgenommen hatten, fühlten sich Informationen zufolge fremd innerhalb dieser an westlichen Maßstäben orientierten Organisation. Sie nahmen Anstoß daran, dass gehörlose Frauen dort häufig westliche Kleidung trugen und bei „McDonald’s“ aßen. Dieses Verhalten drückte in den Augen der Mitglieder der DFDW moralischen Verfall und damit einhergehend die Abkehr von den traditionellen indischen Werten aus. Im Gegensatz zum NAD sind die Frauen des DFDW meist

konservativ gekleidet und folgen in Fragen der Ernährungsweise und anderer Gewohnheiten familiären Traditionen (Friedner 2010:61).

Trotz positiver Ausnahmen ist auch im heutigen Indien das Leben gehörloser Menschen immer noch von Benachteiligung und Diskriminierung geprägt. So beschreibt ein indischer Gehörloser seinen Schock, als er nach dem Studium an der Gallaudet Universität²²⁸ in den USA in sein Heimatland zurückkehrte und feststellen musste, wie begrenzt Bildungs- und Berufschancen auch noch gegenwärtig für Gehörlose in Indien sind (Kejriwal 2006:64). Noch heute entscheiden vor allem die finanziellen Mittel der Eltern über die Möglichkeiten, gehörlose Kinder schulisch sowie beruflich zu fördern. So kommen für diese meist nur handwerkliche Berufe wie etwa „Schneider, Drucker, Maler“ oder auch Tätigkeiten als „Schreibkraft oder Ladenhilfe“ als berufliche Perspektive in Betracht (Zeshan 2000:17).

6.3.2 Gehörlose in Nepal

Nepal, zwischen China und Indien gelegen, besitzt eine Bevölkerung von etwa 25 Millionen Einwohnern, die zahlreiche ethnische Minderheiten bilden. Mit einer Armutsrate von 42 Prozent gehört Nepal zu den ärmsten Ländern der Welt. Daher ist es nicht verwunderlich, dass circa 48 Prozent der Bevölkerung Analphabeten sind. Da keine Sozialversicherung und auch sonst keinerlei finanzielle Versorgung von Seiten des Staates angeboten werden, leiden etwa 47 Prozent an Mangelernährung und den daraus entstehenden gesundheitlichen Problemen. Traditionell suchen die Menschen den Rat der Schamanen und setzen auf die Hilfe der traditionellen tibetischen Medizin sowie der indischen „Ayurveda“-Lehre²²⁹. Wie in Indien so wird auch in Nepal Behinderung vor allem auf dem Land aus der Perspektive des überlieferten Hinduismus betrachtet. Demnach gilt das Schicksal des Einzelnen als Ergebnis der gegenwärtigen und früheren Lebensweise. Behinderte haben demzufolge ihren Zustand „durch ihre schlechten Taten selbst verschuldet“ (Haas et al. 2012:156f.).

²²⁸ An der nordamerikanischen Gallaudet Universität in Washington D.C. werden Vorlesungen und Kurse besonders für Hörgeschädigte und Gehörlose angeboten.

²²⁹ Die Grundlagen der altindischen „Ayurveda“-Lehre“, dem „Wissen vom langen Leben“, basieren auf den fünf Grundelementen, die im Universum tätig sind: „Luft, Raum, Feuer, Wasser, Erde“. Diese sind auch im menschlichen Körper in Form dreier unterschiedlicher Energiemuster („Dosha“) vorhanden. So lässt sich Luft und Raum der Dosha „Vata“ zuordnen, „Pitta“ steht für das Feuer und „Kapha“ liegt den Elementen Erde und Wasser zugrunde (Grünwald & Jänicke 2006:80ff.)

Die Endogamie, also die Bereitschaft innerhalb einer sozialen Gruppe und Kaste zu heiraten, hält die Kastenunterschiede auch heute noch in Nepal für gewöhnlich aufrecht. Obwohl eine Ehe von Partnern aus unterschiedlichen Kasten gegen die Reinheitsvorschriften verstößt, weichen Gehörlose vermehrt von diesem normierten Verhalten ab. In der Hauptstadt Kathmandu, in der verhältnismäßig viele Gehörlose leben, bestehen relativ gute Chancen, einen adäquaten Heiratspartner zu finden (Hoffmann 2008:85) und immer mehr gehörlose Partner entscheiden sich heute dazu, auch ohne Zustimmung ihrer Familien zu heiraten. Tritt der Fall ein, dass ein gehörloser Mann aus einer höheren Kaste eine gehörlose Partnerin aus einer niedrigeren Kaste heiratet, so hat er damit gegen ein Tabu verstoßen. Er wird daraufhin in der Regel von seiner Familie ausgegrenzt, was sich vor allem in finanzieller und beruflicher Hinsicht negativ für ihn auswirkt. Traditionell entscheidet die Zugehörigkeit zu einer Kaste auch über die Berufsmöglichkeiten, da die kastenspezifischen Berufe patrilinear „vererbt“ werden. Zudem sorgen in den höheren Kasten die „familiären Beziehungen“ für gute Berufsperspektiven. Um das Überleben zu sichern, müssen die ausgestoßenen Gehörlosen häufig einer Tätigkeit nachgehen, die sie als zu einer niederen Kaste gehörend „kennzeichnet“ wie etwa die des Schneiders (ebd., S. 90f.).

Heiratswillige Hörende sichern sich hingegen bei der Ehe mit einer gehörlosen Frau aus einer höheren Kaste eine Reihe von Vorteilen wie zum Beispiel finanzielle Unterstützung durch die meist wohlhabende Familie der Braut. Naturgemäß sind diese Frauen nicht besonders erfreut über arrangierte Ehen mit hörenden Partnern. In dieser immer noch patriarchalisch geprägten nepalesischen Gesellschaft leben sie gewöhnlich im Haushalt des hörenden Mannes, in dem üblicherweise keine Möglichkeit besteht, sich gebärdensprachlich auszutauschen. Damit geraten diese gehörlosen Frauen in die Gefahr der sozialen Isolation (Hoffmann 2008:83ff.).

6.3.3 Gehörlose in Pakistan

In der islamischen Republik Pakistan leben gegenwärtig etwa 180 Millionen Einwohner (Rösel 2011:1059). Wie in Indien bestimmt auch dort die Religion weitgehend den Alltag der Menschen. In diesem Land, in dem circa 80 Prozent der Bevölkerung in Armut geboren werden und traditionelle Vorstellungen und Werte eine überragende Bedeutung für die Gesellschaft besitzen, leben Gehörlose in einer für sie häufig

hoffnungslosen Situation. Die ältere, meist sehr konservative Generation betrachtet Gehörlosigkeit immer noch als einen göttlichen Fluch. Diese Denkweise trägt dazu bei, gehörlose Kinder vor den Nachbarn zu verstecken. Wenn diese ein Alter erreicht haben, in dem sie nicht mehr an das Haus gebunden werden können, unternehmen ältere Familienangehörige den aussichtslosen Versuch, dieses Gebrechen vor allem durch kultische Handlungen „heilen“ zu lassen (Shamshudin 1994:75). Da die meisten Familien unter extremer Armut leiden, müssen auch gehörlose Kinder zum Broterwerb beitragen und verrichten meist als Tagelöhner körperliche Schwerstarbeit. Bildung ist allgemein ein Privileg der reichen Oberschicht. Selbst die für ärmere Schichten kostenlos zugänglichen Moscheeschulen verweigern gehörlosen Kindern gewöhnlich den Zutritt. Gehörlosenschulen in Pakistan sind immer noch eine seltene Ausnahme, vor allem im ländlichen Raum. Dort ist die Situation für gehörlose Mädchen und Frauen auch heute noch besonders deprimierend. Den religiös-gesellschaftlichen Strukturen folgend, spielt sich das Leben hörender Mädchen fast ausschließlich im häuslichen Bereich ab und sie erhalten nur sehr selten Gelegenheit, eine adäquate schulische Ausbildung zu durchlaufen. Falls sie jedoch das Glück haben, über eine gewisse Schulbildung zu verfügen und sich damit berufliche Möglichkeiten ergeben, können sie gewöhnlich kaum Nutzen daraus ziehen, da ihnen meist untersagt wird, einer Tätigkeit außerhalb des Hauses nachzugehen. Für gehörlose Mädchen und Frauen scheint das Leben in den ländlichen Regionen noch perspektivloser. In den größeren Städten setzt hingegen, wenn auch nur sehr langsam, ein gesellschaftlicher Wandel ein. Dieser trägt dazu bei, die schulischen und beruflichen Möglichkeiten für hörende, aber auch für gehörlose Mädchen zu verbessern. Allmählich entstehen daher vermehrt Gehörlosenschulen wie etwa in Karachi, die gehörlose Mädchen besuchen können. Neben einer schulischen Grundbildung erhalten auch junge gehörlose Frauen zunehmend die Möglichkeit, als Näherin oder Schneiderinnen ausgebildet zu werden. Dies sichert ihnen einen bescheidenen Lohn und führt zu mehr Selbstvertrauen und Selbstbewusstsein. Diese Bemühungen dürfen jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, dass vor allem gehörlose Frauen in Pakistan auch heute noch in vielerlei Hinsicht unfrei sind. Nach wie vor sucht der überwiegende Teil der Eltern die Partner für ihre Kinder aus und zahlt Mitgift für die Braut. Dieses restriktive Heiratsverhalten gilt im besonderen Maße für Gehörlose. Eine Ehe zwischen einem gehörlosen Mann und einer hörenden Frau ist aber gesellschaftlich

akzeptiert, wohingegen die umgekehrte Konstellation grundsätzlich von der Gesellschaft abgelehnt wird. Falls es aber ausnahmsweise zu einer von den Eltern arrangierten Ehe zwischen einem hörenden Mann und einer gehörlosen Frau kommt, werden deren Wünsche und Bedürfnisse von den Familien vernachlässigt, und sie muss sich in ihr Schicksal fügen (Shamshudin 1994:75f.).

6.3.4 Gehörlose in Bangladesch

Die 1971 gegründete Volksrepublik Bangladesch mit der Hauptstadt Dhaka weist eine Einwohnerzahl von etwa 160 Millionen auf (Stange 2012:3f.). In diesem mehrheitlich von Muslimen bewohnten Land zeigen sich ähnliche Verhältnisse wie in Pakistan. Auch dort lebt die Mehrheit in großer Armut, meist auf dem Land. Dies trifft ebenso für die überwiegende Zahl der Gehörlosen zu. Wie auch in benachbarten Ländern leiden auch sie immer noch unter den unzureichenden schulischen und beruflichen Möglichkeiten und sind daher überproportional von Arbeitslosigkeit betroffen. Es fehlt an staatlichen Regelungen, den gehörlosen Menschen mehr Rechte zu sichern. Nicht nur die Gesellschaft als solche, sondern auch hörende Eltern ignorieren mehrheitlich die Lebenswirklichkeit ihrer gehörlosen Kinder und deren Probleme. So werden manche von ihnen drogenabhängig und ihre psychische Verfassung scheint hoffnungslos. Unterstützung finden gehörlose Menschen oftmals nur bei den wenigen kleinen christlichen Gemeinden, die aber ökonomisch dazu kaum in der Lage sind. Deshalb können sie beispielsweise ihren gehörlosen Gemeindemitgliedern auch nur selten gebärdensprachliche Gottesdienste anbieten (Dhalee 1994:788f.)

Obwohl junge gehörlose Männer häufig über ausgesprochen gute handwerkliche Fähigkeiten verfügen, bleiben sie dennoch arbeitslos. Falls diese nach langer Suche überhaupt Arbeit finden, wird diese so schlecht bezahlt, dass sie immer noch auf den Beistand ihrer Familien angewiesen sind. Besonders beklagenswert verläuft das Leben gehörloser Frauen. Meist sind sie der Willkür ihrer Eltern ausgeliefert. Ebenso wie in Pakistan und Indien werden gehörlose Mädchen und Frauen nicht selten weggesperrt und müssen auf berufliche Perspektiven und soziale Kontakte zu anderen Gehörlosen verzichten. Insbesondere verbieten die Eltern gehörlosen Frauen, die Ehe mit einem gehörlosen Partner einzugehen. Deshalb sind solche Frauen des Öfteren bereit, lieber den Tod wählen (Dhalee 1994:788f.).

Die desolate Lebenssituation der meisten gehörlosen Frauen in Bangladesch, vor allem in ländlichen Regionen, gleicht oftmals der in anderen Staaten des indischen Subkontinents. Ihre Lebenswelt ist vor allem geprägt von Ablehnung, Isolation und Vereinsamung. Da sie sehr häufig völlig mittellos aufwachsen, bleiben sie abgeschnitten von medizinischer Betreuung und ausgeschlossen von der Versorgung mit technischen Hörhilfen. Trotz sich abzeichnender Verbesserungen bleibt es gehörlosen Frauen bisher in der Regel immer noch verwehrt, die ohnehin geringen schulischen und beruflichen Angebote wahrzunehmen

6.3.5 Gehörlose in der Dominikanischen Republik

Die Dominikanische Republik, deren Amtssprache Spanisch ist, liegt im östlichen Teil der zweitgrößten karibischen Insel „Hispaniola“. Von den geschätzten 9,5 Millionen Einwohnern leben circa 1,9 Mio. in der Hauptstadt Santo Domingo, gefolgt von der zweitgrößten Stadt des Landes, Santiago, mit etwa 500.000 Einwohnern. Die Republik ist in mancher Hinsicht nach wie vor als „Entwicklungsland“ anzusehen, in dem immer noch ausgesprochene Armut herrscht. Infolge der rückständigen Struktur des Landes bleibt der breiten Bevölkerung eine fortschrittliche medizinische Versorgung verwehrt, was zu einer hohen Behinderungsrate führt. Behinderte Menschen besitzen gewöhnlich nur geringe Chancen auf eine gute Schulbildung. In der Regel leben sie isoliert am Rande der Gesellschaft. Deren körperliche Beeinträchtigung wird auch heute noch mehrheitlich auf übersinnliche Ursachen zurückgeführt. Tatsächlich sind dafür jedoch Krankheiten wie beispielsweise Masern verantwortlich, mit denen sich schwangere Frauen anstecken, sodass Babys mitunter taub geboren werden. Nach einer Studie von 2006 sind in der Dominikanischen Republik jährlich ungefähr 1150 Kinder davon betroffen. Häufig ist Gehörlosigkeit aber auch auf Unfälle zurückzuführen, während eine genetische Ursache nur in wenigen Fällen vorliegt. Nach einer statistischen Erhebung im Jahr 2005 belief sich die Zahl gehörloser Menschen in der dominikanischen Bevölkerung auf 474.000, wobei die meisten von ihnen heute in die Großstädte wie zum Beispiel nach Santo Domingo im Süden oder Santiago im Norden des Landes ziehen. Diejenigen, die noch mit ihren Familien zusammenleben, benutzen familientypische Gebärden, um sich mit ihren meist hörenden Familienmitgliedern zumindest auf

einfachem Niveau, das sich in der Regel nur auf das Notwendigste beschränkt, austauschen zu können, (Williams & Parks 2010: 4f.).

Eine Studie über das Leben der dortigen Gehörlosen führte Barbara Gerner de Garcia in den Jahren 1983 bis 1987 durch. Zu dieser Zeit wurde unter anderem die einheimische Gehörlosenvereinigung "Association for the Deaf" ins Leben gerufen. Den neu gegründeten örtlichen Gehörlosenvereinen traten allerdings anfangs so gut wie keine älteren Personen bei. Dieses Verhalten war darauf zurückzuführen, dass es zwar zahlreiche ältere Gehörlose gab, für die aber früher kaum keine speziellen Schulen zur Verfügung standen. Das erklärt auch das weitgehende Fehlen sozialer Netzwerke, die fähig gewesen wären, die Isolation Gehörloser aufzufangen. 1967 entstand erstmals als Ergebnis des Engagements einer Elterninitiative und mit Hilfe privater Spenden die erste staatliche Gehörlosenschule in Santo Domingo, die zur Entstehung der einheimischen „Lengua Muda Dominicano“ beitrug. Zu dieser Zeit kam es auch zur Gründung von Missionsschulen, die im Unterricht sowohl die spanische Lautsprache als auch die amerikanische Gebärdensprache (ASL) einsetzten (Gerner de Garcia 1990: 261ff.). Die Aufnahme des Unterrichts in den neu gegründeten Gehörlosenschulen ermöglichte es, die häufig weit verstreut lebenden jungen Gehörlosen zusammenzuführen. Mit dem Erlernen der spanischen (Laut-)Sprache und der Fähigkeit des Lippenlesens erhielten Gehörlose in der hörenden Welt die Möglichkeit, einen gesellschaftlich akzeptierten Beruf auszuüben. So gelang es Einzelnen, sich selbstständig zu machen: Frauen eröffneten einen Friseurladen und Männer richteten sich ein Fotostudio ein. Dadurch entkamen sie dem Stigma eines Behinderten und damit der Ausbeutung als ungelernete Hilfskräfte, wie sie in örtlichen Druckereien üblich war. Dort erhielten gehörlose Mitarbeiter in Einzelfällen nur 10% Prozent des Mindestlohns (ebd., S. 265f.).

Im Laufe der Jahre führte der Einfluss amerikanischer Missionare, die ASL lehrten, dazu, dass immer weniger Gehörlose sich in der einheimischen Gebärdensprache verständigten (Gerner de Garcia 1990:269f.). Gegenwärtig bezeichnen immer mehr junge dominikanische Gehörlose die ASL als ihre Gebärdensprache. Für diese Entwicklung wird vor allem der hohe Status verantwortlich gemacht, den die ASL innerhalb der dominikanischen Gehörlosengemeinschaft genießt. Daher wird sie wohl im Laufe der Zeit noch mehr an Bedeutung und Einfluss gewinnen (Williams & Parks 2010:14ff.).

6.3.6 Gehörlose in Haiti

Der westliche Nachbar der Dominikanischen Republik ist Haiti, das als eines der ärmsten Länder der Welt gilt. Von den etwa 9 Millionen Einwohnern leben 33 Prozent in größeren Städten wie etwa Cap Haitien, Saint Marc oder Port-de-Paix (Parks 2011: 3f.). Die höchste Bevölkerungsdichte weist die Hauptstadt Port-au-Prince auf (Pohl 2010:16). Dort befand sich das Epizentrum des schweren Erdbebens vom 12. Januar 2010, das heftige Nachbeben nach sich zog. Dies wirkte sich besonders negativ für die bereits notleidende Bevölkerung aus, da Port-au-Prince das wirtschaftliche, gesellschaftliche und administrative Zentrum des Landes ist. Die ohnehin mangelhafte Infrastruktur kam teilweise ganz zum Erliegen. Krankenhäuser, Polizeistationen, Schul- oder Verwaltungsgebäude wurden größtenteils zerstört. Der „Zugang zu Nahrungsmitteln und sauberem Trinkwasser“ war anfangs nicht mehr gewährleistet, und die Privatwirtschaft musste starke finanzielle Einbußen hinnehmen (Pohl 2010:12f.).

Nach neuen Erhebungen leben heute 80 Prozent der Haitianer unter der Armutsgrenze und versuchen, mit Gelegenheitsarbeiten zu überleben. Geschätzte 98 Prozent der Behinderten gelten als arm und weitgehend chancenlos auf dem Arbeitsmarkt. Zwar liegt ein offizielles Programm vor, das die haitianische Regierung zur Hilfe behinderter Menschen entwickelt hat, aber es fehlt an der administrativen Umsetzung. Die Familien sehen sich daher gezwungen, ihre behinderten Mitglieder ohne jegliche staatliche Hilfe selbst zu versorgen, was ihnen bei ihrer eigenen schlechten wirtschaftlichen Lage nur schwer gelingt. Ob behinderte Kinder in den Familienverband aufgenommen werden, hängt vor allem von der ökonomischen Situation der Eltern, dem Grad der Behinderung sowie religiösen Vorstellungen ab. Häufig werden sie nach ihrer Geburt in der Klinik zurückgelassen oder auf der Straße ausgesetzt, und so ihr Tod in Kauf genommen. In zahlreichen Waisenhäusern Haitis leben deshalb viele behinderte Kinder. Eltern betrachten ihre behinderten Kinder meist als eine tägliche Last, die sie nicht schultern können. Oftmals möchten sie auch dem eigenen Stigma entkommen, das mit der Geburt eines behinderten Kindes einhergeht, denn die Mehrheit der haitianischen Bevölkerung sieht Behinderte als „nutzlos“ an (Parks 2011:4f.).

Diese verbreitete negative Einstellung bezieht sich auch auf Gehörlose, deren Zahl im Jahr 2000 auf 28.000 und neun Jahre später sogar auf 93.000 geschätzt wurde. Zahlreiche private Organisationen versorgen inzwischen gehörlose Kinder vermehrt mit

technischen Hörhilfen, um die Folgen des Hörverlustes zu mildern. Diese Bemühungen haben zwar zu einem Rückgang gebärdender Personen geführt, aber dies ändert nichts an der Tatsache, dass die Anzahl gehörloser Haitianer, die Gebärden verwenden, nach wie vor relativ groß ist. Bei diesen handelt es sich aber in der Regel um Gebärden, die benutzt werden, um mit hörenden Angehörigen auf einfachem Niveau zu kommunizieren. Sehr oft versteckt von der Familie, leben noch heute viele von ihnen in Isolation. Nur einige Privilegierte besuchen die wenigen Gehörlosenschulen, wo sie auf andere gehörlose Schüler treffen. Da in Haiti keine einheimische Gebärdensprache existiert, wird der Unterricht in der Amerikanischen Gebärdensprache (ASL) abgehalten (Parks 2011:7), was zur Folge hat, dass die ASL in dieser Region immer mehr an Einfluss gewinnt.

6.3.7 Gehörlose in Afrika

Gehörlose in Afrika leben in sehr unterschiedlichen Lebensräumen. Ihr Ansehen kann in den verschiedenen Stämmen von Ablehnung bis hin zur Akzeptanz reichen. Die Aba Gusii²³⁰ in Kenia beispielsweise bemerken zwar den abweichenden körperlichen Zustand eines gehörlosen Stammesmitglieds, nehmen ihn aber wahr, ohne weiter Anstoß daran zu nehmen (Ruto & Ogechi 2001:561). Wie selbstverständlich wählen sie für ihn den Beinamen „taub“ zur Kennzeichnung seiner Person. Dieser ursprünglich abwertend gemeinte Spitzname verlor mit der Zeit allerdings seine negative Bedeutung und wird heute als ein vollgültiger, normaler Eigenname verwendet, der vom Vater auf den Sohn übergeht. Bei der Namensgebung im Rahmen einer Zeremonie erhält ein Kind zwei Namen, zunächst den des Vaters, der den Namen der Sippe symbolisiert, sowie einen weiteren, der sich auch auf seinen körperlichen Zustand beziehen kann wie etwa „otiino“ („taub“) oder „rimama“ (stumm“). Während der Initiation erhalten junge Männer zusätzlich den Titel „Arap“ („Sohn des Soundo“), der sich wiederum auf ein körperliches Merkmal des Vaters wie etwa seine Taubheit, beziehen kann. Diese Gewohnheit verdeutlicht die Akzeptanz, die der Stamm gehörlosen Angehörigen entgegenbringt (ebd., S. 564f.).

²³⁰ Das Bantuvolk der Aba Gusii umfasst 1,9 Millionen Mitglieder und siedelt im kenianischen Hochland der Provinz Nyanza. Durch seine engen Kontakte zu nilotisch sprechenden Nachbarstämmen wie etwa den „Luo“ oder den „Massai“ unterliegen sie deren kulturellen und sprachlichen Einflüssen (Ruto & Ogechi 2001: 563).

In den meisten nigerianischen Stämmen gilt „Behinderung“ hingegen als eine Strafe für das gegenüber einer Gottheit gezeigte Fehlverhalten. Diese negative Auffassung macht sich auch in der Ansicht bemerkbar, nach der Gehörlose als Behinderte keine Bildung benötigten und ihren Lebensunterhalt mit Betteln verdienen sollten. Diese Ansicht stimmt mit der Wirklichkeit insofern überein, als zahlreiche gehörlose Menschen unter den Bettlern zu finden sind. Wie in anderen Ländern Afrikas müssen sich die meisten Nigerianer mit einer unzureichenden medizinischen Versorgung zufriedengeben. Dies gilt auch für Gehörlose, die oftmals nicht in der Lage sind, die hohen Ausgaben für eine Behandlung und die angebotenen medizintechnischen Hilfsmittel zu finanzieren (Abang 1988:72ff.). Im Gegensatz zu westlichen Ländern bietet der nigerianische Staat den Gehörlosen bis heute nur sehr begrenzt Hilfe an, um ihrem Wunsch nach Bildung nachzukommen. Die Möglichkeit, eine fundierte schulische und universitäre Ausbildung für Gehörlose anzubieten, wird nur in sehr unzureichender Weise umgesetzt (Rashid 2010:22f.).

Auch Gehörlosen in Tanzania bleibt gegenwärtig die Möglichkeit, eine Schule zu besuchen, häufig verwehrt. Erschwert wird ihre Situation zusätzlich durch die angespannten häuslichen Verhältnisse. Innerhalb des Familienverbands nehmen sie eine marginalisierte Außenseiterposition gegenüber den hörenden Mitgliedern ein, die ihnen oftmals vorwerfen, das Ansehen der Familie mit „Schande“ zu bedecken. Nicht selten gehen diese Vorwürfe in die Anwendung körperlicher Gewalt über (Lee 2010:231). In der größten Volksgruppe Südafrikas, den Zulu, zeigt sich, dass dort Gehörlose ebenfalls unter ihrer ausgegrenzten Situation leiden, in die sie häufig von ihren eigenen Stammesmitgliedern gedrängt werden (Müller 1987:229).

Für die meisten gehörlosen Jugendlichen in afrikanischen Ländern bleibt derzeit häufig nur die Möglichkeit, ausländische Bildungseinrichtungen für Gehörlose zu besuchen, um bessere Bildungs- und Berufschancen zu erhalten. Dieser Fortschritt hat allerdings dazu beigetragen, dass in der Zwischenzeit indigene Gebärdensprachen nahezu ausgestorben sind (Serpell & Mbewe 1990:286). Die Sprache einer autochthonen ethnolinguistischen Minderheit kann auf Dauer aber nur existieren, wenn es gelingt, die „Sprachloyalität ihrer Sprachgemeinschaft“ zu erhalten. Ein Gefährdungspotenzial für die Sprache liegt oftmals in der relativ geringen Anzahl ihrer Sprecher. Zusätzlich wird diese Gefahr durch regelmäßige Kontakte zu einem domi-

nanten Nachbarn vergrößert. Meist besitzen Vertreter dieser Sprachminderheit dort ein „niedriges oder negatives Ansehen“ (Brenzinger 1998:48f.). Bei zahlenmäßig überschaubaren Sprachgemeinschaften können bereits „kleinere Veränderungen“ negative Auswirkungen auf die sprachliche Situation nach sich ziehen. Die Erhaltung einer Minderheitensprache hängt aber nicht allein von der Mitgliederzahl der Ethnie ab, sondern vor allem der Zahl derjenigen, die diese Sprache tatsächlich benutzen (Brenzinger 1998:133ff.).

Im Rahmen ihrer Studie über die Ursachen des Sprachsterbens im südlichen Afrika Mitte der 1990er Jahre beschreibt die Ethnologin Gabriele Sommer den Ablauf eines Sprachwechsels. Unter dem Anpassungsdruck einer neuen sozioökonomischen und soziolinguistischen Situation verzichten Mitglieder einer Ethnie auf die ererbte Sprache, die sich als Kommunikationsmedium und Kulturträger bisher bewährt hat. Dafür akzeptieren sie eine Sprache, die für die Zukunft als „nützlich und vorteilhaft“ erscheint. Diese Einstellung veranlasst immer mehr Stammesmitglieder, die Gemeinschaft zu verlassen, was bis zum vollständigen Verzicht auf die im Rückzug befindliche Sprache gehen kann. Damit entscheiden sie sich für den Anschluss an die neue dominante Sprachgruppe (Sommer 1995:307). So konnten sich zum Beispiel innerhalb der Sprachfamilie der „Khoisan“ im südlichen Afrika in den 1980er Jahren zahlreiche Sprachen nur noch fragmentarisch erhalten²³¹ (Brenzinger 1998:142).

Anfang des 21. Jahrhunderts hatte das Sterben der vormals zahlreichen Sprachen auf dem afrikanischen Kontinent extreme Ausmaße angenommen. Im südlichen Teil Afrikas hatten die Regierungen der Länder Tanzania, Namibia oder Botswana inzwischen die damit verbundenen Gefahren erkannt und unternahm ernstzunehmende Anstrengungen, um das Sprachsterben aufzuhalten. So schlossen sich ethnische Minderheiten im Süden Afrikas zur länderübergreifenden Organisation „Working Group of Indigenous Minorities of Southern Africa“ (WIMSA) zusammen, um sich für den Erhalt ihrer autochthonen Sprachen im Verbund der unterschiedlichen Khoisan-Sprachen einzusetzen (Batibo 2005:128f.).

Anders als die hörenden Sprachminderheiten in Afrika sind die dortigen Gehörlosengemeinschaften wohl nicht in der Lage, solche Rettungsmaßnahmen zu ergreifen. Vor allem sind ihre Mitglieder ökonomisch zu schwach, zahlenmäßig zu gering und zu

²³¹ Weitere ausführlich geschilderte Beispiele finden sich in dem 1998 erschienenen Werk „Sprachwechsel afrikanischer Minoritäten aus soziolinguistischer Sicht“ von Matthias Brenzinger.

wenig vernetzt, um auf Dauer die noch verbliebenen indigenen Gebärdensprachen am Leben zu erhalten. Es spricht daher vieles dafür, dass zukünftig die diglossive Sprachsituation verstärkt zum Rückgang der noch verbliebenen einheimischen Gebärdensprachen beitragen wird.

6.3.8 Gebärdensprachgemeinschaften in lateinamerikanischen Ländern

Der Prozess des Sterbens indigener Gebärdensprachen, der verstärkt bereits zu Beginn der 1990er Jahre in Afrika zu beobachten war, könnte sich auch in ähnlicher Form in ärmeren Staaten wie etwa denen Lateinamerikas wiederholen. Im Folgenden soll pars pro toto anhand dreier Beispiele überprüft werden, ob diese Vermutung zutrifft und wenn ja, inwieweit dieser Prozess bereits fortgeschritten ist.

6.3.8.1 Honduras

Eine 2010 veröffentlichte Studie der amerikanischen Ethnolinguistin Holly Williams beschäftigt sich mit den Lebensumständen von Gehörlosen in Honduras. In dem zweitgrößten zentralamerikanischen Land mit der Hauptstadt Tegucigalpa, das etwa 7,8 Millionen Einwohner umfasst, ist die Amtssprache Spanisch. Gehörlosigkeit liegt an vierter Stelle auf der Skala der dort verbreiteten Behinderungsarten. Verantwortlich für diese Entwicklung sind vor allem Mangelernährung, unzureichende hygienische Verhältnisse und häufig unbehandelte Krankheiten wie etwa Masern, wobei deren Bekämpfung sich besonders in den ländlichen Regionen als unzureichend erweist. Die Zahl gehörloser Menschen wird offiziell mit etwa 70.000 angegeben, wobei diese Einschätzung wohl nach oben korrigiert werden muss²³². Gehörlose Kinder, die sehr häufig keine Schule besuchen, leben oftmals von anderen Gehörlosen isoliert, nicht selten als vernachlässigte Straßenkinder. Die Kinder, die Teil eines Familienverbandes sind, wachsen in einer meist hörenden Umgebung auf. Dort arbeiten sie gewöhnlich im häuslichen Bereich, wo sie sich mit familientypischen „home signs“ auf einfachem Niveau verständigen (Williams 2010:4ff.).

²³² Nachfolgend vorgestellte Studien zu anderen lateinamerikanischen Ländern gehen von Gehörlosenzahlen in viel höherem Umfang aus. Dazu tragen nicht nur die hohe Behindertenrate allgemein, sondern insbesondere auch die zahlreichen durch Krankheiten verursachten Hörschäden und deren ungenügende medizinische Versorgung bei.

Außerhalb des häuslichen Bereichs existieren zahlreiche regional begrenzte und dort bereits über Generationen entwickelte Gebärdensprachdialekte, die auch heute noch die Kommunikation der dort lebenden Gehörlosen bestimmen (ebd., S. 14f.). Erst vor etwa 5-10 Jahren kam es zur Einführung einer offiziellen honduranischen Gebärdensprache, der „Lengua de Señas Hondureñas“ (LESHO), die im Schulunterricht an Gehörlosenschulen erworben werden kann (ebd., S. 12). Von der damit verbundenen Möglichkeit, Bildung zu erwerben, können in Honduras wegen der vorherrschenden Armut, viele gehörlose Kinder allerdings keinen Gebrauch machen, da ihre Eltern die dafür gewöhnlich notwendigen Schulgebühren nicht aufbringen können. Die angebotene finanzielle Förderung schulischer Bildungsangebote durch private Initiativen oder Non Profit Organisationen reichen aber nicht aus, um einem größeren Teil gehörloser Kinder einen angemessenen Unterricht zu ermöglichen (Williams 2010:7ff.).

Es zeichnet sich ab, dass die amerikanische ASL gegenüber der honduranischen LESHO immer mehr an Einfluss gewinnt. Dies geht auf die verstärkte Tätigkeit US-amerikanischer Missionare zurück, die den Grundstein dafür legen, dass vermehrt Gehörlose aus ärmeren gesellschaftlichen Schichten dabei unterstützt werden, eine angestrebte Ausbildungsperspektive zu verwirklichen. Falls gehörlose Menschen in Honduras überhaupt eine Möglichkeit erhalten, einer Tätigkeit nachzugehen, so stehen ihnen bisher meist lediglich schlecht bezahlte Jobs wie die eines Anstreichers, Schweißers oder einer Kassenhilfe zur Verfügung. Daher ergreifen junge Gehörlose die Chance auf Realisierung ihrer beruflichen Hoffnungen in den USA und die damit verbundene Aussicht auf ein besseres Leben. Diese können sie allerdings nur mit Hilfe der ASL verwirklichen (ebd., S. 17ff.). Damit wird eine Entwicklung gefördert, die die einheimische LESHO im Verhältnis zur ASL immer mehr in die Rolle einer Gebärdensprache mit niederer Varietät drängen kann.

6.3.8.2 Guatemala

In Guatemala, das im Südosten an Honduras angrenzt, lebten 2006 unter den etwa 15 Millionen Guatemalteken nach offiziellen Angaben etwa 73.000 Gehörlose. Wissenschaftler bewerten diese Zahl allerdings als viel zu niedrig und schätzen den Anteil gehörloser Einwohner auf bis zu 640.000. Dazu führen sie die Beobachtung an, dass sich unter den Behinderten Guatemalas eine überproportional hohe Quote Gehörloser

befindet. Gehörlose Menschen leben in verschiedenen Regionen, zumeist jedoch in den großen Städten wie etwa in der Hauptstadt Guatemala-Stadt. Bereits 1946 wurde die erste Gehörlosenschule Guatemalas gegründet. Die nach dem spanischen Gehörlosenlehrer „Fray Petro Ponce de León“ benannte Schule folgte in ihrem Unterricht dem Konzept des Oralismus‘ und förderte damit das Sprechen und Lippenlesen. Die gehörlosen Schüler setzten sich aber trotz möglicher Bestrafungen über das Verbot des Gebärdens hinweg und entwickelten untereinander ihre eigene Kommunikationsform, die es erleichterte, eine enge Gemeinschaft entstehen zu lassen. Mittlerweile wird die einheimische guatemaltekische Gebärdensprache „Lengua de Señas de Guatemala“ (LENSEGUA) in den Gehörlosenschulen unterrichtet, wobei nur etwa die Hälfte aller schulpflichtigen Gehörlosen überhaupt eine Schule besucht. Im Alltag verwenden Gehörlose daher verschiedene lokale bzw. regionale Gebärdensprachdialekte, die spanische, amerikanische, aber auch Einflüsse des Nachbarn El Salvador oder Costa Rica aufweisen und nur zu einem sehr geringen Teil von indigenen Maya-Sprachen geprägt sind (Parks & Parks 2008: 5ff.).

Innerhalb der guatemaltekischen Gesellschaft nehmen Gehörlose im Allgemeinen auch heute noch eine marginalisierte Stellung ein. Wegen ihrer meist fehlenden Sprechfähigkeit werden viele von ihnen als „Behinderte“ angesehen, die nur begrenzt für berufliche Tätigkeiten infrage kommen (ebd., S. 9). Um Gehörlose frühzeitig in die hörende Welt zu führen, ist es ihnen häufig verboten, im Familienkreis zu gebärden. Deshalb sehen sie sich gezwungen, das Lippenlesen zu erlernen und schriftlich sowie mündlich mit ihren gewöhnlich spanisch sprechenden Familienmitgliedern zu kommunizieren (ebd., S. 14). Um die spanische Lautsprache zu beherrschen, sind aber Hunderte von Übungsstunden notwendig. Damit schaffen sie sich die Basis, um später eine schulische und berufliche Ausbildung anzustreben zu können, die eine wesentliche Voraussetzung für die Verbesserung ihrer sozioökonomischen Lage bildet (ebd., S.17).

Junge Gehörlose, die von der Möglichkeit Gebrauch machen, in der Gehörlosenschule LENSEGUA zu erlernen, stehen wie der Rest der guatemaltekischen Gehörlosengemeinschaft der Verwendung der amerikanischen Gebärdensprache ASL zwiespältig gegenüber. Einige akzeptieren die Übernahme von Teilen des Vokabulars der ASL in die einheimische Gebärdensprache LENSEGUA, um den ungeliebten spanischen Einfluss auf die guatemaltekische Gebärdensprache möglichst gering zu

halten. Die wenigen privilegierten Gehörlosen, die Kontakte zum Ausland pflegen und häufig reisen (ebd., S. 9), betrachten die ASL als nützliche Lingua franca. Neuerdings schließen sich jedoch immer mehr Gehörlose in Guatemala zusammen und wenden sich gegen den ihrer Meinung nach zunehmenden Einfluss der amerikanischen Gebärdensprache auf die einheimische LENSEGUA, in der sie die Ursache für den allmählichen Verlust ihres sprachlichen Erbes sehen (ebd., S.17f.).

6.3.8.3 Peru

In Peru leben etwa 72 Prozent der ca. 28 Millionen Einwohner in den Großstädten wie etwa in der Hauptstadt Lima und dies gilt auch für Gehörlose. Eine offizielle Zählung aus dem Jahr 1992 ging von geschätzten 42.000 Gehörlosen aus. Eine soziolinguistische Studie kam hingegen 2002 zu dem Ergebnis, dass in Peru etwa 728.000 gehörlose Einwohner leben; eine spätere Studie von 2005 vermutet sogar eine noch höhere Anzahl²³³. Die Entstehung der „Lengua de Signos Peruana“ (LSP) geht auf den Einfluss früherer Gründungen von Gehörlosenschulen durch spanische Erzieher zurück. Da in Peru für alle Kinder Schulpflicht besteht, die meisten Eltern aber finanziell nicht in der Lage sind, ihre Kinder in eine oftmals kostenpflichtige Gehörlosenschule zu geben, müssen diese Kinder am Unterricht für hörende Kinder teilnehmen, wo sie nur eine elementare Bildung erhalten. 2007 legte die Regierung zwar ein Programm auf, das die Inklusion gehörloser Schüler in Regelschulen vorsah, stellte dafür aber nur eine unzureichende Zahl LSP gebärdender Lehrer bereit. Diese Entscheidung kritisierten vor allem gehörlose Eltern mit dem Argument, die wenigen gehörlosen Schüler würden durch die mangelnde Bereitschaft hörender Mitschüler, die LSP zu erlernen, in eine Außenseiterrolle gedrängt. Die lange Präsenz gehörloser Schüler an den Tagesschulen verhindere zudem die notwendigen alltäglichen Kontakte zu gehörlosen Freunden und Bekannten (Parks & Parks 2009:5ff.). Obwohl die Gebärdensprache das vorrangige Kommunikationsmedium gehörloser Schüler darstellt, fördert die Regierung den oralen Unterricht. Aber auch für diesen stellt sie nicht in ausreichendem Maße finanzielle Mittel bereit, um beispielsweise Gebärdensprachdolmetscher angemessen einsetzen zu können. Diese sind aber notwendig, denn für die überwiegende Mehrheit der perua-

²³³ Diese Zahlen mögen zu hochgegriffen erscheinen, sie bilden dennoch einen Indikator für die negativen Folgen, denen sich Menschen in industriell wenig entwickelten Regionen ausgesetzt sehen.

nischen Gehörlosen sind die angebotenen Cochlea Implantate unerschwinglich (Parks & Parks 2009:12ff.). Daher bleiben die einheimischen Dialekte sowie die LSP immer noch dominant. Die Befürchtung, die amerikanische ASL trage zur Auflösung der peruianischen LSP bei, ist gegenwärtig deshalb unbegründet, auch wenn einige wenige sie als eine nützliche Lingua franca bewerten, die sich bei Reisen oder für den persönlichen Aufstieg als hilfreich erweist (ebd., S.14ff.).

6.3.8.4 Bolivien

Das Nachbarland Bolivien gilt als eines der ärmsten und unterentwickeltsten Länder Lateinamerikas (Holbrook 2009:10). Nach offiziellen Angaben leben dort etwa 9 Millionen Einwohner, von denen 63 % in der Hauptstadt La Paz oder anderen Großstädten wie etwa Riberalta oder Santa Cruz leben. Die Bevölkerung spaltet sich in viele unterschiedliche Ethnien und weist daher eine Vielzahl indigener Sprachen auf. So gelten neben Spanisch unter anderem Quechua und Aymara als offizielle Amtssprachen. Auch in Bolivien sind gehörlose Menschen über das ganze Land verteilt, wohnen jedoch vorzugsweise in den größeren Städten (Holbrook 2009:6f). Nur relativ wenige Bolivianer gehen einer geregelten Tätigkeit nach. Die Anzahl gehörloser Menschen, die sich in der Lage sehen, einen produktiven wirtschaftlichen Beitrag zu leisten, wird als extrem gering eingeschätzt, mitunter auf lediglich 1,6 %. Damit gehören sie zur Bevölkerungsgruppe, der etwa 60% Bolivianer angehören, die unterhalb der Armutsgrenze leben muss (ebd., S. 10).

Eine ethnolinguistische Studie aus dem Jahr 2005 geht von 46.800 Gehörlosen in Bolivien aus, die in der Lage sind, zu gebärden. Bisher liegen aber noch keine aussagekräftigen Angaben vor, die auch nichtgebärdende gehörlose Bolivianer einbeziehen. Bis in die 1970er Jahre wurde noch eine Vielzahl lokaler Dialekte der verschiedenen indigenen Gebärdensprachen verwendet. An ihre Stelle trat aber allmählich die ASL, die von US-amerikanischen christlichen Missionaren zu dieser Zeit eingeführt worden war (Holbrook 2009: 7f). Mittlerweile hat der Einfluss der amerikanischen Gebärdensprache dazu geführt, dass nahezu alle indigenen Gebärdensprachen verschwunden sind. Ihren Platz nimmt nunmehr die „Lengua de Señas Boliviana“ (LSB) ein, die nach neueren Berichten allerdings zur ASL-Sprachfamilie gerechnet wird (ebd., S. 10f.).

Besonders an diesem Beispiel wird deutlich, dass die Einführung einer dominanteren Gebärdensprache langfristig zum Verschwinden indigener Gebärdensprachen bzw. Dialekte führen kann. Da gehörlosen Menschen in Bolivien der Weg, eine technische Hörhilfe zu wählen, so gut wie immer verschlossen bleibt, wird auch weiterhin die einheimische Gebärdensprache LSB eine große Rolle spielen. Sie ist jedoch nicht mehr autark, da vermutet wird, dass heute bereits 80% des sprachlichen Vokabulars von der ASL geprägt ist (Holbrook 2009:8). So hat sich in Bolivien die Befürchtung, die ASL verdränge die einheimische Sprache, gegen die sich zum Beispiel guatemalteckische Gehörlosen wehren, nahezu erfüllt.

6.3.8.5 Resümee

Aus einem 2011 veröffentlichten Bericht über die soziolinguistische Situation gehörloser Inselbewohner geht hervor, dass etwa auf Barbados, den Cayman Islands, Turks und Caicos Islands, Saint Lucia oder den Bahamas die ASL inzwischen die einheimischen Gebärdensprachen weitgehend ersetzt hat. Auf den British Virgin oder den Falkland Islands sowie auf Montserrat hat sich mittlerweile die Britische Gebärdensprache (BSL) durchgesetzt. Auf Grönland dominiert die Dänische Gebärdensprache (DSL)²³⁴ (Parks & William 2011:5). Damit verlieren die Gehörlosen auf den genannten Inseln zwar die Nähe zu ihren indigenen Gebärdensprachen, sichern sich aber die Vorteile einer einheitlichen Lingua franca, mit der sie sich einen weiten geographischen Raum erschließen können. Zudem gewinnen die gehörlosen Inselbewohner mit der Perspektive, in den USA eine gehörlosenspezifische Ausbildung oder ein Studium, zum Beispiel an der Gallaudet University in Washington D.C., aufzunehmen, zugleich die Aussicht, ein ökonomisch stabileres und damit ein besseres Leben führen zu können.

Sowohl die Mitglieder größerer als auch kleinerer Gehörlosengemeinschaften nehmen einen Sprachwechsel in Kauf, um ihre persönliche Situation zu verbessern. Dieses Verhalten birgt allerdings die Gefahr des vollständigen Sprachverlustes, der vor allem bei kleineren Gebärdensprachgemeinschaften schnell verlaufen kann.

²³⁴ Ausführliche Informationen über diese und andere Gehörlosengemeinschaften enthält der 2011 veröffentlichte Bericht "Sociolinguistic Profiles of Twenty-four Deaf Communities in the Americas" von Elizabeth Parks und Holly Williams. Darüber hinaus stellt "SIL International" (www.sil.org) zahlreiche Studien über Entwicklungen innerhalb Gebärdensprachgemeinschaften weltweit vor.

7 Ausblick

Es ist festzuhalten, dass der größte Teil der gegenwärtig circa 70 Millionen²³⁵ Gehörlosen weltweit in Entwicklungsländern beheimatet ist. Die meisten davon verbringen ihr Leben abgeschnitten von einer angemessenen gesundheitlichen Versorgung und ohne Aussicht auf ausreichende Schul- und Ausbildungsperspektiven. Nachdem er gehörlose Menschen in zahlreichen Ländern besucht hat, kommt der emeritierte Soziologieprofessor der Gallaudet Universität in Washington und ehemalige Präsident des Weltverbandes der Gehörlosen, Yerker Andersson, in einem Interview 2010 zu folgender Einsicht: In Zukunft werden sich Gehörlose je nach Gesellschaftsform und Wohlstand beträchtlich voneinander unterscheiden. In einem reichen Industrieland wie etwa Schweden erhalten heute circa 90 % der gehörlosen Personen ein Cochlea Implantat. Im Gegensatz dazu steht der Platz, den Gehörlose in einem der ärmsten Länder der Welt wie etwa Äthiopien oder in seinen Nachbarländern einnehmen. Sie gehören einer marginalisierten Gruppe an, besitzen keinerlei Interessenvertretung und partizipieren so gut wie nicht an weiterentwickelten Technologien (Andersson & Burch 2010:201ff.).

Diese Beschreibung der heutigen Position gehörloser Menschen in ärmeren Ländern gleicht jener, wie sie in dieser Arbeit im Rahmen eines historischen Rückblicks mehrfach geschildert worden ist. Auch Gehörlose in Deutschland nahmen lange Zeit eine gesellschaftliche Randstellung als „Behinderte“ ein. Dass sie sich verstärkt aus dieser auch heute noch eingeschränkten Rolle befreien möchten und einen höheren gesellschaftlichen Status anstreben, ist daher nachvollziehbar. Eine kleine Gruppe, die die deutsche Lautsprache ablehnt, setzt sich deshalb gegenwärtig verstärkt für die offizielle Anerkennung von Gehörlosen als „ethnische Minderheit“ ein.

Meiner Ansicht nach muss sich jedoch der Gebrauch des wissenschaftlichen Begriffs „Ethnie“ auf der Grundlage messbarer Kriterien überprüfen lassen und kann nicht allein aus einem subjektiven Gefühl heraus gewählt werden, um sich als eigenständige Gemeinschaft von anderen abzugrenzen. In diesem Fall würde der Begriff in die Gefahr kommen, in den Bereich der Beliebigkeit zu geraten. Ein wichtiges Kriterium zur Bestimmung einer Ethnie ist ihre Sprache, denn vor allem in ihr drückt sich eine Gemeinschaft aus. Das zentrale Argument, das diese Gruppe von Gehörlosen anführt, weist auf den Besitz einer eigenen Gebärdensprache. Diesen Ansatz vertreten auch

²³⁵ <http://wfdeaf.org/?s=worldwide>

heutige Sprachforschungen zur Gebärdensprache in Deutschland, die gewöhnlich von Linguisten am „Institut für Deutsche Gebärdensprache und Kommunikation Gehörloser“ (IDGS) an der Universität Hamburg betrieben werden und davon ausgehen, dass die offizielle Deutsche Gebärdensprache (DGS) mit ihrer Morphologie, Grammatik und Syntax den Charakter einer eigenständigen Sprache aufweist.

Während meiner vierjährigen Feldforschung konnte ich feststellen, dass vor allem der angestrebte Hörstatus über die Bewertung der DGS entscheidet. So erlernen gegenwärtig die meisten jungen Gehörlosen, die aus hörenden Familien stammen, mit Hilfe des Cochlea Implantats die deutsche Lautsprache und sehen sich nicht als Angehörige der deutschen Gehörlosengemeinschaft. Ihr Verhalten bewirkt einen massiven Rückgang der Anzahl gebärdender Gehörloser. Zugleich wählen junge Gehörloser, die zum überwiegenden Teil gehörlosen Familien angehören, die Deutsche Gebärdensprache als ihre ausschließliche Kommunikationsform. Sie stehen einer Einbindung in die hörende Gesellschaft außerhalb der Erfüllung ihrer beruflichen Aufgaben häufig ablehnend gegenüber. Aber auch Mitglieder dieser Gruppe scheinen sich nunmehr verstärkt dem CI und damit dem Erlernen der deutschen Lautsprache zuzuwenden. Diese Einstellung verstärkt jedoch den Trend, dass sich zukünftig immer weniger Mitglieder dieser bereits extrem kleinen Gruppe die DGS aneignen. Diese Tendenz steht jedoch der Verwirklichung des von gebärdensprachlich orientierten Gehörlosen angestrebten langfristigen Ziels einer ausschließlich gebärdensprachlichen Gemeinschaft im Wege.

Sichtbar wird die problematische Entwicklung in der allmählichen Auflösung der traditionellen Gehörlosenschulen, Internate und Vereine. Trotzdem kann von dieser krisenhaften Situation auch eine Chance zum positiven Wandel ausgehen. Dazu scheint es allerdings notwendig, das Augenmerk verstärkt auf die bisher vernachlässigte Gruppe der gehörlosen Migrantenkinder zu richten. Da die meisten von ihnen nicht in der Lage sind, sich in der deutschen Lautsprache adäquat auszudrücken, bietet sich die DGS als geeignete Kommunikationsform an. Mit der Hinwendung zur deutschen Gebärdensprache könnten diese Kinder einen notwendigen Beitrag zu deren Erhalt leisten und sich aktiv in die deutsche Gehörlosengemeinschaft einbringen. Dafür ist es allerdings erforderlich, dass diejenigen, die für eine Gebärdensprachgemeinschaft eintreten, die dazu notwendige Hilfestellung leisten.

8 Literaturverzeichnis

- Abang, Theresa. 1988. Disablement, Disability and the Nigerian Society. In: *Disability & Society* 3 (1): 71-77.
- Ahmann, Martina. 2001. Was bleibt vom menschlichen Leben unantastbar? *Kritische Analyse der Rezeption des praktisch-ethischen Entwurfs von Peter Singer aus praktisch-theologischer Perspektive*. Münster: LIT Verlag.
- Albert, Mathias. 2011. 16. Shell Jugendstudie. *Jugend 2010*. Frankfurt a. M.: Fischer Taschenbuch Verlag.
- Albreght, Fritz. 1939. Der Jude. In: *Der Deutsche Gehörlose vereinigt mit „Die Stimme“ (Reichsbundeszeitschrift für alle Gehörlosen Großdeutschlands)*. 68 (1): 1-2.
- Allgemeines Landrecht für die Preussischen Staaten (ALR). 1794. 3. Band. Johann Nicolaus Friedrich Brauer, Hg. Berlin: Pauli Verlag.
- . 1796. 4. Band. Johann Carl Kretzschmer, Hg. Berlin: Pauli Verlag.
- Allkämper, Ute und Schatral, Susanne. 2005. Schulzeit. *Jugendliche einer zehnten Klasse des Sorbischen Gymnasiums in Bautzen*. In: Auf der Suche nach hybriden Lebensgeschichten. *Theorie – Feldforschung – Praxis*. Elka Tschernokoshewa und Marija Jurić Pahor, Hg. S. 149-169. Münster: Waxmann Verlag.
- Altenmüller, Hartwig. 2010. Einführung in die Hieroglyphenschrift. Hamburg: Buske Verlag.
- Amman, Johann Conrad [.,1700] 1917/18. *Dissertatio de Loquela*. Mit der deutschen Übersetzung von Georg Venzky (1747). *Phonetische Bibliothek Nr.2. VOX (Internationales Zentralblatt für experimentelle Phonetik)*. Jahrgang 27/28. Sonderdruck). Wilhelm Viëtor, Hg. Berlin: Fischer's Medicinische Buchhandlung.
- Anand, Rao. 2004. Soteriologies of India and their Role in the Perception of Disability. Münster: LIT Verlag.
- Andersson, Yerker und Susan Burch. 2010. A Conversation with Yerker Andersson. In: *Deaf and Disability Studies. Interdisciplinary Perspectives*. Susan Burch und Alison Kafer, Hg. S. 193-203. Washington, D.C.: Gallaudet University Press.
- Anonym. 1939. Erbkrankheit bedeutet nicht Gehörlosigkeit. *Sterilisation bedeutet nicht Ausstoßung aus der Volksgemeinschaft*. In: *Der Deutsche Gehörlose* 68 (4): 106-108.

- Anonym 1835. Das Wichtigste über den Taubstummenunterricht. In: *Das Pfennig-Magazin der Gesellschaft zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse* 130: 310-311.
- Anonym. 1844. Beitrag zur Lösung der Frage, ob man einem taubstummen Manne die Ehe erlauben soll. In: *Adolph Henke's Zeitschrift für die Staatsarzneikunde*, 33. Ergänzungsheft zum 24. Jahrgange gehörend. Erlangen: Palm & Enke Verlag.
- Aristoteles. 1868. Thierkunde. *Kritisch-berichtigter Text, mit deutscher Übersetzung, sachlicher und sprachlicher Erklärungen und vollständigem Index*. Erster Band. Hermann Aubert und Friedrich Wimmer, Hg. Leipzig: Engelmann Verlag.
- . 1887. De sensu. Cap.1.2.3 bis p. 439. 18. *Übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Julian Ziaja*. Breslau: König-Wilhelms-Gymnasium.
- Assion, Hans-Jörg. 2005. Migration und seelische Gesundheit. Heidelberg: Springer Medizin Verlag.
- Atilgan, Senay. 2001. Sexuelle Gewalt gegen Kinder und Jugendliche. In: Hörschädigung und sexuelle Gewalt. Annika von Walter, Hg. S. 18-32. Bonn: Mebes und Noack Verlag.
- Augustinus, Aurelius. 1865. Patrologae Cursus Completus. Series Latina. Tomus XLIV. Contra Julianum Pelagianum. Liber Tertius. Cap. IV/ Col. 702-736. Adalbert G. Hamman. Jacques-Paul Migne, Hg. Paris: Garnier Verlag.
<http://books.google.de/books?id=qHHYAAAAMAAJ&printsec=frontcover&dq=Patrologiae+cursus+completus&hl=de&sa=X&ei=74dFUanuFKqO4gSp74GACg&ved=0CDoQ6AEwAQ>. (Zuletzt aufgerufen am 17.3.2013).
- . 1950. The Greatness of the Soul (De Quantitate Animae) and the Teacher. Westminster (Maryland): The Newman Press.
- . 1998. De magistro - Über den Lehrer. Übersetzt und herausgegeben von Burkhard Mojsisch. Stuttgart: Reclam Verlag.
- . 2002. De doctrina Christiana – Die christliche Bildung. Übersetzung, Anmerkungen und Nachwort von Karla Pollmann. Stuttgart: Reclam Verlag.
- Auernheimer, Georg. 2012. Einführung in die interkulturelle Pädagogik. Darmstadt: WBG Verlag.
- Baacke, Dieter 2007. Jugend und Jugendkulturen. *Darstellung und Deutung*. Weinheim und München: Juventa Verlag.

- Bastian, Till. 2001. Furchtbare Ärzte. *Medizinische Verbrechen im Dritten Reich*. München: Beck Verlag.
- Bateson, Gregory. 1981. Eine Theorie des Spiels und der Phantasie. In: *Ökologie des Geistes. Anthropologische, psychologische, biologische und epistemologische Perspektiven*. Ders., Hg. S. 241-261. Frankfurt a. M.: Suhrkamp Verlag.
- Batibo, Herman M.. 2005. Language Decline and Death in Africa. *Causes, Consequences and Challenges*. Clevedon (GB): Verlag Multilingual Matters.
- Bauer, Kurt. 2008. Nationalsozialismus. *Ursprünge, Anfänge, Aufstieg und Fall*. Köln: Böhlau Verlag.
- Bauman, Dirksen. 2008. Introduction: Listening to Deaf Studies. In: *Open your Eyes. Deaf Studies Talking*, Ders., Hg. S. 1-32. Minneapolis: University of Minnesota Press.
- Baumann, Klaus. 2008. Hilfekultur als Kulturhilfe. *Die organisierte Nächstenliebe (Caritas/Diakonie) der Kirche als Kulturfaktor*. In: *Diakonie und Bildung: Heinz Schmidt zum 65. Geburtstag*. Johannes Eurich und Christian Oelschlägel, Hg. S. 109-126. Stuttgart: Kohlhammer Verlag.
- Bausinger, Hermann. 2009. Typisch deutsch. *Wie deutsch sind die Deutschen?* München: Beck Verlag.
- Beer, Bettina. 2012. Kultur und Ethnizität. In: *Ethnologie. Eine Einführung*. Dies. und Hans Fischer, Hg. S. 53-73. Berlin: Reimer Verlag.
- Benad, Matthias. 1995. „In den meisten Fällen lassen die Kranken diesen Eingriff ohne jeden Widerstand vornehmen...“. *Allgemeine Beobachtungen und eine Fallstudie der Eugenik und Zwangssterilisationen in Bethel. 1933-1945*. In: *Wort und Dienst. Jahrbuch der Kirchlichen Hochschule Bethel*. 23. Band. Hans-Peter Stähli, Hg. S. 201-220. Bethel: Verlag der Kirchlichen Hochschule Bethel.
- Benedict, Ruth. [1934] 1961. *Patterns of Culture*. London: Verlag Routhledge & Kegan.
- Benz, Wolfgang. 2010. Handbuch des Antisemitismus. *Judenfeindschaft in Geschichte und Gegenwart*. 3. Band. *Begriffe, Theorien, Ideologien*. Berlin: de Gruyter Verlag.
- Bergeest, Harry. 2003. Mens sana in Corpore Sano? *Zur Sozialgeschichte körperbehinderter Menschen*. In: *Scientia Halensis* 1 (11): 22-23.
- Bergmann, Martina. 2007. Barrierefreie Kommunikation. *Wie sich die Museen hörgeschädigten Menschen öffnen*. In: *Das barrierefreie Museum. Theorie und Praxis*

- einer besseren Zugänglichkeit. Patrick S. Föhl et. al., Hg. S. 55-72. Bielefeld: transcript Verlag.
- Beyerlin, Walter, Hg. 1975. Grundrisse zum Alten Testament. Religionsgeschichtliches Textbuch zum Alten Testament. Ergänzungsreihe 1. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht Verlag.
- Bézagu-Deluy, Maryse. 1990. L'Abbé de L'Épée. Instituteur gratuit des sourds et muets. 1712-1789. Paris: Édition Seghers.
- Biesold, Horst. 1988: Klagende Hände. *Betroffenheit und Spätfolgen in bezug auf das Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses, dargestellt am Beispiel der »Taubstummen«*. Solms-Oberbiel: Verlag Jarick Oberbiel.
- . 1993. Das Schicksal der Israelitischen Taubstummenanstalt in Berlin. In: Blick zurück. *Ein Reader zur Geschichte von Gehörlosengemeinschaften und ihren Gebärdensprachen*. Renate Fischer und Harlan Lane, Hg. S.187-201. Hamburg: SIGNUM Verlag.
- Biewer, Gottfried. 2009. Grundlagen der Heilpädagogik und inklusiven Pädagogik. Bad Heilbrunn: Klinkhardt Verlag.
- Binding, Karl und Alfred Hoche. 1922. Die Freigabe der Vernichtung lebensunwerten Lebens: Ihr Maß und ihre Form. Leipzig: Meiner Verlag.
- Bir Joshi, Raghav. 1994. Nepal: A Paradise for the Deaf? In: The Deaf Way. *Perspectives from the International Conference on Deaf Culture*. Carol J. Erting et al., Hg. S. 69-74. Washington D.C.: Gallaudet University Press.
- Blau, Arno: 1967. Der Taubstumme in der Dichtung. In: *Neue Blätter für Taubstummenbildung* (21): 125-140.
- Bleidick, Ulrich. 2001. Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben behinderter Menschen – *Ideengeschichtliche Betrachtungen zur Behindertenpädagogik*. In: Heil- und Sonderpädagogik – auch im 21. Jahrhundert eine Herausforderung. *Aktuelle Denkansätze in der Heilpädagogik und ihre historischen Wurzeln*. Grit Wachtel und Sigrid Dietze, Hg. S. 11-23. Weinheim und Basel: Beltz Verlag.
- Bock, Gisela. 2008. Nationalsozialistische Sterilisationspolitik. In: Tödliche Medizin im Nationalsozialismus. *Von der Rassenhygiene zum Massenmord*. Klaus-Dietmar Henke, Hg. S. 85-99. Köln und Weimar: Böhlau Verlag.
- Boenninghaus, Hans-Georg und Thomas Lenarz. 2005. HNO. Heidelberg: Springer Medizin Verlag.

- Bonet, Juan Pablo. 1620. Reducion de las letras y arte para enseñar ablar los mudos. Madrid: Verlag Francisco Abarca de Angelu.
- Borek, Johanna. 2000. Denis Diderot. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Verlag.
- Bourdieu, Pierre. 1982. Die feinen Unterschiede. *Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp Verlag.
- . 1983. Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital. In: Soziale Ungleichheiten. Reinhard Kreckel, Hg. S. 183-198. Göttingen: Schwartz & Co. Verlag.
- Bremer, Rolf. 1984. Religiöse Erziehung bei Gehörlosen. *Untersuchung zum christlich-religiösen Wissen Gehörloser*. Heidelberg: Groos Verlag.
- Brenzinger, Matthias. 1998. Sprachwechsel afrikanischer Minoritäten aus soziolinguistischer Sicht. Afrikanistische Monographien (AMO) 9. Köln: Institut für Afrikanistik. Universität Köln.
- Brill, Werner. 2011. Pädagogik der Abgrenzung. *Die Implementierung der Rassenhygiene im Nationalsozialismus durch die Sonderpädagogik*. Bad Heilbrunn: Klinkhardt Verlag.
- Broszinsky-Schwabe, Edith. 2009. Grundlagen und Probleme Interkultureller Kommunikation. In: Innovation durch Kommunikation. *Kommunikation als Innovationsfaktor für Organisationen*. Thomas Heinze et al., Hg. S. 163-174. Wiesbaden: VS Verlag.
- . 2011. Interkulturelle Kommunikation. *Missverständnisse - Verständigung*. Wiesbaden: VS Verlag.
- Buchinger, Hubert. 1996. Die Entwicklung der Sonderschulen für Gehörlose. In: Behinderung als pädagogische und politische Herausforderung. *Historische und systematische Aspekte*. Max Liedtke, Hg. S. 187-207. Bad Heilbrunn: Klinkhardt Verlag.
- Buchli, Gisep. 2008. „Die Gesellschaft aber hat Anspruch auf Schutz vor ihnen“ – Der eugenische Diskurs über die Asylierung von Anormalen. In: Normal – anders – krank? *Akzeptanz, Stigmatisierung und Pathologisierung im Kontext der Medizin*. Dominik Groß, Sabine Müller und Jan Steinmetzer, Hg. S. 409-434. Berlin: MWV Verlag.
- Bürgerliches Gesetzbuch (BGB) mit zugehörigen Gesetzen. 2010. München: Beck Verlag.

- Bühl, Achim. 2009. Von der Eugenik zur Gattaca-Gesellschaft? In: Auf dem Weg zur biomächtigen Gesellschaft? *Chancen und Risiken der Gentechnik*. Ders., Hg. S. 29-96. Wiesbaden: VS Verlag.
- Bührman, Mario. 2009. Sind Rituale das konservative Element einer Kultur? *Zum Verständnis von Ritual(en) und Kultur(en) bei Franz Boas*. In: Kulturrelativismus und Antirassismus. *Der Anthropologe Franz Boas (1858-1942)*, Hans-Walter Schmuhl, Hg. S. 231-249. Bielefeld: transcript Verlag.
- Büttner, Malin. 2005. Nicht minderwertig sondern mindersinnig... *Der Bann G für Gehörlose in der Hitler-Jugend*. Frankfurt a. M.: Lang Verlag.
- Byer, Doris. 1995. Zum Problem eindeutiger Klassifikation. *Diskursanalytische Perspektiven der Forschungen über Völkerkunde und Nationalsozialismus*. In: Lebenslust und Fremdenfurcht. *Ethnologie im Dritten Reich*. Thomas Hauschild, Hg. S. 62-84. Frankfurt a. M.: Suhrkamp Verlag.
- Calvo Salgado, Luís Manuel. 2000. Die Wunder der Bettlerinnen. *Krankheits- und Heilungsgeschichten in Burgos und Santo Domingo de la Calzada (1554-1556)*. Tübingen: Narr Verlag.
- Chevalier de Jaucourt, Louis. 1765. Muet. In: Encyclopédie. 10. Band. Denis Diderot und Jean Le Rond d'Alembert, Hg. Paris: Verlag Briasson, Le Breton & Durand.
- Chouillet, Jacques. 1978. Introduction. In: Diderot. *Œuvres complètes*. Tome IV. Ders., Yvon Belaval et al., Hg. S. 111-127. Paris: Hermann Verlag.
- Christ, Herbert. 2009. Über Mehrsprachigkeit. In: Streitfall Zweisprachigkeit – *The Bilingualism Controversy*. Ingrid Gogolin und Ursula Neumann, Hg. S. 31-49. Wiesbaden: VS Verlag.
- Cloerkes, Günther. 1985. Einstellungen und Verhalten gegenüber Behinderten. *Eine kritische Bestandsaufnahme der Ergebnisse internationaler Forschung*. Berlin. Marhold Verlag.
- Corbett, Carolyn. 2002. Ethical Issues when Working with Minority Deaf Populations. In: *Ethics in Mental Health and Deafness*. Virginia Gutman, Hg. S. 84-99. Washington, D.C.: Gallaudet University Press.
- Coreth, Emerich und Harald Schöndorf. 2000. Philosophie des 17. und 18. Jahrhunderts. Stuttgart . Kohlhammer Verlag.
- Condillac, Etienne de. [1746] 1787. *Essai Sur L'Origine Des Connaissances Humaines. Ouvrage où l'on réduit à un seul principe tout ce qui concerne l'entendement humain*. Paris: Verlag Chez les Libraires Associés.

- . [1775] 1789. Cours D'Étude Pour L'Instruction Du Prince De Parme. Tome Premier. Grammaire. Première Partie de L'Analyse du Discours. Chapitre Premier. Du Langage d'Action. A Geneve: Chez François Dufart et a Avignon: Chez Joly.
- Cornell, Stephen und Douglas Hartmann. 2010. Ethnizität und Rasse: Ein konstruktiver Ansatz. In: Ethnowissen. *Soziologische Beiträge zu ethnischer Differenzierung und Migration*. Marion Müller und Dariuš Zifonun, Hg. S. 61-98. Wiesbaden: VS Verlag.
- Dąbrowska, Jarochna. 1999. Stereotyp und ihr sprachlicher Ausdruck im Polenbild der deutschen Presse. Tübingen: Narr Verlag.
- Davis, Dena S.. 1997: Cochlear Implants and the Claims of Culture? A Response to Lane and Grodin. In: *Kennedy Institute of Ethics Journal* 7 (3): 253-258.
- Davis, Lennard. 1995. Enforcing Normalcy. *Disability, Deafness, and the Body*. London und New York: Verso Verlag.
- Dederich, Markus. 2007. Körper, Kultur und Behinderung. *Eine Einführung in die Disability Studies*. Bielefeld: transcript Verlag.
- . 2009. Behinderung als sozial-kulturwissenschaftliche Kategorie. In: Behinderung und Anerkennung. Ders. und Wolfgang Jantzen, Hg. S. 15-39. Stuttgart: Kohlhammer Verlag.
- Deutscher Ethikrat, Hg. 2011: Präimplantationsdiagnostik. *Stellungnahme*. Berlin: Deutscher Ethikrat.
- Demandt, Alexander. 2008. Geschichte der Spätantike. München: Beck Verlag.
- Descartes, René. [1637] 1863. Discours de la méthode pour bien conduire sa raison et chercher la verité dans les sciences. (Abhandlung über die Methode des richtigen Vernunftgebrauchs und der wissenschaftlichen Wahrheitsforschung). René Descartes Hauptschriften zur Grundlage seiner Philosophie. In's Deutsche übertragen und mit einem Vorwort begleitet von Kuno Fischer. Mannheim: Bassermann Verlag.
- .[posthum 1701] 1973. Regulae ad directionem ingenii. (Regeln zur Ausrichtung der Erkenntniskraft). Kritisch revidiert, übersetzt und herausgegeben von Heinrich Springmeyer, Lüder Gäbe und Hans Günter Zekl. Hamburg: Meiner Verlag.
- Dhalee, Stephen P. 1994. Discrimination against Deaf People in Bangladesh. In: *The Deaf Way. Perspectives from the International Conference on Deaf Culture*. Carol J. Erting et al. Hg. S. 788-790. Washington, D.C.: Gallaudet University Press.

- Diderot, Denis. 1751. *Lettre Sur Les Sourds Et Muets. A l'usage de ceux qui entendent & qui parlent.* In: *Œuvres complètes. Tome I.* Paris: Verlag Assézat & Tourneux.
- . 1968. Brief über die Taubstummen. In: Denis Diderot. *Ästhetische Schriften. 1. Band.* Friedrich Bassenge, Hg. Frankfurt a. M.: Europäische Verlagsanstalt.
- Dietze, Sigrid. 1998. Verhaltensstörungen bei Schülern der Gehörlosen- und Schwerhörigenschulen – eine Problemsicht. In: *Mehrfachbehinderung mit Hörschäden.* Annette Leonhardt, Hg. S. 133-152. Berlin: Luchterhand Verlag.
- Dietzel, Anja. 2002. Sexuelle Gewalt gegen gehörlose Mädchen und Jungen. *Möglichkeiten der präventiven Arbeit an der Gehörlosenschule.* Universität Köln. Heilpädagogische Fakultät. Dissertation.
- Diller, Susanne 2009. Integration hörgeschädigter Kinder in allgemeinen und integrativen Kindergärten. *Eine Untersuchung mit den Schwerpunkten Sprache und Integration.* Hamburg: Dr. Kovač Verlag.
- Dimpflemeier, Max, 2009. Als hörgeschädigter Schüler in allgemeinen Schulen. In: Hörgeschädigte Schüler in der allgemeinen Schule. *Theorie und Praxis der Integration.* Annette Leonhardt, Hg. S. 230-233. Stuttgart: Kohlhammer Verlag.
- Dittmann, Jürgen. 2010. Der Spracherwerb des Kindes. *Verlauf und Störungen.* München: Beck Verlag.
- Doe, Tanis. 1994. Multiple Minorities: Communities Within the Deaf Community. In: *The Deaf Way. Perspectives from the International Conference on Deaf Culture.* Carol J. et al. Hg. S. 464-469. Washington, D.C.: Gallaudet University Press.
- Drovs, Dagmar. 2000. Heilpädagogik im deutschen Judentum. *Eine Spurensicherung 1873-1942. Mit einem Essay von Shimon Sachs.* Dies. und Bernd Schröder, Hg. Münster: LIT Verlag.
- Dücker, Burckhard. 2007. Rituale. Formen – Funktionen – Geschichte. *Eine Einführung in die Ritualwissenschaft.* Stuttgart: Metzler Verlag.
- Ebers, Georg, Hg. 1875. Papyros Ebers. *Das hermetische Buch über die Arzneimittel der Alten Ägypter in hieratischer Schrift.* Herausgegeben, mit Inhaltsangabe und Einleitung versehen von Georg Ebers. Mit hieroglyphisch-lateinischen Glossar von L. Stern. Erster Band. Einleitung und Text. Tafel. I-LXIX. Leipzig: Wilhelm Engelmann Verlag.
- Eckart, Wolfgang. 2009. *Geschichte der Medizin.* Heidelberg: Springer Medizin Verlag.
- Elias, Norbert. 2001. *Symboltheorie.* Frankfurt a. M.: Suhrkamp Verlag.

- . 2004. *Über die Zeit*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp Verlag..
- Elle, Ludwig. 2011. Wie viele Sorben gibt es noch? Oder: Kann und soll man Minderheiten zählen. In: *Dialogische Begegnungen. Minderheiten – Mehrheiten aus hybridologischer Sicht*. Elka Tschernokoshewa und Ines Keller, Hg. S. 209-223. Münster: Waxmann Verlag.
- Erikson, Erik H.. 1973. *Identität und Lebenszyklus*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp Verlag.
- Ernsdorfer, Bernhard v. 1817. *Sammlung kleiner Schriften über Taubstumme, welche in den Jahren 1807 bis 1816 als Einladungen zu den jährlichen Prüfungen des königl. bayer. Taubstummen=Institutes erschienen sind*. München: gedruckt in der königlichen Zentral=Schul=Buchdruckerei.
- Eschke, Ernst Adolf. 1803. *Galvanische Versuche*. Berlin: Vieweg Verlag.
- Evans, Richard. 2008. Zwangssterilisation, Krankenmord und Judenvernichtung im Nationalsozialismus. *Ein Überblick*. In: *Tödliche Medizin im Nationalsozialismus. Von der Rassenhygiene zum Massenmord*. Klaus-Dietmar Henke, Hg. S. 31-46. Köln: Böhlau Verlag.
- Eyben, Emiel. 1986. Sozialgeschichte des Kindes im Römischen Altertum. In: *Zur Sozialgeschichte der Kindheit*. Jochen Martin und August Nitschke, Hg. S. 317-363. Freiburg i. Br.: Alber Verlag.
- Feige, Hans-Uwe. 1999: „Denn taube Personen folgen ihren thierischen Trieben...“. *Gehörlosen-Biographien aus dem 18. und 19. Jahrhundert*. Leipzig: Gutenberg Verlag.
- . 2000. Die Geburt der „Taubstummenprämie“ im Königreich Sachsen. In: *DAS ZEICHEN* 54 (14): 548-557.
- . 2001a. Lebenswirklichkeit gehörloser Kinder gegen Ende der Frühen Neuzeit. In: *DAS ZEICHEN* 55 (15): 18-33.
- . 2001b. Gehörlose Handwerker vor 200 Jahren. In: *DAS ZEICHEN* 58 (15): 526-535.
- . 2006. Taubstumme als Objekte medizinischer Experimente (ca. 200 v.Chr. - 1815). In: *DAS ZEICHEN* 74 (20): 368-375.
- Feilchenfeld, Werner. 1972. Die Durchführung des Haavara-Transfers. In: *Haavara-Transfer nach Palästina und Einwanderung deutscher Juden 1933-1939*. In: Ders., Dolf Michaelis und Ludwig Pinner, Hg. S. 37-83. Tübingen: Mohr (Paul Siebeck) Verlag.

- Feldkamp, Michael. 2009. Mitläufer, Feiglinge, Antisemiten? *Katholische Kirche und Nationalsozialismus*. Augsburg: Sankt Ulrich Verlag.
- Fengler, Jörg 1995: Psychosoziale Faktoren im Leben Gehörloser. In: *Gehörlose Menschen in der Arbeitswelt*. Sylvia Kupke und Walter Bungard, Hg. S. 22-29. Weinheim: Beltz Verlag.
- Ferguson, Charles A..1959. Diglossia. In: *Word* 15: 325-340.
- Ferron, Isabella. 2009. »Sprache ist Rede«. *Ein Beitrag zum Umgang mit Behinderten im Alten Ägypten*. In: *Behinderung als pädagogische und politische Herausforderung. Historische und systematische Aspekte*. Max Liedtke, Hg. S. 93-116. Bad Heilbrunn: Klinkhardt Verlag.
- Fischer-Elfert, Hans-Werner. 1996. „Lache nicht über einen Blinden und verspötte nicht einen Zwerg!“. *Über den Umgang mit Behinderten im Alten Ägypten*. In: *Behinderung als pädagogische und politische Herausforderung. Historische und systematische Aspekte*. Max Liedtke, Hg. S. 93-116. Bad Heilbrunn: Klinkhardt Verlag.
- Fischer, Renate. 2010. Historische Gebärdensprachlexikografie bei Hieronymus A. Jarisch (1851). 1. Teil. In: *DAS ZEICHEN* 84 (24): 8-19.
- Fischer-Tiné, Harald. 2002. Herbert Spencer und das Satyayuga — ‘Hybrider Nationalismus’ in der Ideologie eines Bildungsexperimentes in Britisch-Indien (1902-1922). In: *Handeln und Verhandeln: Kolonialismus, transkulturelle Prozesse und Handlungskompetenz*. Ders., Hg. S. 121-159. Münster: LIT Verlag.
- Fishman, Joshua.1967. Bilingualism with and without Diglossia; Diglossia with and without Bilingualism. In: *Journal of Social Issues* 23 (2): 29-38.
- Fornefeld, Barbara 1998: „, Leb’ mit mir, damit du mir antwortest!“ *Vom trennenden Raum zwischen Menschen mit und ohne Behinderung*. In: *Reden über die Stummheit. Festschrift zum 65. Geburtstag von Aron Ronald Bodenheimer*. Ursula Hoffmann und Hans-Ulrich Weber, Hg. S. 27-37. Heidelberg: Groos Verlag.
- Freeman, G. Henry. 2008. *Language, Culture and Hegemony in Modern France. 1539 to the Millenium*. Birmingham (USA): Summa Publications Inc.
- Friedlander, Henry. 2002. Holocaust Studies and the Deaf Community. In: *Deaf People in Hitler’s Europe*. Donna F. Ryan and John S. Schuchman, Hg. S. 15-31. Washington, D.C.: Gallaudet University Press.
- Friedner, Michele. 2010. Focus on Which (Deaf) Space? *Identity and Belonging among Deaf Women in New Delhi, India*. In: *Deaf and Disability Studies. Interdiscipli-*

nary Perspectives. Susan Burch and Alison Kafer, Hg. S. 48-66. Washington, D.C.: Gallaudet University Press.

- Fries, Sabine. 2008. „Leben in zwei Welten – Bereicherung und Herausforderung“. *Be-grüßungsvortrag anlässlich der Arbeitstagung des Bundeselternverbandes gehörloser Kinder e.V. vom 1. – 4. Mai 2008 in Bad Kissingen*.
http://www.taubenschlag.de/cms_pics/grusswortsabinefries.doc. (Zuletzt aufgerufen am 1.2.2013).
- . 2010. Was Gehörlose für gehörlose Kinder wünschen: Sieben Allgemeinplätze zum Bilingualismus. In: Bildungschancen hörgeschädigter Schülerinnen und Schüler. *Beiträge zur Bildungsdebatte*. Anja Wildemann, Hg. S. 19-32. Bad Heilbrunn: Klinkhardt Verlag.
- Funk, Hiltrud. 2001. Die Beziehung zwischen hörenden Großeltern, gehörlosen Eltern und ihren hörenden Kindern. *Hörgeschädigten Pädagogik* 55 (6): 282-297.
- Gabriel, Karl. 2008. Säkularisierung und Religiosität im 20. Jahrhundert. In: Alte Werte – Neue Werte. *Schlaglichter des Wertewandels*. Andreas Rödder und Wolfgang Elz, Hg. S. 97-106. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht Verlag.
- Geertz, Clifford 1983. Dichte Beschreibung. *Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp Verlag.
- Gelhaus, Petra. 2008. Wie groß ist zu groß? *Zur Funktion des Normalen*. In: Normal – anders – krank? *Akzeptanz, Stigmatisierung und Pathologisierung im Kontext der Medizin*. Dominik, Groß et al., Hg. S. 33-49. Berlin: MWV Verlag.
- Gemoll, Wilhelm 2006. Griechisch-Deutsches Schul- und Handwörterbuch. Durchgesehen und erweitert von Karl Vretska. Mit einer Einführung in die Sprachgeschichte von Heinz Kronasser. München: Oldenbourg Verlag.
- George, Johnny Earl. 2011. Politeness in Japanese Sign Language (JSL): Polite JSL expression as evidence for intermodal language contact influence. A dissertation in linguistics. University of California: Berkeley.
http://linguistics.berkeley.edu/dissertations/JGeorge_dissertation_2011.pdf. (Zuletzt aufgerufen am 23.3.2013).
- Gerner de Garcia, Barbara. 1990. The Emerging Deaf Community in the Dominican Republic: An Ethnographic Study. In: Sign Language Research. *Theoretical Issues*. Ceil Lucas, Hg. S. 259-274. Washington, D.C.: Gallaudet University Press.
- Gesetz zur Gleichstellung behinderter Menschen (Behindertengleichstellungsgesetz – BGG). 2013. München: Beck Verlag.

- Gesetz zur Regelung der Präimplantationsdiagnostik (Präimplantationsdiagnostikgesetz – PräimpG). 2011. München: Beck Verlag.
- Gesetz zum Schutz der Erbgesundheit des deutschen Volkes (Ehegesundheitsgesetz – EGG) vom 18. Oktober 1935. 1936. München: Lehmanns Verlag.
- Gesetz zur Verhütung erbranken Nachwuchses (GzVeN) vom 14. Juli 1933 nebst Ausführungsbestimmungen. 1936. München: Lehmanns Verlag
- Gessinger, Joachim 1994. Auge & Ohr. *Studien zur Erforschung der Sprache am Menschen 1700-1850*. Berlin: de Gruyter Verlag.
- Gewalt, Dietfried. 1986. Die 'fides ex auditu' und die Taubstummen. *Zur Auslegungsgeschichte von Gal. 3,2 und Röm.10,14-17*. In: *Linguistica Biblica*. 58: 45-64.
- Giebel, Armin. 2009. Praktische Aspekte der Frühförderung von Hörstörungen im frühen Säuglingsalter. In: *Ausbildung des Hörens – Erlernen des Sprechens. Frühe Hilfen für hörgeschädigte Kinder*. Annette Leonhardt, Hg. S. 44-51. Weinheim: Beltz Verlag.
- Giesecke, Hermann. 1999. Hitlers Pädagogen. *Theorie und Praxis nationalsozialistischer Erziehung*. Weinheim: Juventa Verlag.
- Gläser, Rosemarie. 2007. Fachphraseologie. In: *Phraseologie. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung*. 1. Band. Harald Burger, Hg. S. 482-505. Berlin: de Gruyter Verlag.
- Glück, Susanne. 2005. Dimensionen – Klassifikation und Spezifizierung in Gebärdensprachen und Lautsprachen. In: *Gebärdensprachen: Struktur, Erwerb, Verwendung*. Daniela Happ und Helen Leuninger, Hg. S. 179-200. Hamburg: Buske Verlag.
- Goffman, Erving. 1967. Stigma. *Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp Verlag.
- . 1973. Wir spielen alle Theater. *Die Selbstdarstellung im Alltag*. München: Piper Verlag.
- Gotthard-Pfeiff, Ulrike 1991. Gehörlosigkeit in Ehe und Familie. *Beziehungs- und Umgangsformen kommunikativ Behinderter*. Villingen-Schwenningen: Neckar Verlag.
- Gotthardt, Ulrike. 1995. Erfahrungen zur psychischen Entwicklung nach Cochlear-Implantat. In: *DAS ZEICHEN* 33 (9): 311-317.

- . 2001. Psychotherapie mit gehörlosen und schwerhörigen Menschen. In: Hörschädigung und sexuelle Gewalt. Annika von Walter, Hg. S. 45-57. Köln: Mebes und Noack Verlag.
- . 2002. Behinderung. In: Handbuch der Suchtbehandlung. *Beratung Therapie Prävention*. Jörg Fengler, Hg. S. 66-72. Landsberg a.L.: ecomed Verlag.
- Gottwald, Claudia. 2009. Lachen über das Andere. *Eine historische Analyse komischer Repräsentationen von Behinderung*: Bielefeld: transcript Verlag.
- Graf, Ekkehard. 2012. Durch Leiden geprägt. *Die gegenwärtige Leidenserfahrung der Nethanja-Kirche mit einem Blick auf die paulinischen Gemeinden*. Münster: LIT Verlag.
- Graf, Friedrich. 2010. Der ägyptische Glaube. 1. Band. Ägyptische Amulette. Norderstedt: Books on Demand Verlag.
- Groce, Nora Ellen 1990. Jeder sprach hier Gebärdensprache. *Erblich bedingte Gehörlosigkeit auf der Insel Martha's Vineyard*. Hamburg: SIGNUM Verlag.
- Groschek, Iris. 2008: Unterwegs in eine Welt des Verstehens. *Gehörlosenbildung in Hamburg vom 18. Jahrhundert bis in die Gegenwart*. Hamburg: Hamburg University Press.
- Große, Klaus-Dieter und Gerhard Schön. 2004. Hörbehinderte Schülerinnen und Schüler aus Migrantenfamilien in der Bundesrepublik Deutschland – *Ergebnisse einer Untersuchung*. In: Hörbehinderte Schülerinnen und Schüler unterschiedlicher nationaler Herkunft – *eine internationale Herausforderung an die Hörbehindertepädagogik*. Klaus-Dietrich Große, Hg. S. 99-120. Heidelberg: Winter Verlag.
- Gruber, Hubert. 2006. Katholische Kirche und Nationalsozialismus. 1930-1945. *Ein Bericht in Quellen*. Paderborn : Ferdinand Schöningh Verlag.
- Grünwald, Jörg und Christof Jänicke. 2006. Alternativ heilen. *Kompetenter Rat aus Wissenschaft und Praxis*. München: Gräfe & Unzer Verlag.
- Grumach, Irene. 1972. Untersuchungen zur Lebenslehre des Amenope. Berlin: Deutscher Kunstverlag.
- Gruner, Wolf. 2002. Öffentliche Wohlfahrt und Judenverfolgung. *Wechselwirkung lokaler und zentraler Politik im NS-Staat (1933-1942)*. München: Oldenbourg Verlag.

- Haas, Volkert. 1992. Soziale Randgruppen und Außenseiter altorientalischer Gesellschaften. In: Außenseiter und Randgruppen. *Beiträge zu einer Sozialgeschichte des Alten Orients*. Ders., Hg. S. 29-45. Konstanz: Universitätsverlag.
- . 2002. Hethitische Heilverfahren. In: Heilkunde und Hochkultur II. *'Magie und Medizin' und 'Der alte Mensch' in den antiken Zivilisationen des Mittelmeerraumes*. Axel Karenberg und Christian Leitz, Hg. S. 21-48. Münster: LIT Verlag.
- Haas, Annabel et al.. 2012. Zum Verständnis von Behinderung in unterschiedlichen Ländern und daraus resultierenden Handlungskonzepten. In: International vergleichende Heil- und Sonderpädagogik weltweit. *Grundlagen – Migration – „Dritte Welt“ – Europa*. Andrea Erdélyi et al., Hg. S. 155-167. Bad Heilbrunn: Klinkhardt Verlag.
- Häberlein-Klumpner, Ramona. 2009. Separation – Integration – Inklusion unter problemgeschichtlicher Perspektive. In: INKLUSIVE SCHULE. *Leben und Lernen mittendrin*. Pius Thomas und Cornelia Rehe, Hg. S. 35-44. Bad Heilbrunn: Klinkhardt Verlag.
- Hafeneger, Benno. 2005. Kulturelle Modernisierung in der jungen Generation. In: Subjektdiagnosen. *Subjekt, Modernisierung und Bildung*. Ders., Hg. S.158-192. Schwabach: Wochenschauverlag.
- Hall, Edward und Mildred Reed Hall. 1990. Understanding Cultural Differences. *Germans, French and Americans*. Yarmouth (Maine): Intercultural Press.
- Hannen, Christian. 2006: Von der Fürsorge bis zur Barrierefreiheit. *Die Hamburger Gehörlosenbewegung 1875-2005*. Hamburg: SIGNUM Verlag.
- Happ, Daniela. 2005. Manuelle und nicht manuelle Methode der Deutschen Gebärdensprache (DGS): Linguistische Aspekte. In: Gebärdensprachen: Struktur, Erwerb, Verwendung. In: Dies. und Helen Leuninger, Hg. S. 8-27. Hamburg: Buske Verlag.
- Heckmann, Friedrich. 1992. Ethnische Minderheiten, Volk und Nation. *Soziologie inter-ethnischer Beziehungen*. Stuttgart: Enke Verlag.
- Heeßel, Nils. 2000. Babylonisch-Assyrische Diagnostik. Münster: Ugarit Verlag.
- Heim, Manfred. 2008. Von Ablass zum Zölibat. *Kleines Lexikon der Kirchengeschichte*. München: Beck Verlag.
- Heinicke, Samuel. 1778. Beobachtungen über Stumme, und über die menschliche Sprache, in Briefen. Erster Theil. Hamburg: Verlag Heroldsche Buchhandlung.

- . 1780. Ueber die Denkart der Taubstummen, und die Mißhandlungen, welche sie durch unsinnige Kuren und Lehrarten ausgesetzt sind. *Ein Fragment*. Leipzig: Hilscher Verlag.
- Hennen, Leonhard et al.. 2008. Einsichten und Eingriffe in das Gehirn. *Die Herausforderung der Gesellschaft durch die Neurowissenschaften*. Berlin: edition sigma.
- Herbst, Hans. 1981. Behinderte zwischen Stigma und Bildung. Erlangen: Verlag Union Aktuell.
- . 1999. Behinderte Menschen in Kirche und Gesellschaft. Stuttgart: Kohlhammer Verlag..
- Herder, Johann Gottfried. 1772. Abhandlung über den Ursprung der Sprache, welcher den von der königlichen Academie der Wissenschaften für das Jahr 1770 gesetzten Preis erhalten hat. Berlin: Voß Verlag.
- . [1784] 1841. Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit. Erster Band. Leipzig: Hartknoch Verlag.
- Herrmann, Christian. 2003. Die Ägyptischen Amulette der Sammlungen BIBEL + ORIENT der Universität Freiburg Schweiz. *Anthropomorphe Gestalten und Tiere*. Freiburg (Schweiz): Paulus Verlag und Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht Verlag.
- Herweg, Rachel. 2003. Vortrag: „Bilder von Behinderung aus jüdischer Sicht“ am 23.05. 2003 im Zentrum für Disability Studies. (ZeDiS) Hamburg im Rahmen der Ringvorlesung:“Behinderung ohne Behinderte. Perspektiven der Disability Studies“. S.1-13. http://www.zedis.uni-hamburg.de/wp-content/uploads/2007/05/herweg_behinderung_aus_juedischer_sicht_030507.pdf. (Zuletzt aufgerufen am 31.1.2013).
- Herzberg, Stephan. 2011. Wahrnehmung und Wissen bei Aristoteles: *zur epistemologischen Funktion der Wahrnehmung*. Berlin: de Gruyter Verlag.
- Heßmann, Jens. 1998. Behinderung und sprachliche Diskriminierung am Beispiel von Gehörlosen. In: Behindert sein oder behindert werden? *Interdisziplinäre Analysen zum Behindertenbegriff*. Hans Eberwein und Ada Sasse, Hg. S. 170-194. Neuwied: Luchterhand Verlag.
- Heun, Werner. 2010. Menschenwürde und Lebensrecht als Maßstäbe für PID? *Dargestellt aus verfassungsrechtlicher Sicht*. In: Recht und Ethik in der Präimplantationsdiagnostik. Carl Friedrich Gethmann und Stefan Huster, Hg. S.103-127. München: Fink Verlag.

- Hilbers, Ludger. 1994. Der Weg ist das Ziel. *Stationäre Entwöhnungsbehandlung von alkohol- und medikamentenabhängigen gehörlosen Männern und Frauen*. In: Turbenthaler Sozial- und Psychotherapietage 1993. Hans-Ulrich Weber, Hg. S. 57-66. Heidelberg: Groos Verlag.
- Hildebrand, Klaus. 2012. Geschichte des Dritten Reiches. München: Oldenbourg Verlag.
- Hillert, Gudrun. 2003. Gehörlose in der nachschulischen Bildung. *Zur Situation gehörloser Lernender an Hochschulen und in beruflichen Bildungseinrichtungen aus der Sicht der Gebärdensprachdolmetscher/innen und Betroffenen*. Magdeburg: Verlag der Erich Weinert Buchhandlung.
- Hilsch, Peter. 2012. Das Mittelalter – die Epoche. München: UVK Verlagsgesellschaft.
- Hirschinger, Frank. 2001. „Zur Ausmerzung freigegeben“. *Halle und die Landesheilanstalt Altscherbitz. 1933-1945*. Köln: Böhlau Verlag.
- Hirte, Edith. 2009. »To See is to Know? « *Franz Boas und die amerikanische Anthropologie auf der World's Columbian Exposition*. In: Kulturrelativismus und Antirassismus. *Der Anthropologe Franz Boas (1858-1942)*. Hans-Walter Schmuhl, Hg. S. 17-47. Bielefeld: transcript Verlag.
- Hochmuth, Anneliese. 1997. Spurensuche. *Eugenik, Sterilisation, Patientenmorde und die v. Bodelschwingschen Anstalten Bethel. 1929-1945*. Bethel: Bethel-Verlag.
- Hoeren, Thomas. 1999. Gehörlose im Zivilrecht. *Plädoyer für eine Abschaffung von § 828 Abs. 2 S. 2 BGB*. JZ 54/13: 653-655. Tübingen: Mohr Verlag.
- Höhn, Alois. 1915. Die Taubstummenunterrichts= Methode des Abbé de L'Eppe im Zusammenhang mit der zeitgenössischen Sprachphilosophie. *Ein Beitrag zur Geschichte des Taubstummen=Bildungswesens*. Freiburg: Caritas Druckerei.
- Hofmann, Michael und Carsten Zelle. 2010. Einleitung. In: Aufklärung und Religion – *Neue Perspektiven*. Dies., Hg. S. 7-14. Hannover: Wehrhahn Verlag.
- Hoffmann, Erika Georgina. 2008. Standardization Beyond Form. *Ideologies, Institutions and the Semiotics of Nepali Sign Language*. Dissertation. Department of Anthropology. University of Michigan. Ann Arbor: Pro Quest Ltd.
<http://booklens.com/erika-georgiana-hoffmann/standardization-beyond-form-ideologies-institutions-and-the-semiotics-of-nepali>. (Zuletzt aufgerufen am 10.3.2013).

- Holbrook, David. 2009. Bolivian Deaf Community and Sign Language Pre-Survey Report. In: *SIL Electronic Survey Report. (May)*: 1-11
<http://www.sil.org/resources/archives/9223>. (Zuletzt aufgerufen am 2.2.2013).
- Hoppe, Ludmilla. 2004. Kommunikative Situation hörgeschädigter Kinder nichtdeutscher Herkunft. In: Hörbehinderte Schüler und Schülerinnen unterschiedlicher nationaler Herkunft – *eine internationale Herausforderung an die Hörbehindertepädagogik*. Klaus-Dietrich Große, Hg. S. 77-91. Heidelberg: Winter Verlag.
- Hoster, Barbara und Katharina Wenzel-Teuber. 1997. Vorwort. In: David Bloch. Holzschnitte - Woodcuts. *Shanghai 1940-1949*. Dies. und Roman Malek. S. 27-45. Nettetal: Steyler Verlag.
- Hüls, Rainer. 1999. Die Geschichte der Hörakustik. *2000 Jahre Hören und Hörhilfen*. Heidelberg: Median Verlag.
- Hüttner, Johann. 1980. Das Gesetzbuch des Manu. *Indologische Texte*. 2. Band. Bearbeitet von Renate Preus. Bielefeld: Kleine Verlag.
- Hugger, Kai Uwe. 2010. Digitale Jugendkulturen: *Eine Einleitung*. In: Digitale Jugendkulturen. Ders., Hg. S. 7-20. Wiesbaden: VS Verlag.
- Humboldt, Wilhelm von. [posthum] 1836. Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaus und ihren Einfluss auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts. Berlin: F. Dümmler Verlag.
- Hundsdörfer, Marlies. 2003. Hörgeschädigte Eltern und ihre heranwachsenden hörenden Kinder. Wissenschaftliche Hausarbeit zur Ersten Staatsprüfung für das Lehramt an Sonderschulen. Pädagogische Hochschule Heidelberg. Fachbereich Sonderpädagogik. http://www.taubenschlag.de/cms_pics/gleltern_hdkinder.pdf. (Zuletzt aufgerufen am 1.2.2013).
- Jacobs, Hartmut 2008. Eine Schule für Hörgeschädigte macht sich auf den Weg – Chance zum Wandel. In: *Bildung im Dialog*. Ursula Horsch und Sascha Bischoff, Hg. S.147-174. Heidelberg: Median Verlag.
- Jäggi, Christian. 2009. Sozio-kultureller Code, Rituale und Management. *Neue Perspektiven in interkulturellen Feldern*. Wiesbaden: VS Verlag.
- Jaenecke, Paulina. 2003: *Religiosität und Spracherhalt bei den katholischen Sorben*. Berlin: Weißensee Verlag.
- Jakobs, Hajo. 2009. Anthropologie/Anthropologiekritik. In: *Behinderung und Anerkennung*. Markus Dederich und Wolfgang Jantzen, Hg. S. 293-297. Stuttgart: Kohlhammer Verlag.

- Jewanski, Jörg. 2006. Von der Farbe-Ton-Beziehung zur Farblichtmusik. In: Farbe – Licht – Musik. *Synästhesie und Farblichtmusik*. Ders. und Natalia Sidler, Hg. S. 131-209. Berlin: Lang Verlag.
- Jèze, Anonyme. 1759. Maître pour apprendre à parler aux muets. *Tableau de Paris pour l'année 1759*. Paris: Verlag Hérissant.
- Joachim, Heinrich. 1890. Papyros Ebers. *Das älteste Buch über die Heilkunde*. Aus dem Aegyptischen zum erstenmal vollständig übersetzt. Berlin: Reimer Verlag.
- Joachimsthaler, Jürgen. 2009. "Undeutsche" Bücher. *Zur Geschichte interkultureller Literatur in Deutschland*. In: Von der nationalen zur internationalen Literatur. *Transkulturelle deutschsprachige Literatur und Kultur im Zeitalter globaler Migration*. Helmut Schmitz, Hg. S. 19-39. Amsterdam: Rodopi Verlag.
- Jörissen, Benjamin und Winfried Marotzki. 2010. Medienbildung in der digitalen Jugendkultur. In: Digitale Jugendkulturen. Kai-Uwe Hugger, Hg. S. 103-117. Wiesbaden: VS Verlag.
- Jörs, Paul et al.. 1987. Römisches Recht. Berlin: Springer Verlag.
- Jütte, Robert. 2000. Geschichte der Sinne. *Von der Antike bis zum Cyberspace*. München: Beck Verlag.
- Jung, Helmut. 2011. Politische Partizipation und gesellschaftliches Engagement in Bayern. *Aus Sicht unterschiedlicher Generationen und Regionen*. Sonderausgabe Politische Studien. München: Hanns Seidl Stiftung.
- Junge, Friedrich. 2003. Die Lehre Ptahhoteps und die Tugenden der ägyptischen Welt. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht Verlag.
- Kant, Immanuel. 1784. Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung? In: *Berlinische Monatsschrift*. 4 (12): 481-494.
- . 1798. Anthropologie in pragmatischer Hinsicht. Königsberg: Nicolovius Verlag.
- Kaster, Leena. 2011. „..., weil ich lieber mit normalen Menschen rausgehe!“. *Die Popularität der Angebote der katholischen Diözesan-Seelsorge für Hörgeschädigte und Taubblinde der Erzdiozese München und Freising bei Kindern und Jugendlichen – eine quantitative Fragebogenstudie*. Unveröffentlichte wissenschaftliche Hausarbeit zur Ersten Staatsprüfung für das Lehramt an Sonderschulen. Lehrstuhl für Gehörlosen- und Schwerhörigenpädagogik. Ludwig-Maximilians-Universität München.

- Kastl, Jörg Michael. 2010. Einführung in die Soziologie der Behinderung. Wiesbaden: VS Verlag.
- Keck, Verena. 1992. Falsch gehandelt – schwer erkrankt. *Kranksein bei den Yupno in Papua New Guinea aus ethnologischer und biomedizinischer Sicht*. Basel: Wepf & Co. Verlag.
- . 1997: Zum kulturellen Verständnis von Behinderung in einer ozeanischen Gesellschaft (Yupno, Papua New Guinea). In: *Krankheit, Behinderung und Kultur*. Ute Meiser und Friedrich Albrecht, Hg. S.5-32. Frankfurt a. M.: IKO Verlag.
- Keil, Gundolf. 2005. Das Papyrus Ebers und die Medizin des Abendlandes. In: *Papyrus Ebers und die antike Heilkunde*. Hans-Werner Fischer-Elfert, Hg. S. 11-40. Wiesbaden: Harrassowitz Verlag.
- Kejriwal, Alok Kumar. 2006. Successful Entrepreneurship in Third World Countries. In: *The Deaf Way II Reader. Perspectives from the Second International Conference on Deaf Culture*. Harvey Goodstein, Hg. S. 64-65. Washington, D.C.: Gallaudet University Press.
- Kellenberger, Edgar. 2011. Der Schutz der Einfältigen. *Menschen mit geistiger Behinderung in der Bibel und in weiteren Quellen*. Zürich: TVZ Verlag.
- Kilian, Carla. 2005. Gehörlose in der Regelschule. Sehen statt Hören. Sendung vom 22. Januar 2005. S. 1-6, <http://www.taubenschlag.de/html/ssh/1211.pdf>. (Zuletzt aufgerufen am 1.3.2013).
- Kisch, Shifra. 2012. Demarcating generations of signers in the dynamic sociolinguistic landscape of a shared sign-language: *The case of the Al-Sayyid Bedouin*. In: *Sign Languages in Village Communities. Anthropological and Linguistic Insights*. Ulrike Zeshan und Connie de Vos, Hg. S. 87-126. Berlin & Boston: Mouton de Gruyter.
- Kissel, Theodor. 2011. Den Sohn zieht man auf, die Tochter setzt man aus. In: *Epoc 5*: 79-83.
- Klaus, Elisabeth. 2005. Kommunikationswissenschaftliche Geschlechterforschung. *Zur Bedeutung der Frauen in den Massenmedien und im Journalismus*. Münster: LIT Verlag.
- Klengel, Horst. 1992. Soziale Differenzierung und Randgruppen der Gesellschaft im Alten Orient. In: *Außenseiter und Randgruppen. Beiträge zu einer Sozialgeschichte des Alten Orients*. Volkert Haas, Hg. S. 15-27. Konstanz: Universitätsverlag.

- Klinghammer, Dietrich. 1958. Zur Begutachtung der Aussage taubstummer Kinder und Jugendlicher besonders in Sittlichkeitsprozessen. In: *MschKrim* 41: 76-92.
- Kluge, Friedrich. 2011. Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Berlin: de Gruyter Verlag.
- Knapp, Annelie 2010. Interkulturelle Kompetenz: eine sprachwissenschaftliche Perspektive. In: *Interkulturelle Kompetenz und pädagogische Professionalität*. Georg Auernheimer, Hg. S. 81-97. Wiesbaden: VS Verlag.
- Koch-Bode, Wilhelm. 2008. Selbsthilfegruppenstudie "Hören" – Eine qualitative Untersuchung bei Mitgliedern von Selbsthilfegruppen für Menschen mit einer Schwerhörigkeit oder Spätertaubung. Oldenburg: Universitätsverlag Oldenburger VorDrucke.
- Köbsell, Swantje. 2009. Medizinierung. In: *Behinderung und Anerkennung*. Markus Dederich und Wolfgang Jantzen, Hg. S. 274-278. Stuttgart: Kohlhammer Verlag.
- Kohl, Karl-Heinz. 2012. Ethnologie – die Wissenschaft vom kulturell Fremden. *Eine Einführung*. München: Beck Verlag.
- Kolb Eduard. 1983. Integration des Gehörlosen – *Illusion oder Wirklichkeit*. In: *Die Gehörlosenseelsorge als pastorale Aufgabe der Kirche. Dritter internationaler ökumenischer Kongreß für Gehörlosenseelsorge Rom*. Internationaler Ökumenischer Arbeitskreis für Taubstummenseelsorge, Hg. S. 41-46. Leipzig: St. Benno Verlag.
- Körting, Corinna. 1999. Der Schall des Schofar: Israels Feste im Herbst. Berlin: de Gruyter Verlag.
- Korfkamp, Jens. 2006. Die Erfindung der Heimat. *Zu Geschichte, Gegenwart und politischen Implikaten einer gesellschaftlichen Konstruktion*. Berlin: Logos Verlag.
- Koty, John. 1934. Die Behandlung der Alten und Kranken bei den Naturvölkern. Stuttgart: Hirschfeld Verlag.
- Kracht, Annette. 2004. Gefährdung und Behinderung mehrsprachiger Entwicklung – *historische und aktuelle Konzeptualisierungen*. In: *Hörbehinderte Schülerinnen und Schüler unterschiedlicher nationaler Herkunft – eine internationale Herausforderung an die Hörbehindertenpädagogik*. Klaus-Dietrich Große, Hg. S. 55-75. Heidelberg: Winter Verlag.
- Kramer, Florian. 2007. Kulturfaire Berufseignungsdiagnostik bei Gehörlosen und daraus abgeleitete Untersuchungen zu den Unterschieden der Rechenfertigkeiten bei Gehörlosen und Hörenden. . Rheinisch- Westfälischen Technische Hochschule Aachen Philosophische Fakultät. Dissertation. <http://darwin.bth.rwth->

aachen.de/opus3/volltexte/2007/1929/pdf/Kramer_Florian.pdf, zuletzt aufgerufen am 31.1.2013.

- Kramer, Wilhelm. 1856. Die Ohrenheilkunde in den Jahren 1851-1855. *Ein Nachtrag zu der Erkenntnis und Heilung der Ohrenkrankheiten*. Berlin: Hirschwald Verlag.
- Krause, Sabine. 1993. »Wiedergutmachung«. *Die Nachkriegsgeschichte*. In: »Öffne deine Hand für die Stummen«. *Die Geschichte der Israelitischen Taubstumm-Anstalt Berlin-Weissensee*. Vera Bendt und Nicola Galliner, Hg. S. 159-173. Berlin: Transit Verlag.
- Krauß, Anne. 2011. Barrierefreie Theologie. *Herausforderungen durch Ulrich Bach*. Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg. Theologischer Fachbereich der Philosophischen Fakultät. Dissertation.
- Krebernik, Manfred. 2012. Götter und Mythen des Alten Orients. München: Beck Verlag.
- Kreimendahl, Lothar. 2000. Einleitung. In: Philosophen des 18. Jahrhunderts. *Eine Einführung*. Ders., Hg. S. 1-32. Darmstadt: WBG Verlag.
- Krones, Tanja. 2009. Aspekte der Pränataldiagnostik. In: Auf dem Weg zur biomächtigen Gesellschaft? *Chancen und Risiken der Gentechnik*. Achim Bühl, Hg. S. 137-240. Wiesbaden: VS Verlag.
- Kröhnert, Otto. 1966. Die sprachliche Bildung des Gehörlosen. *Geschichtliche Entwicklung und gegenwärtige Problematik*. Weinheim: Beltz Verlag.
- Krupp, Michael. 2007. Einführung in die Mischna. Frankfurt a.M.: Insel Verlag.
- Küster, Axel 1991: Blinde und Taubstumme im Römischen Recht. Köln: Böhlau Verlag.
- Labat, René. 1951. *Traité Akkadien de Diagnostics et Pronostics Médicaux I. Transcription et Traduction*. Paris, Leiden: Académie Internationale d'Histoire des Sciences.
- Ladd, Paddy. 2003. Understanding Deaf Culture. *In Search of Deafhood*. Clevedon: Multilingual Matters Ltd.
- . 2008. Was ist Deafhood? Gehörlosenkultur im Aufbruch. Seedorf (Hamburg): SIGNUM Verlag.
- Landsberger, Benno. 1936. Die babylonische Theodizee. In: *Zeitschrift für Assyriologie und Verwandte Gebiete*. 43: 32-76.

- Lane, Harlan. 1992. Mask of Benevolence. *Disabling the Deaf Community*. New York: Knopf Verlag.
- Lane, Harlan und Michael Grodin. 1997. Ethical Issues in Cochlear Implant Surgery: *An Exploration into Disease, Disability, and the Best Interests of the Child*. In: *Kennedy Institute of Ethics Journal* 7 (3): 231-251.
- La Rochelle, Ernest. 1882. Jacob Rodrigues Pereire, premier instituteur des sourds-muets en France: sa vie et ses travaux. Paris: Dupont.
- Laukötter, Anja. 2007. Von der „Kultur“ zur „Rasse“ - vom Objekt zum Körper? *Völkerkundemuseen und ihre Wissenschaften zu Beginn des 20. Jahrhunderts*. Bielefeld: transcript Verlag.
- Lee, Jessica. 2010. „What Not to Pack“: Conducting Research among Deaf People in Tanzania. In: *Deaf and Disability Studies. Interdisciplinary Perspectives*. Susan Burch und Alison Kafer, Hg. S. 222-234. Washington, D.C.: Gallaudet University Press.
- Leigh, Irene W. 2009: *A Lens on Deaf Identity*. Oxford: University Press.
- Leist-Villis, Anja. 2004. Zweisprachigkeit im Kontext sozialer Netzwerke. *Unterstützende Rahmenbedingungen zweisprachiger Entwicklung und Erziehung am Beispiel griechisch-deutsch*. Münster: Waxmann Verlag.
- Leist, Anton. 2010. Autonom gehörlos. In: *DAS ZEICHEN* 85 (24): 232-246.
- Leitz, Christian. 2005. Die Rolle von Naturbeobachtungen bei der Auswahl der Drogen im Papyrus Ebers. In: *Papyrus Ebers und die antike Heilkunde*. Hans-Werner Fischer-Elfert, Hg. S. 41-62. Wiesbaden: Harrassowitz Verlag.
- Leitzbach, Sybille. 2009. Die berufliche Situation Hörgeschädigter mit Cochlea-Implantat. *Eine qualitative Vergleichsstudie aus den Jahren 1999 und 2006*. Hamburg: Dr. Kovač Verlag.
- Lenhard, Wolfgang. 2004. Die psychosoziale Stellung von Eltern behinderter Kinder im Zeitalter der Pränataldiagnostik. Julius-Maximilians-Universität Würzburg. Philosophische Fakultät III. Dissertation.
- Lenz, Fritz. 1931. Menschliche Auslese und Rassenhygiene (Eugenik). 2. Band. 3. Auflage. München: Lehmanns Verlag.
- . 1936a. Die krankhaften Erbanlagen. In: *Menschliche Erblichkeitslehre und Rassenhygiene*. 1. Band. 4. Auflage. Ders., Erwin Baur und Eugen Fischer, Hg. S. 321-586. München: Lehmanns Verlag.

- . 1936b. Geistige Eigenschaften. *Die Juden*. In: Menschliche Erblchkeitslehre und Rassenhygiene. 1. Band. 4. Auflage. Ders., Erwin Baur und Eugen Fischer, Hg. S. 746-756. Munchen: Lehmanns Verlag.
- Leonhardt, Annette. 2008. Warum sich gehorlose Eltern fur eine Cochlea-Implantation ihres Kindes entscheiden – zur *Vielfalt der Argumente und Ueberlegungen*. In: Bildung im Dialog, Ursula Horsch und Sascha Bischoff, Hg. S. 61-77. Heidelberg: Media Verlag.
- . 2009a. Von der Verallgemeinerungsbewegung zur Gegenwart schulischer Integration. In: Horgeschaadigte Schuler in der allgemeinen Schule. *Theorie und Praxis der Integration*. Dies., Hg. S. 9-22. Stuttgart: Kohlhammer Verlag.
- . 2009b. Der Weg zum CI fur praalingual gehorlose Kinder. In: Cochlear Implantat heute. Arne Ernst et al., Hg. S. 63-71. Heidelberg: Springer Medizin Verlag.
- . 2010. Einfuhrung in die Horgeschaadigtenpaedagogik. Munchen und Basel: Reinhardt Verlag.
- Leven, Regina: 1994. „Mein Kopf sagt nein, nein, nein...“ – Ueber sexuelle Ausbeutung – In: *DAS ZEICHEN* 8 (27): 54-65.
- . 1997. Psychische Stoerungen gehoerloser und schwerhoeriger ambulanter Psychotherapie – Patienten: unter besonderer Beruecksichtigung kommunikativer Aspekte. Hamburg: Verlag Horgeschaadigter Kinder.
- Lindauer, Manfred. 2009. Leitfadengestuetzte Interviews an ausgewaehlten Foerderzentren, Foerderschwerpunkt hoeren. In: Schuelerinnen und Schueler mit Auditiven Verarbeitungs- und Wahrnehmungstoerungen (AVWS). *Abschlussbericht zum Forschungsprojekt*. Ders., Hg. S. 150-180. Wuertzburg: edition bentheim.
- Lindauer, Manfred und Josef Reul. 2009. Forschungsgegenstand, Forschungsmethode und Durchfuhrung des Forschungsprojekts. In: Schuelerinnen und Schueler mit Auditiven Verarbeitungs- und Wahrnehmungstoerungen (AVWS). *Abschlussbericht zum Forschungsprojekt*. Ders. Hg. S. 13-47. Wuertzburg: edition bentheim.
- Lindner, Rudolf. 1925. Das Seelenleben des Taubstummen in der Literatur und Abgrenzung des Begriffs „taubstumm“. In: Das taubstumme Kind im Vergleich zu vollsinnigen Schulkindern. Max Doering, Hg. S. 7-20. Leipzig: Verlag Duerre'sche Buchhandlung.
- Lippmann, Walter.[1922] 1964. Die oeffentliche Meinung. Munchen: Ruetten + Loening Verlag.

- List, Günther. 2010. Charles Michel l'Épée (1712-1789) und Samuel Heinicke (1727-1790). In: Von Erasmus bis Helene Lange. Klassiker der Pädagogik. 1. Band. Heinz-Elmar Tenorth, Hg. S. 93-100. München: Beck Verlag.
- Lisner, Wiebke. 2006. »Hüterinnen der Nation«. *Hebammen im Nationalsozialismus*. Frankfurt a. M.: Campus Verlag.
- Löwe Armin 1992: Hörgeschädigtenpädagogik international. *Geschichte – Länder – Personen – Kongresse. Eine Einführung für Eltern, Lehrer und Therapeuten hörgeschädigter Kinder*. Heidelberg: Verlag HVA / Edition Schindele.
- Luther, Martin [1520] 1833. Dr. Martin Luther's polemische deutsche Schriften. *Nach den ältesten Ausgaben kritisch und historisch bearbeitet von Dr. Johann Conrad Irmischer*. Erster Band. Achstes Kapitel: Sermon von dem Neuen Testament, d. i. von der heiligen Messe. 1520. Conrad Irmischer, Hg. S. 139-173. Erlangen: Herder Verlag.
- Lutz, Christiane. 2004. Zur Vermittlung schriftsprachlicher Kompetenz eines hochgradig hörgeschädigten Mädchens nichtdeutscher Herkunftssprache. In: Hörbehinderte Schülerinnen und Schüler unterschiedlicher nationaler Herkunft — *eine internationale Herausforderung an die Hörbehindertenpädagogik*. Klaus-Dieter Große, Hg. S. 93-98. Heidelberg: Winter Verlag.
- Mackevicius, Kerstin. 2010. Einsatz von Namensgebärden im Gebärdensprachkurs in Bayern. Norderstedt: Books on Demand Verlag.
- Maisch, Günter und Fritz Wisch. 1987-1994. Gebärden-Lexikon. Bände I-IV. Hamburg: Verlag Hörgeschädigte Kinder.
- Mann, Wolfgang und Tobias, Haug. 2010. Erhebung der Sprachkompetenz von gehörlosen Schülerinnen und Schülern – *Gründe, Methoden und Konsequenzen*. In: Bildungschancen hörgeschädigter Schülerinnen und Schüler. *Beiträge zur Bildungsdebatte*. Anja Wildemann, Hg. S. 175-188. Bad Heilbrunn: Klinkhardt Verlag.
- Marquardt, Elke. 2008. Schriftdolmetscher – wo und wie bewähren sie sich? Sehen Statt Hören. 12. Juli 2008. S. 4-6, <http://www.taubenschlag.de/html/ssh/1375.pdf>. (Zuletzt aufgerufen am 1.2.2013).
- Marti, Roland. 2009. Klein-Klein. *Zum Neben- und Gegeneinander kleiner Kulturen*. In: Konzeptualisierung und Status kleiner Kulturen. *Beiträge der gleichnamigen Konferenz in Dresden vom 3. bis 6. März 2008*. Christian Prunitsch, Hg. S. 19-40. München: Sagner Verlag.

- Martin, Uwe und Uta Lürßen. 2004. Zum Spracherwerb hochgradig hörgeschädigter Kinder. In: FOKUS: MENSCH. *Subjektzentrierte Unterrichts- und Therapiemodelle in der Sprachbehindertenpädagogik. Festschrift zur Verabschiedung von Prof. Dr. Gerhard Homburg*. Ulrike Lüdtker, Hg. S. 281-299. Würzburg: edition von freisleben.
- Mattner, Dieter. 2000. Behinderte Menschen in der Gesellschaft. *Zwischen Ausgrenzung und Integration*. Stuttgart: Kohlhammer Verlag.
- Maul, Stefan. 2002. Die Heilkunst des Alten Orients. In: Heilkunde und Hochkultur II. 'Magie und Medizin' und 'Der alte Mensch' in den antiken Zivilisationen des Mittelmeerraumes. Axel Karenberg und Christian Leitz, Hg. S. 3-19. Münster: LIT Verlag.
- McCarty, Teresa L. et al., 2010. "I'm Speaking English Instead of My Culture". *Portraits of Language Use and Change among Native American Youth*. In: Ethnolinguistic Diversity and Education. *Language, Literacy, and Culture*. Marcia Farr et al., Hg. S. 69-98. New York: Routledge Verlag.
- Mead, Margaret. 1928. The Role of the Individual in Samoan Culture. *The Journal of the Royal Anthropological Institute of Great Britain and Ireland* 58: 481-495.
- , 1930. Growing up in New Guinea. *A Comparative Study of Primitive Education*. New York: William Morrow & Company.
- , 1959. An Anthropologist at Work. *Writings of Ruth Benedict*. London: Secker & Warburg Verlag.
- , 1978. Brombeerblüten im Winter. *Ein befreites Leben*. Hamburg: Rowohlt Verlag.
- Meiser, Ute. 1995. Sie leben mit den Ahnen. *Krankheit, Adoption und Tabukonflikt in der polynesisch-tonganischen Kultur*. Frankfurt. a. M.: Brandes & Apsel Verlag.
- Mende, Ludwig Julius Caspar. 1832. Ausführliches Handbuch der gerichtlichen Medizin für Gesetzgeber, Rechtsgelehrte, Aerzte und Wundärzte. Sechster Theil. Leipzig: Dyk'sche Buchhandlung.
- Mendel, Meron. 2010. Jüdische Jugendliche in Deutschland. *Eine biographisch-narrative Analyse zur Identitätsfindung*. Frankfurt: Universität Frankfurt. Institut für Sozialpädagogik. Dissertation.
- Menzel, Frank et al. 2009. Gehörlose Menschen im Alter: kommunikative und soziale Bedingungen und Bedürfnisse einer kulturellen Minderheit. In: Behinderung im Alter „*Gesellschaftliche Teilhabe 2030*“. Helmut C. Berghaus et al., Hg. S.151-161.

Köln: Kuratorium Deutsche Altershilfe. <http://www.sigma.uni-koeln.de/file/650>.
(Zuletzt aufgerufen am 13.2.2013).

- Merkel, Christian. 2007. „Tod den Idioten“. *Eugenik und Euthanasie in juristischer Rezeption vom Kaiserreich zur Hitlerzeit*. Berlin: Logos Verlag.
- Meyer, Anneke. 2008. Zeichen-Sprache. *Modelle der Sprachphilosophie bei Descartes, Condillac und Rousseau*. Würzburg. Königshausen & Neumann Verlag.
- Meyer, Annette. 2010. Die Epoche der Aufklärung. Berlin: Akademie Verlag.
- Möckel, Andreas. 2001. Behinderungen und moderne Gesellschaft. In: Heil- und Sonderpädagogik – auch im 21. Jahrhundert eine Herausforderung. *Aktuelle Denkansätze in der Heilpädagogik und ihre historischen Wurzeln*. Grit Wachtel und Siegrid Dietze, Hg. S. 38-50. Weinheim: Beltz Verlag.
- . 2007. Geschichte der Heilpädagogik – oder Macht und Ohnmacht der Erziehung. Stuttgart: Klett-Cotta Verlag.
- Moosecker, Jürgen. 2006. Bio-, Medizinethik und Heilpädagogik. *Analyse und Diskussion bio- und medizinethischer Spannungsfelder – Präimplantationsdiagnostik (PID) und Entscheidungen in der Neonatologie*. Würzburg: edition von freileben.
- Moses, Siegfried. 1972. Einleitung. In: Haavara-Transfer nach Palästina und Einwanderung deutscher Juden 1933-1939. Werner Feilchenfeld et al., Hg. S. 9-12. Tübingen: Mohr Verlag.
- Müller, Klaus. 1987. Das Magische Universum der Identität. *Elementarformen sozialen Verhaltens. Ein ethnographischer Grundriß*. Frankfurt a. M.: Campus Verlag.
- Müller, Winfried. 2002. Die Aufklärung. München: Oldenbourg Verlag.
- Müller, Mareike-Friederike 2009. Frühförderung und Sprachentwicklung von durch das Neugeborenenhörscreening hörauffällig gewordenen Kindern. Berlin: Mensch & Buch Verlag.
- Müller, Sabine und Ariana Zaracko. 2010. Haben gehörlose Kinder ein Recht auf ein Cochleaimplantat? In: *Nervenheilkunde* 29 (4): 244-248.
- Müller-Wille, Ludger. 2009. Franz Boas und seine Forschungen bei den Inuit. *Beginn einer arktischen Ethnologie*. In: Franz Boas – Kultur, Sprache, Rasse. *Wege einer antirassistischen Anthropologie*. Friedrich Pöhl und Bernhard Tilg, Hg. S. 39-54. Münster: LIT Verlag.

- Muhs, Jochen. 2002: Deaf People as Eyewitnesses of National Socialism. In: Deaf People in Hitler`s Europe. Donna F. Ryan und John S. Schuchman, Hg. S. 78-97. Washington, D.C.: Gallaudet University Press.
- Mußner, Franz. 2009. Traktat über die Juden. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht Verlag.
- Neis, Cordula. 2003. Anthropologie im Sprachdenken des 18. Jahrhunderts. *Die Berliner Preisfrage nach dem Ursprung der Sprache (1771)*. Berlin: de Gruyter Verlag.
- Neuberg, Sophie und Susanne Reuber. 2006. Sounds of Silence. *Ein Kongreß in Berlin über Geschichte und Gegenwart gehörloser Juden*. In: *Jüdische Allgemeine* 32: 13.
- Neumann, Martin. 2011. Schule, Tracht und Rassenwahn. *Zu der Schwierigkeit, „Minderheitenkulturen“ jenseits von Stereotypen in Schulen zu thematisieren*. In: Dialogische Begegnungen. *Minderheiten – Mehrheiten aus hybridologischer Sicht*. Elka Tschernokoshewa und Ines Keller, Hg. S. 127-153, Münster: Waxmann Verlag.
- Neuschaefer-Rube, Christiane und Dominik Groß. 2008. Die Bedeutung der Sprecheridentität für die Zuschreibung von „Normalität“ bei Kommunikationsstörungen. In: Normal – anders – krank? *Akzeptanz, Stigmatisierung und Pathologisierung im Kontext der Medizin*. Dominik Groß, Sabine Müller und Jan Steinmetzer, Hg. S. 267-279. Berlin: MWV Verlag.
- Nickl, Peter. 2001. Ordnung der Gefühle. *Studien zum Begriff des habitus*. Hamburg: Felix Meiner Verlag.
- Nicklas, Hans. 2007. Teilnehmende Beobachtung in interkulturellen Situationen. In: Teilnehmende Beobachtung in interkulturellen Situationen. Gabriele Weigand und Rémi Hess, Hg. S. 62-71. Frankfurt a. M.: Campus Verlag.
- Nicolai, Georg Friedrich. 1917. Die Biologie des Krieges. *Betrachtungen eines deutschen Naturforschers*. Zürich: Orell Füssli Verlag.
- Nippert, Irmgard. 1987. Mythen, Monster, Missing links. *Ein Beitrag zur Kulturgeschichte der angeborenen menschlichen Fehlbildungen*. In: *MMG (Medizin Mensch Gesellschaft)* 12 (4): 308-318.
- Nissen, Hans. 2011. Geschichte Alt-Vorderasiens. München: Oldenbourg Verlag.
- Nonaka, Angela. 2009. Estimating size, scope, and membership of the speech / sign communities of undocumented indigenous village sign languages: The Ban Khor Case study. In: *Language & Communication* 29 (3): 210-228.

- Nordenskiöld, Erland. 1912. Indianerleben. El Gran Chaco. (Südamerika). Leipzig: Albert Bonnier Verlag.
- . 1922. Indianer und Weisse in Nordostbolivien. Stuttgart: Strecker & Schröder Verlag.
- Nußbeck, Susanne. 2007. Sprache – Entwicklung, Störungen und Intervention. Stuttgart: Kohlhammer Verlag.
- Oermann, Nils und Johannes Zachhuber. 2001. Einigkeit und Recht und Werte. *Der Verfassungsverstreit um das Schulfach LER in der öffentlichen und wissenschaftlichen Diskussion*. Münster LIT Verlag.
- Otto, Katrin, und Barbara Streicher. 2011. Cochlea Implantat (CI) bei Erwachsenen: *Ein Ratgeber für Betroffene, Angehörige und (Sprach-) Therapeuten*. Idstein: Schulz-Kirchner Verlag.
- Palm, Christine. 1997. Phraseologie. Eine Einführung. Tübingen: Narr Verlag.
- Panconcelli-Calzia, Giulio. 1993. Geschichtszahlen der Phonetik (1941): Quellenatlas der Phonetik (1940). *Giulio Panconcelli-Calzia (1878-1966)*. John Benjamins B.V., Hg. Amsterdam und Philadelphia: Benjamins Verlag.
- Parks, Elizabeth und Jason Parks. 2008. Sociolinguistic Survey Report of the Deaf Community of Guatemala. In: *SIL Electronic Survey Report (December)*: 1-30. <http://www.silinternational.net/silesr/2008/silesr2008-016.pdf>. (Zuletzt aufgerufen am 4.3.2013).
- . 2009. Sociolinguistic Survey Report of the Deaf Community of Peru. In: *SIL Electronic Report. (December)*: 1-24, <http://www.sil.org/resources/archives/9212> (Zuletzt aufgerufen am 4.3.2013).
- . 2011. The Deaf People of Haiti. In: *SIL Electronic Survey Report. (March)*: 1-13. <http://www-01.sil.org/silesr/abstract.asp?ref=2011-032>. (Zuletzt aufgerufen am 4.3.2013).
- Parks, Elizabeth und Holly Williams. 2011. Sociolinguistic Profiles of Twenty-four Deaf Communities in the Americas. In: *SIL Electronic Survey Report. (June)*: 1-65. <http://www.sil.org/resources/archives/41653>. (Zuletzt aufgerufen am 4.3.2013).
- Perler, Dominik. 2006. René Descartes. München: Beck Verlag.
- Petermann, Heike. 2009. Der Wunsch nach „guter Abstammung“. *Zur Geschichte des Begriffes „Eugenik“ bei Medizinern und Biologen*. In: *Medizin im Dienst der „Erb-*

- gesundheit“. *Beiträge zur Geschichte der Eugenik und Rassenhygiene*. Stefanie Westermann et al., Hg. S. 57-78. Münster: LIT Verlag.
- Petersen, Nils. 2003. Geistigbehinderte Menschen im Gefüge von Gesellschaft, Diakonie und Kirche. Münster: LIT Verlag.
- Pfau, Aleksandra Nicole. 2008. Madness in the Realm. *Narratives of Mental Illness in Late Medieval France*. Universität Michigan. Philosophische Fakultät. Dissertation. <http://deepblue.lib.umich.edu/handle/2027.42/61631>. (Zuletzt aufgerufen am 10.3.2013).
- Piel, Petra. 2001. Gehörlose Frauen – Leben in zwei Welten. In: Hörschädigung und sexuelle Gewalt. Annika von Walter, Hg. S. 79-89. Bonn: Mebes und Noack Verlag.
- Pietsch, Florian. 2000. Vorgeschichte, Ziele und Struktur des Vereins LKHD. In: *LKHD Nachrichten 1*: 15-17.
- Ploetz, Alfred. 1895. Die Tüchtigkeit unserer Rasse und der Schutz der Schwachen. *Ein Versuch über Rassenhygiene und ihr Verhältnis zu den humanen Idealen, besonders zum Socialismus*. Berlin: Fischer Verlag.
- Pohl. 2010. Wiederaufbau nach dem Erdbeben – Perspektiven für Haiti. In: *APuZ (Aus Politik und Zeitgeschichte)* 28-29: 10-17.
- Poore, Carol. 2007. Disability in Twentieth-Century German Culture. Michigan: The University of Michigan Press.
- Prell, Marcus. 1997. Sozioökonomische Untersuchungen zur Armut im antiken Rom. *Von den Gracchen bis Kaiser Diokletian*. Stuttgart: Steiner Verlag.
- Prillwitz, Siegmund. 1996. Fingeralphabete, Manualsysteme und Gebärdensprachschriften. In: Schrift und Schriftlichkeit. *Ein interdisziplinäres Handbuch internationaler Forschung*. 2. Band. Hartmut Günther und Otto Ludwig Hg. S. 1623-1628. Berlin: de Gruyter Verlag.
- Proctor, Robert N. 2002. Eugenics in Hitler's Germany. In: Deaf People in Hitler's Europe. Donna F. Ryan und John S. Schuchman, Hg. S. 32-48. Washington, D.C.: Gallaudet University Press.
- Prosetzky, Ingolf. 2009. Isolation und Partizipation. In: Behinderung und Anerkennung. Markus Dederich und Wolfgang Jantzen, Hg. S. 87-95. Stuttgart: Kohlhammer Verlag.

- Quartararo, Anne. 2008: Deaf Identity and Social Images in Nineteenth-Century France. Washington, D.C.: Gallaudet University Press.
- Rashid, Khadijat. 2010. Intersecting Reflections. In: Deaf and Disability Studies. *Interdisciplinary Perspectives*. Susan Burch und Alison Kafer, Hg. S. 22-30. Washington, D.C.: Gallaudet University Press.
- Rehbein, Boike. 2006. Die Soziologie Pierre Bourdieus. UVK Verlag.
- Rebenich, Stefan, Hg. 1998. Xenophon. *Die Verfassung der Spartaner*. Darmstadt: WBG Verlag.
- Reisch, Ludwig. 1996. Zum Umgang mit Behinderung in urgeschichtlicher Zeit. In: Behinderung als pädagogische und politische Herausforderung. *Historische und systematische Aspekte*. Max Liedtke, Hg. S. 47-60. Bad Heilbrunn: Klinkhardt Verlag.
- Renger, Johannes. 1992. Kranke, Krüppel, Debile – eine Randgruppe im Alten Orient? In: Außenseiter und Randgruppen. *Beiträge zu einer Sozialgeschichte des Alten Orients*. Volkert Haas, Hg. S. 113-126. Konstanz: Universitätsverlag.
- Reusch, Tanja. 2000. Die Ethik des Sozialdarwinismus. Frankfurt a. M.: Lang Verlag.
- Reusch, Ursula. 2009. Sprache und Tabu. *Interpretation zu französischen und italienischen Euphemismen*. Tübingen: Narr Verlag.
- Reutner, Ursula. 2005. Sprache und Identität einer postkolonialen Gesellschaft im Zeitalter der Globalisierung. *Eine Studie zu den französischen Antillen, Guadeloupe und Martinique*. Hamburg: Buske Verlag.
- Richtberg, Werner. 1980. Hörbehinderung als psycho-soziales Leiden. *Empirischer Vergleich der Lebensverhältnisse von früh- und späthörgeschädigten Personen*. Bonn: Bundesministerium für Arbeit und Sozialordnung.
- Ricken, Ulrich. 1976. Die Kontroverse Du Marsais und Beauzée gegen Batteux, Condillac und Diderot. *Ein Kapitel der Auseinandersetzung zwischen Sensualismus und Rationalismus in der Aufklärung*. In: History of Linguistic Thought and Contemporary Linguistics. Herman Parret, Hg. S. 460-487. Berlin: de Gruyter Verlag.
- . 1988. Condillac: Sensualistische Sprachursprungshypothese, geschichtliches Menschen- und Gesellschaftsbild der Aufklärung. In: Theorien vom Ursprung der Sprache. 1. Band. Joachim Gessinger und Wolfert von Rahden, Hg. S. 287-311. Berlin: de Gruyter Verlag.

- Rickmann, Anahid. 2002. „Rassenpflege im völkischen Staat“: *Vom Verhältnis der Rassenhygiene zur nationalsozialistischen Politik*. Universität Bonn. Dissertation. <http://d-nb.info/966584023/34>. (Zuletzt aufgerufen am 1.3.2013).
- Riese, Berthold. 1995. Während des Dritten Reiches (1933-1945) in Deutschland und Österreich verfolgte und von dort ausgewanderte Ethnologen. In: *Lebenslust und Fremdenfurcht. Ethnologie im Dritten Reich*. Thomas Hauschild, Hg. S. 210-223. Frankfurt a. M.: Suhrkamp Verlag.
- Ritter, Bernhard. 1840. A.C. Celsus. Acht Bücher von DER ARZNEIKUNDE. *Aus dem Lateinischen in's Deutsche übertragen, mit Beigabe von Celsus Biographie und erläuternden Bemerkungen*. Siebentes Buch. Kapitel 12 d. Stuttgart: Ebner & Seubert Verlag.
- Roeckel, Volker. 2006. „Ars moriendi“ und „euthanasia medica“: *Zur Neufiguration und ärztlichen Aneignung normativer Vorstellungen über den „guten Tod“ um 1800*. In: *Sterben und Tod bei Heinrich von Kleist und in seinem historischen Kontext*. Dietrich von Engelhardt und Lothar Jordan, Hg. S. 29-44. Würzburg: Königshausen & Neumann Verlag.
- Roerkohl, Anne. 1991. Hungerblockade und Heimatfront. *Die kommunale Lebensmittelversorgung in Westfalen während des Ersten Weltkrieges*. Stuttgart: Steiner Verlag.
- Rösel, Jakob. 2011. *Pakistan: Kunststaat. Militärstaat. Krisenstaat*. Münster: LIT Verlag.
- Rolker, Christof. 2011. Zugehörigkeiten – Identitäten. In: *Konkurrierende Zugehörigkeit(en). Praktiken der Namensgebung im europäischen Vergleich*. Ders. und Gabriela Signori, Hg. S. 7-13. Konstanz: UVK Verlag.
- Rösger, Alfons. 1996. Der Umgang mit Behinderten im Römischen Reich. In: *Behinderung als pädagogische und politische Herausforderung. Historische und systematische Aspekte*. Max Liedtke, Hg. S. 137-150. Bad Heilbrunn. Klinkhardt Verlag.
- Rousseau, Jean Jacques. 1755. *Discours sur l'origine et les fondemens de l'inégalité parmi les hommes*. Amsterdam: Verlag Marc Michel Rey.
- .[1781] 1997. *Essai sur l'origine des langues. Fac-similé du manuscrit de Neuchâtel*. Paris: Verlag Honoré Champion.
- Ruffing, Kai und Hans-Joachim Drexhage. 2008. Antike Sklavenpreise. In: *Antike Lebenswelten. Konstanz – Wandel - Wirkungsmacht. Festschrift für Ingomar*

- Weiler zum 70.Geburtstag. Peter Mauritsch et al., Hg. S. 321-351. Wiesbaden: Harrassowitz Verlag.
- Ruhnke, Martin. 2009. Telemanns Pariser Drucke. In: Telemann und Frankreich. *Frankreich und Telemann*. Carsten Lange et al., Hg. S. 32-42. Hildesheim: Olms Verlag.
- Rudat, Arndt. 2009. Ergebnisse der Arbeitsgruppe: Unterricht an Förderzentren, Förderschwerpunkt Hören. In: Schülerinnen und Schüler mit Auditiven Verarbeitungs- und Wahrnehmungsstörungen (AVWS). *Abschlussbericht zum Forschungsprojekt*. Manfred Lindauer, Hg. S. 95-106. Würzburg: edition bentheim.
- Rückert, Sabine. 2004. Artikel „Die Erhörte“. *Zeit Online* 35: S.1-8.
http://www.zeit.de/2004/34/H_9arlose_34. (Zuletzt aufgerufen am 3.3.2013).
- Ruto, Sara Jerop und Nathan Oyori Ogechi. 2001. Lakwa ko lakwa – Ein Kind ist ein Kind. *Das Verständnis von Behinderung in der afrikanischen Kultur am Beispiel kenianischer Sprachen*. In: *DAS ZEICHEN* 58 (15): 560-568.
- Rzihacek-Bedő, Andrea . 2005. Medizinische Wissenschaftspflege im Benediktinerkloster Admont bis 1500. München, Wien: Oldenbourg Wissenschaftsverlag.
- Sachs, Shimon. 2000. Zur Stellung des behinderten Menschen in der jüdischen Überlieferung. In: *Heilpädagogik im deutschen Judentum. 1873-1942*. Dagmar Drows und Bernd Schröder, Hg. S. V-XXXI. Münster: LIT Verlag.
- Saint Loup de, Aude 1993: Darstellungen Gehörloser im westeuropäischen Mittelalter. In: *Blick zurück. Ein Reader zur Geschichte von Gehörlosengemeinschaften und ihren Gebärdensprachen*. Renate Fischer und Harlan Lane , Hg. S. 447-474. Hamburg: SIGNUM Verlag.
- Sallaberger, Walther. 2006. Konstanz und Neuerung in der Religion Mesopotamiens. In: *Primäre und sekundäre Religion als Kategorie der Religionsgeschichte des Alten Testaments*. Andreas Wagner, Hg. S. 171-182. Berlin: de Gruyter Verlag.
- Sapir, Edward.[1921] 1972. Die Sprache. *Eine Einführung in das Wesen der Sprache*. München: Hueber Verlag.
- Sasse, Ada. 2005. Sonderschüler und Sonderschule im ländlichen Raum. *Zwischen Tradition und Moderne*. Bad Heilbrunn: Klinkhardt Verlag.
- Saxer, Ulrich. 2012. Mediengesellschaft. *Eine kommunikationssoziologische Perspektive*. Wiesbaden: VS Verlag.

- Scharf, Lothar 2004. Gehörlose in der Hitlerjugend und Taubstummenanstalt Bayreuth. Zeitgeschichtliche Dokumentation der Jahre 1933 - 1945. Berlin: Pro Business Verlag.
- . 2006: Taubstumm in der Hitlerjugend? Fridolin W. erzählt. *Biografie und Dokumentation zu „Gehörlose im 3. Reich“*. Eichenhüll: Selbstverlag.
- . 2007: „Rechtlos, schutzlos, taub und stumm!“. *Gehörlose Juden unterm Hakenkreuz, 1933-1945*. Eichenhüll: Selbstverlag.
- Schilde, Kurt. 2007. Hitler-Jugend. In: Enzyklopädie des Nationalsozialismus. Wolfgang Benz, et al. Hg. S. 563-566. München: Klett-Cotta Verlag.
- Schemann, Hans. 2011. Deutsche Idiomatik. Wörterbuch der deutschen Redewendungen im Kontext. Berlin: de Gruyter Verlag.
- Scheulen, Andreas. 2002. Ausgrenzung der Opfer – Eingrenzung der Täter. *Zur Entschädigung und Versorgung von Funktionären und Opfern des Dritten Reiches durch die Bundesrepublik Deutschland unter besonderer Berücksichtigung der Opfer der deutschen Militärgerichtsbarkeit*. Berlin: BWV Verlag.
- Schmid, Konrad. 2010. Hiob als biblisches und antikes Buch. *Historische und intellektuelle Kontexte seiner Theologie*. Stuttgart: Katholisches Bibelwerk Verlag.
- Schmidt, Martin et al.. 2012. Heil- und Pflegeanstalt Kaufbeuren. In: Psychiatrie im Nationalsozialismus. *Die Bayerischen Heil- und Pflegeanstalten zwischen 1933 und 1945*. Michael von Cranach und Hans-Ludwig Siemen, Hg. S. 265-325. München: Oldenbourg Verlag.
- Schmitt, Julia. 2003. Hörgeschädigte Kinder und Jugendliche in allgemeinen Schulen. *Untersuchung von schulischer Einzelintegration in Bayern unter besonderer Berücksichtigung des Übergangs in die Sekundarstufe*. Aachen: Shaker Verlag.
- Schmitz-Berning, Cornelia. 2007. Vokabular des Nationalsozialismus. Berlin: de Gruyter Verlag.
- Schmitz-Stuhlträger, Kerstin. 2009. Das Recht auf christliche Erziehung im Kontext der Katholischen Kirche. Münster: LIT Verlag.
- Schmoeckel, Mathias. 2005. Auf der Suche nach der verlorenen Ordnung. *2000 Jahre Recht in Europa - Ein Überblick*. Köln: Böhlau Verlag.
- Schmugge, Barbara 1998: Ansichten vom Hören. *Ein Versuch über verschiedene Hörerlebnisse und Hörerfahrungen*. In: Reden über die Stummheit. *Festschrift zum 75.*

- Geburtstag von Aron Ronald Bodenheimer*. Ursula Hoffmann und Hans-Ulrich Weber, Hg. S. 125-130. Heidelberg: Groos Verlag.
- Schmuhl, Hans-Walther. 2003. Rassenforschung an Kaiser-Wilhelm-Instituten vor und nach 1933. *Rasse, Rassenforschung, Rassenpolitik. Annäherung an das Thema*. Ders., Hg. S. 7-37. Göttingen: Wallstein Verlag.
- . 2005. Grenzüberschreitungen. *Das Kaiser-Wilhelm-Institut für Anthropologie, menschliche Erblehre und Eugenik. 1927-1945*. Göttingen: Wallstein Verlag.
- . 2009. Einleitung. In: Kulturrelativismus und Antirassismus. *Der Anthropologe Franz Boas (1858-1942)*. Hans-Walther Schmuhl, Hg. S.9-16. Bielefeld: transcript Verlag.
- Schneekloth, Ulrich et al.. 2011. Methodik. In: 16. Shell Jugendstudie. Jugend 2010. Albert Mathias et al., Hg. S. 361-401. Frankfurt a. M.: Fischer Taschenbuch.
- Schneiders, Werner. 2001. Das Zeitalter der Aufklärung. München: Beck Verlag.
- Schönhärl, Elimar. 1943. Die Bedeutung frühzeitiger Erfassung Taubstummer. Friedrich-Alexander Universität Erlangen. Medizinische Fakultät. Dissertation.
- Scholz, Markus. 2010. Presse und Behinderung. *Eine qualitative und quantitative Untersuchung*. Wiesbaden: VS Verlag.
- Schopenhauer, Arthur. 1844. Die Welt als Wille und Vorstellung. Zweiter Band, welcher die Ergänzungen zu den vier Büchern des ersten Bandes enthält. Leipzig: Brockhaus Verlag.
- Schott, Walter. 1995. Das k.k. Taubstummen-Institut in Wien 1779-1918. Wien: Böhlau Verlag.
- Schütze, Yvonne und Michael Wagner. 1998. Verwandtschaft – Begriff und Tendenzen in der Forschung. In: Verwandtschaft. *Sozialwissenschaftliche Beiträge zu einem vernachlässigten Thema*. Dies., Hg. S. 7-16. Stuttgart: Enke Verlag.
- Schulz, Hans und Otto Basler. 2004. Deutsches Fremdwörterbuch. 5. Band. Eau de Cologne – Futurismus. Berlin: de Gruyter Verlag.
- Schulz, Iren. 2010. Mediatisierung und der Wandel von Sozialisation: *Die Bedeutung des Mobiltelefons für Beziehungen, Identität und Alltag im Jugendalter*. In: Die Mediatisierung der Alltagswelt. Maren Hartmann und Andreas Hepp, Hg. S. 231-242. Wiesbaden: VS Verlag.

- Schurmann, Peter 2003. Zur Geschichte der Sorben (Wenden) in der Niederlausitz im 20. Jahrhundert. *Eine Dokumentenauswahl*. Cottbus: Arbeitsstelle Bildungsentwicklung Cottbus.
- Schweikardt, Christoph. 2010. Welche Rolle soll dem Arzt bei der Sterbehilfe zukommen? *Beispiele für kontroverse Positionen seit dem 19. Jahrhundert*. In: Sterbeprozesse – Annäherung an den Tod. Michael Rosentreter et al., Hg. S. 65-77. Kassel: University Press.
- Séguin, Édouard. 1847. Jacob-Rodrigues Pereire. *Premier Instituteur des Sourds et Muets en France (1744-1780). Notice sur sa vie et ses travaux et analyse raisonnée de sa méthode*. Paris: J.B. Baillière, Libraire de L'Académie Royale de Médecine.
- . 1912. Die Idiotie und ihre Behandlung nach physiologischer Methode. *Nach der englischen Ausgabe des Lehrerkollegiums der Columbia-Universität aus dem Jahre 1907 und nach einer ersten Übersetzung von Heinrich Neumann (Wien) bearbeitet und mit Bewilligung der Witwe Séguin*. Dr. Phil. Solomon Krenberger, Hg. Wien: Graeser & Kie Verlag.
- Serpell, Robert und Mackenzie Mbewe. 1990. Dialect Flexibility in Sign Languages in Africa. In: Sign Language Research. *Theoretical Issues*. Ceil Lucas, Hg. S. 275-287. Washington, D.C.: Gallaudet University Press.
- Sozialgesetzbuch. Neuntes Buch (SGB IX). 2009. München: Beck Verlag.
- Shamshudin, Anwar. 1994. Deaf Culture in Pakistan. In: The Deaf Way. Perspectives from the International Conference on Deaf Culture. Carol J. Erting et al., Hg. S.75-77. Washington, D.C.: Gallaudet University Press.
- Sitzler, Dorothea.1995. „Vorwurf gegen Gott“. *Ein religiöses Motiv im Alten Orient. (Ägypten und Mesopotamien)*. Wiesbaden: Harrassowitz Verlag.
- Soden,Wolfram von. 1935. Religion und Sittlichkeit nach den Anschauungen der Babylonier. *ZDMG (Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft)* 89: 143-169.
- . 1990. »Weisheitstexte« in akkadischer Sprache. In: Weisheitstexte. 1. Band. Weisheitstexte, Mythen und Epen, Wolfram von Soden und Willem Hendrik Römer, Hg. S. 110-188. Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus.
- . 2006. Der Alte Orient. *Eine Einführung*. Darmstadt: WBG Verlag.
- Sommer, Gabriele. 1995. Sprachwechsel im südlichen Afrika – Fallbeispiele und Interpretationen. In: Sprachkulturelle und historische Forschungen in Afrika. *Beiträge*

- zum 11. Afrikanistentag. Köln, 19.–21. September 1994. Axel Fleisch und Dirk Otten, Hg. S. 305-326. Köln: Köppe Verlag.
- Specht, Friedrich. 2002. Tötung behinderter Kinder und Jugendkonzentrationslager während der NS-Diktatur. In: Trauma und Gesellschaft. *Vergangenheit in der Gegenwart*. Ibrahim Özkan et al., Hg. S. 111-126. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht Verlag.
- Spranger, Tade Matthias. 2010. Die PID und das Verbot der Behindertendiskriminierung. In: Recht und Ethik in der Präimplantationsdiagnostik. Carl Friedrich Gethmann und Stefan Huster, Hg. S. 155-173. München: Fink Verlag.
- Stackelberg, Hans Heinrich von. 1980. Probleme der Erfolgskontrolle präventiv-medizinischer Programme – dargestellt am Beispiel einer Effektivitäts- und Effizienzanalyse genetischer Beratung. Philipps-Universität Marburg. Fachbereich Wirtschaftswissenschaften. Dissertation.
- Stadler, Hans. 2001. Vom „Krüppel“ zum Körperbehinderten – *Zur Entwicklung der „Krüppelfürsorge“ unter dem Einfluss des Christentums*. In: Heil- und Sonderpädagogik – auch im 21. Jahrhundert eine Herausforderung. *Aktuelle Denkansätze in der Heilpädagogik und ihre historischen Wurzeln*. Grit Wachtel und Ulrich Bleidick, Hg. S.64-89. Weinheim: Beltz Verlag.
- Stange, Aike. 2012. Armutsbekämpfung in Bangladesch. *Wie können Mikrofinanzinstitute erfolgreich sein?* Hamburg: Diplomica Verlag.
- Stegbauer, Christian. 2006. Von den Online Communities zu den computervermittelten sozialen Netzwerken. *Eine Reinterpretation klassischer Studien*. In: Strukturalistische Internetforschung. *Netzwerkanalysen internetbasierter Kommunikationsräume*. Ders. und Alexander Rausch, Hg. S. 67- 94. Wiesbaden: VS Verlag.
- Steiner, Karin. 2009. Die Sicht der hörenden Mitschüler. In: Hörgeschädigte Schüler in der allgemeinen Schule. *Theorie und Praxis der Integration*. Annette Leonhardt, Hg. S. 40-62. Stuttgart: Kohlhammer Verlag.
- Stephan, Joachim. 2011. Die altägyptische Medizin und ihre Spuren in der abendländischen Medizingeschichte. Münster: LIT Verlag.
- Stichnoth, Thomas. 1985: Die medizinische Behandlung der Gehörlosigkeit vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Kölner Medizinhistorische Beiträge. 37. Band. Marielene Putscher, Hg. Universität Köln. Forschungsstelle des Instituts für Geschichte der Medizin.

- . 1987. Schwefelbäder und Diät. *Behandlung der Gehörlosigkeit vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart*. In: *Kölner Universitäts-Journal* 17 (2): 29.
- Stonequist, Everett V. 1961. *The Marginal Man. A Study in Personality and Culture Conflict*. New York: Verlag Russel & Russel.
- Stosch, Klaus von. 2009. Menschenwürde von Beginn an? *Philosophische und theologische Erkundungen*. In: *Designer-Baby. Diagnostik und Forschung am ungeborenen Leben*. Agnes Flöel et al., Hg. S. 49-67. Paderborn: Schöningh Verlag.
- Strasser, Herbert und Norbert Brömme. 2006. Stand und Kaste. In: *Soziolinguistik. Ein internationales Handbuch zur Wissenschaft von Sprache und Gesellschaft*. 13. Band. Ulrich Ammon, et al., Hg. S. 461-466. Berlin: de Gruyter Verlag.
- Strohm, Christoph. 2011. *Die Kirchen im Dritten Reich*. München: Beck Verlag.
- Süßmilch, Johann Peter. 1741. *Die göttliche Ordnung in den Veränderungen des menschlichen Geschlechts, aus der Geburt, dem Tode und der Fortpflanzung desselben*. Berlin: Spener Verlag.
- . 1766. *Versuch eines Beweises, daß die erste Sprache, ihren Ursprung nicht vom Menschen, sondern vom Schöpfer erhalten habe*. Berlin: Verlag der Buchladen der Realschule.
- Suter Tufekovic, Carol. 2008. *Wie mehrsprachige Kinder in der Deutschschweiz mit Schweizerdeutsch und Hochdeutsch umgehen. Eine empirische Studie*. Bern: Lang Verlag.
- Syring, Wolf-Dieter. 2004. *Hiob und sein Anwalt. Die Prosatexte des Hiobbuches und ihre Rolle in seiner Redaktions- und Rezeptionsgeschichte*. Berlin: de Gruyter Verlag.
- Szagan, Anna-Katharina. 1983. *Behinderung. Ein gesellschaftliches, theologisches und pädagogisches Problem*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht Verlag.
- Tajfel, Henri. 1982. *Gruppenkonflikt und Vorurteil. Entstehung und Funktion sozialer Stereotypen*. Bern, Stuttgart: Huber Verlag.
- Tapscott, Don. 1998. *Net Kids. Die Digitale Generation erobert Wirtschaft und Gesellschaft*. Wiesbaden: Gabler Verlag.
- . 2008. *Grown up digital. How the Net Generation is Changing your World*. New York: McGraw-Hill.

- Thiedeke, Udo. 2008. Die Gemeinschaft der Eigensinnigen. *Interaktionsmediale Kommunikationsbedingungen und virtuelle Gemeinschaften*. In: Internet – Bildung – Gemeinschaft. Friederike von Gross, Winfried Marotzki und Uwe Sander, Hg. S. 45-73. Wiesbaden:VS Verlag.
- Thoma, Pius. 2009. Die verdrängte Rolle der Schule – Schule als Ökosystem. In: INKLUSIVE SCHULE. *Leben und Lernen mittendrin*. Ders. und Cornelia Rehle, Hg. S. 17-33. Bad Heilbrunn: Klinkhardt Verlag.
- Thurnburg, Sabine 1992. Besondere Fürsorge im 19. Jahrhundert. *Blinde, Taubstumme und Geisteskranke in der Rheinprovinz 1822-1891*. Universität Köln. Philosophische Fakultät. Dissertation.
- Toivanen, Reetta. 2001. Minderheitenrechte als Identitätsressource? *Die Sorben in Deutschland und die Saamen in Finnland*. Münster: LIT Verlag.
- Tomasello, Michael. 2009. Die Ursprünge der menschlichen Kommunikation. Frankfurt a. M.: Suhrkamp Verlag.
- Tremmel, Jörg. 2008. Was ist eine Generation? In: Soziokulturelle Konstruktion des Alters. *Transdisziplinäre Perspektiven*. Dieter Ferring, Miriam Haller et al., Hg. S. 149-168. Würzburg: Königshausen & Neumann Verlag.
- Tschernokoshewa, Elka. 2005. Geschichten vom hybriden Leben. *Begriffe und Erfahrungswege*. In: Auf der Suche nach hybriden Lebensgeschichten. *Theorie – Feldforschung – Praxis*. Dies. und Marija Jurić Pahor, Hg. S. 9-41 Münster: Waxmann Verlag.
- . 2009. Die Hybridität von Minderheiten: vom Störfaktor zum Trendsetter. In: Beziehungsgeflecht Minderheit. *Zum Paradigmenwechsel in der Kulturforschung / Ethnologie Europas*. Dies. und Udo Mischek, Hg. S. 13-37. Münster: Waxmann Verlag.
- Tüllmann, Adolf. 1958. Lebensmöglichkeiten der Taubstummen bei Naturvölkern und Kulturvölkern. Freie Universität Berlin. Philosophische Fakultät. Dissertation.
- Ueding, Evelyn. 1998. Gebärdensprachdolmetscher in der Arbeitswelt gehörloser Menschen – *Probleme und Entwicklungen*. In: Gehörlose Menschen in der Arbeitswelt. Walter Bungard und Sylvia Kupke, Hg. S. 98-106. Weinheim: Beltz Verlag.
- Uhlig, Anne. 2012. Ethnographie der Gehörlosen. *Kultur – Kommunikation – Gemeinschaft*. Bielefeld: transcript Verlag.
- Ullrich, Daniel. 2004. Zur Kommunikation von hörgeschädigten Menschen in der beruflichen Integration – *eine sozialwissenschaftliche Studie zur Erfassung kommunika-*

- tiver Probleme berufstätiger hörgeschädigter Menschen*. Universität Erfurt. Erziehungswissenschaftliche Fakultät. Dissertation. <http://www.sonos-info.ch/media/e7eec37cf6a348ffff8044fffffd2.pdf> , zuletzt aufgerufen am 1.3.2013.
- Villwock, Agnes. 2012. Klöster und ihr Beitrag zur Gehörlosenbildung - *eine historische Untersuchung vom frühen Mittelalter bis heute*. In: *DAS ZEICHEN* 90 (26): 10-27.
- Volk, Konrad. 1999. Kinderkrankheiten nach der Darstellung babylonisch-assyrischer Keilschrifttexte. In: *Orientalia Nova Series* 68: 1-30.
- Vonier, Andreas. 2008. Cochlea-implantierte Kinder gehörloser bzw. hochgradig hörgeschädigter Eltern. Heidelberg: Median Verlag.
- Vorköper, Marc-Oliver. 2010. Schriftspracherwerb und Deutsche Gebärdensprache: soziolinguistische und psycholinguistische Aspekte. In: *Bildungschancen hörgeschädigter Schülerinnen und Schüler. Beiträge zur Bildungsdebatte*. Anja Wildemann, Hg. S. 61-90. Bad Heilbrunn: Klinkhardt Verlag.
- Wachsmuth; Ipke. 2013. Menschen, Tier und Max. *Natürliche Kommunikation und künstliche Intelligenz*. Berlin: Springer Spektrum Verlag.
- Waetzoldt, Hartmut. 1996. Der Umgang mit Behinderten in Mesopotamien. In: *Behinderung als pädagogische und politische Herausforderung. Historische und systematische Aspekte*. Max Liedtke, Hg. S. 77-91. Bad Heilbrunn: Klinkhardt Verlag.
- Wagner, Frank Wolfram. 2009. Soziale Exklusion und Ressentiment gegen Behinderte in der modernen Stadt. Rudolstadt und Berlin: Greifenverlag.
- Walter, Annika von. 2001. Hörschädigung und sexuelle Gewalt. In: *Hörschädigung und sexuelle Gewalt*. Dies., Hg. S. 33-44. Bonn: Mebes und Noack Verlag.
- Washabaugh, William. 1981. The Deaf of Grand Cayman, British West Indies. *Sign Language Studies* 31: 117-134.
- Wehler, Hans-Ulrich. 2003. Vom Beginn des Ersten Weltkrieges bis zur Gründung der beiden deutschen Staaten. *1914-1949*. Deutsche Gesellschaftsgeschichte. 4. Band. München: Beck Verlag.
- . 2008. Von der „Deutschen Doppelrevolution“ bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges. *1849-1914*. Deutsche Gesellschaftsgeschichte. 3. Band. München: Beck Verlag.

- . 2009. Der Nationalsozialismus. *Bewegung, Führerschaft, Verbrechen. 1919-1945*. München: Beck Verlag.
- Weiß, Ralph. 2009. Pierre Bourdieu: Habitus und Alltagshandeln. In: Schlüsselwerke der Cultural Studies. Andreas Hepp, Friedrich Krotz und Tanja Thomas, Hg. S. 31-46. Wiesbaden: VS Verlag.
- Welsch, Wolfgang. 2011. „Immer nur der Mensch?“ *Entwürfe zu einer anderen Anthropologie*. Berlin: Akademischer Verlag.
- Welti, Felix. 2005. Behinderung und Rehabilitation im sozialen Rechtsstaat. *Freiheit, Gleichheit und Teilhabe behinderter Menschen*. Tübingen: Mohr Siebeck Verlag.
- Werth, Isa und Sieprath, Horst. 2002. Interkulturelle Kommunikation zwischen Hörenden und Gehörlosen. In: *DAS ZEICHEN* 61 (16): 360-364.
- Werner, Hans. 1932. Geschichte des Taubstummenproblems bis ins 17. Jahrhundert. Jena: Fischer Verlag.
- Westendorf, Wolfhart. 1992. Erwachen der Heilkunst. *Die Medizin im Alten Ägypten*. Zürich: Artemis & Winkler Verlag.
- . 1999. Handbuch der altägyptischen Medizin. 1. Band. Leiden: Brill Verlag.
- Whiting, John W.. 1990. Vorwort. In: Jeder sprach hier Gebärdensprache. *Erblich bedingte Gehörlosigkeit auf der Insel Martha's Vineyard*. Siegmund Prillwitz, Hg. S. 9-10. Hamburg: SIGNUM Verlag.
- Wilken, Etta. 2006. Präverbale sprachliche Förderung und Gebärden-unterstützte Kommunikation in der Frühförderung. In: Unterstützte Kommunikation. *Eine Einführung in Theorie und Praxis*. Dies., Hg. S. 29-46. Stuttgart: Kohlhammer Verlag.
- Willers, Christiane. 2009. Hinduismus / Buddhismus. Religion und Weltanschauungen. *Werte, Normen, Fragen in Judentum, Christentum, Islam, Hinduismus / Buddhismus, Esoterik und Atheismus*. 4. Band. Berlin: BWV Verlag.
- Williams, Holly. 2010. A Sociolinguistic Survey of the Honduran Deaf Community. In: *SIL Electronics Survey Reports. (March)*: 1-24. <http://ftp.sil.org/silesr/2010/silesr2010-009.pdf>. (Zuletzt aufgerufen am 1.3.2013).
- Williams, Holly und Elizabeth Parks. 2010. A Sociolinguistic Survey Report of the Dominican Republic Deaf Community. In: *SIL Electronic Survey Reports. (March)*: 1-20. <http://www.silinternational.org/silesr/2010/silesr2010-005.pdf>. (Zuletzt aufgerufen am 1.3.2013).

- Winter-Heider, Christiane. 2009. Mutterland Wort. *Sprache, Spracherwerb und Identität vor dem Hintergrund von Entwurzelung*. Frankfurt a. M.: Brandes & Apsel Verlag.
- Wisotzki, Karl Heinz. 1998. Gehörlosenpädagogik. In: Einführung in die Behindertenpädagogik II. *Blinden-, Gehörlosen-, Geistigbehinderten-, Körperbehinderten- und Lernbehindertenpädagogik*. Ulrich Bleidick, Hg. S. 31-56. Stuttgart: Kohlhammer Verlag.
- Wolff, Philipp Heinrich. 1845. Handbuch der theoretischen und praktischen Ohrenheilkunde von Dr. Carl Gustav Lincke. Dritter Band. Die Nervenkrankheiten des Ohrs, die Taubstummheit und die Ohrenoperationen. Leipzig: Verlag der J.C. Hinrichs'schen Buchhandlung.
- Wünsche, August. Hg. 1882. Der Midrasch Schemot Rabba. *Das ist die Haggadische Auslegung des Zweiten Buches Moses. Mit Noten und Verbesserungen von Rabbiner Dr. J. Fürst und D. O. Straschun*. Leipzig: Schulze Verlag.
- Zaurov, Mark 2003: Gehörlose Juden. *Eine doppelte kulturelle Minderheit*. Frankfurt a. M.: Lang Verlag.
- Zeshan, Ulrike. 2000. Gebärdensprachen des indischen Subkontinents. München: Lincom Europa Verlag.
- Zeshan, Ulrike und Connie des Vos, Hg. 2012. Sign Languages in Village Communities. Anthropological and Linguistic Insights. Berlin: De Gruyter & Nijmegen: Ishara Press.
- Zinsmeier, Julia. 2006. Strafrechtliche Reaktionen. In: Sexueller Missbrauch durch Professionelle in Institutionen. *Prävention und Intervention – ein Werkbuch*. Jörg M. Fegert und Mechthild Wolff, Hg. S. 101-120. München: Juventus Verlag.
- Zeleps, Ioannis. 2002. Die Ethnisierung griechischer Identität. *1870-1912*. München: Oldenbourg Verlag.

Quellen aus dem Internet: (Zuletzt aufgerufen am 31.3.2013).

Anzahl Gehörloser (weltweit):

<http://wfdeaf.org/?s=worldwide>

Beiträge zum Thema Behinderung:

<http://www.gl-cafe.de/viewtopic.php?p=252877#p252877>

<http://www.gl-cafe.de/viewtopic.php?f=108&t=5206&start=250>

Bericht über Gründung des Vereins „Bundesverband der tauben Selbständigen und Unternehmer“ (BvtSU):

http://www.taubenschlag.de/cms_pics/Bericht%20von%20der%20Gruendung.pdf

Berichte über Ingo Barth (gehörloser Wissenschaftler):

<http://www.taubenschlag.de/meldung/6188>

<http://www.bildungsexperten.net/bildungschannels/studium/vorlesung-in-gebaerdensprache/>

Hamburger Notationssystem (HamNoSys):

<http://www.sign-lang.uni-hamburg.de/dgs-korpus/index.php/hamnosys.html>

Informationen über den Einsatz und Aufgaben von Mitgliedern eines Mobilen Sonderpädagogischen Dienstes (MSD):

<http://www.regierung.niederbayern.bayern.de/aufgabenbereiche/4/foes/eltern/msd/index.php>

Nationale Minderheiten:

http://www.bmi.bund.de/SharedDocs/Downloads/DE/Broschueren/2013/Minderheiten_Minderheitensprachen.pdf?__blob=publicationFile

Sorben:

<http://www.tagesspiegel.de/politik/international/minderheit-die-sorgen-der-orben/1245074.html>

Präimplantationsdiagnostik:

<http://www.welt.de/print-welt/article386254/Wir-wollen-taube-Kinder.html>

<http://www.spiegel.de/spiegel/a-550760.html>

http://www.kobinet-nachrichten.de/cipp/kobinet/custom/pub/content,lang,1/oid,17577/ticket,g_a_s_t

<http://www.gl-cafe.de/viewtopic.php?t=42249>

VerbaVoice (Schriftsprachdolmetscher):

<http://www.verbavoice.de>

Visuelle Darstellungen verschiedener Gebärdensprachen:

<http://linksammlungen.zlb.de/2.3.2.120.50.html>

<http://meinaugenschmaus.blogspot.de/2010/10/gebardennamen-der-politiker.html>

Anhang

Gesprächspartner/innen

Fritz Geisperger:

Hörender Gehörlosenpädagoge.

Seit 2009 Direktor des Instituts für Hörgeschädigte in Straubing.

Karl Harms:

Hörender Sozialpädagoge.

Seit 1988 Heimleiter des BBW²³⁶-Wohnheims in München.

Anita²³⁷:

Hörende Tochter von Erzebet (Mitglied des Gebärdenchors).

Dekorateurin.

Wohnhaft in Holzkirchen.

Helmut:

Gehörloser Ehemann von Dora (Mitglied des Gebärdenchors).

Rentner.

Wohnhaft in Dorfen.

Dora:

Gehörlose Ehefrau von Helmut.

Rentnerin.

Wohnhaft in Dorfen.

²³⁶ BBW: Berufsbildungswerk.

²³⁷ Diese und nachfolgende Personen werden nur mit Vornamen genannt, um die gewünschte Anonymität zu wahren.

Karin:

Hörende Tochter von Dora und Helmut.

Angestellte.

Wohnhaft in Dorfen.

Alexandra:

Gehörlose Enkelin von Dora und Helmut.

Schülerin.

Kein CI²³⁸.

Wohnhaft in Dorfen.

Gerti:

Gehörlose Leiterin der Gymnastikgruppe.

Masseurin.

Kein CI.

Wohnhaft in München.

Melissa:

Gehörlose Tochter von Gerti.

Studentin an der LMU.

Kein CI.

Wohnhaft in München.

Christian:

Gehörloser Freund von Gerti.

Techniker.

Kein CI.

²³⁸ Cochlea Implantat.

Wohnhaft in Eichenau.

Sandra:

Gehörlose Gebärdensprachdozentin.

Kein CI.

Wohnhaft in München.

Regina:

Gehörlose Industriekauffrau.

Kein CI.

Wohnhaft in Freising.

Barbara:

Gehörlose Abiturientin (Fachoberschule).

CI-Trägerin.

Wohnhaft in München.

Laura:

Gehörlose Abiturientin (Fachoberschule)

Kein CI.

Wohnhaft in München.

Kathy:

Gehörlose Bürokauffrau

CI-Trägerin.

Wohnhaft in München.